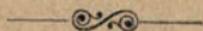


28 248

Rob. Eur. F. $\frac{2}{8}$.

Reiseskizzen aus Corsica.



Alle Rechte vorbehalten.



28248

BIORNIKA
Kolekcji
Zabezpieczonych

N-4649313

NH-66759/TMK

Inhalts-Verzeichnis.

I. Einleitung. Ueberfahrt. Ankunft auf Corsica. Geschichtliche Notizen	1
II. Einleitung. Beschaffenheit der Insel. Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner	19
III. Ajaccio. Klima. Unterkunftsgelegenheiten. Be- wohner	40
IV. Die Umgebung von Ajaccio. Spaziergänge. Aus- flüge. Sprache. Charakter des Volkes	65
V. Eine verfehlte Tour nach Vico	93
VI. Von Ajaccio nach Sartene und Bonifacio	120
VII. Bonifacio, Porto Vecchio, Sartene und Santa Lucia di Tallano	153
VIII. Von Bichisano nach den Bädern von Guitera und Zicavo; von den Bädern von Guitera nach Santa Maria Ziché, Cauro, Bastelica und nach Ajaccio zurück	186
IX. Die Rundtour von Ajaccio nach Vico, Evvisa, La Piana, Carghese und nach der Hauptstadt zurück. — Die letzten Ausflüge in der Umgebung Ajaccios.	212
X. Von Ajaccio nach Bocognano. — Besuch bei den Banditen von Bella-Coscia	248
XI. Von Bocognano nach Vivario über den Foggia-Pass. — Besuch des Sorba-Waldes. — Von Vivario nach Corte — Sehenswürdigkeiten dort. — Ausflüge nach dem Restonica-Thal und der Scala di Santa Regina	275
XII. Von Corte nach Aleria und Casabianda, durch die Casinca oder Castagniccia, über Morosaglia, (Ge- burtshaus Pasquale Paolis), Piedicroce (die Bäder von Orezza) und Cervione	302
XIII. Von Bastia über Brando, Luri, Rogliano, Pino und Nonza nach San Fiorenzo	334
XIV. Von San Fiorenzo nach Isola Rossa und Calvi und durch die höhere Balagna über Pontealeccia nach Bastia zurück	352
Register	375
Druckfehlerverzeichniss	382
Anzeigen	384
Karte am Schluss des Buches	

I.

Nach Corsica! Der Wunsch, diese Insel zu besuchen, erwachte letzten Winter in uns, als wir einige Zeit in Mentone, an der Riviera, zubrachten. Das Gasthaus, in dem wir dort wohnten, ist am Meere dicht am Strande gelegen. Der unübersehbare Spiegel lag vor uns ausgestreckt, und es hat einen eigentümlichen Zauber, den ewigen Wechsel zu beobachten, welchen das Mittelländische Meer dem Beschauer darbietet. Man kann sagen, dass es sich keine halbe Stunde gleich bleibt. Besonders morgens erhoben wir uns gern bei der ersten Dämmerung, um über die See hinauszublicken. In dem fahlen Lichte flogen die Möwen schon unaufhörlich hin und her, plötzlich hinuntertauchend, um ihre Beute zu erhaschen, nur kurze Augenblicke auf den Fluten ruhend, um eben so schnell emporzuschieszen, — ein ewiges Hin- und Herschweber, ohne Rast von früh morgens bis spät abends. Sonst war alles still umher, und oben schimmerten noch schwach die erbleichenden Sterne. Das Licht nahm zu, im Osten leuchtete es wie der klarste, durchsichtigste Bernstein. Wir trauten unseren Augen nicht: dort, wo seit Tagen während unserer vielen Beobachtungen nichts sich gezeigt hatte als Wasser, da stiegen Berge auf, blau, duftig

und doch zu gleicher Zeit weiss, silbern blitzend. Es musste Erde sein, und doch schien es für diese Welt zu ätherisch, zu feenhaft; das Herz fühlte sich mächtig ergriffen; schien es doch als habe man einen Blick in eine andere, höhere Sphäre gethan. Es war Corsica, — das heisst die Gipfel der mit ewigem Schnee gekrönten Berge der Insel, des Monte d'Oro 2653 Meter, des Monte Rotondo 2764 Meter, des Monte Cinto 2816 Meter hoch, und 200 Kilometer von der Riviera entfernt. Der Blick blieb an ihnen haften, so zauberisch wunderbar fesselnd war das Bild, man wagte kaum zu atmen. Die Sonne stieg, links von der Insel, über dem Meere auf, siegreich triumphierend; der Himmel, das tiefblaue Wasser leuchteten hier und da wie flüssiges Gold. Da merkte man wie Corsica erblich; vorher war es so klar, so deutlich gewesen, dass man meinte es greifen zu können, nun wurde es lichter und verschwand, — dort wo es vorher sich gezeigt, sah man nur Meer. Bei klarem, günstigem Wetter bot sich uns dieselbe Erscheinung öfters dar, auch abends vor Sonnenuntergang. Erblickt man die Insel zu anderer Tageszeit, dann behaupten die Einwohner der Riviera, dass es ein Zeichen nahenden Unwetters sei. An jener Küste übt Corsica einen magischen Einfluss auf den Menschen aus; von früh morgens bis spät abends wendet sich der Blick immer wieder unwillkürlich dem Südosten zu, um zu erfahren, ob die wundervollen, geheimnisvollen Berge auftauchen.

Wunderbar, geheimnisvoll, ureigentümlich ist überhaupt alles was die Insel anbetrifft; Frankreich, Italien und Spanien so nahe, und doch scheinbar aus der Welt, von der Welt abgeschlossen, — von derselben seltsam

verschieden. Auch in den gebildetsten Klassen ist Corsica in Deutschland so wenig bekannt, dass, als wir den Wunsch aussprachen die Insel zu besuchen, man uns verwundert anblickte; das Erstaunen hätte nicht grösser sein können, wenn wir das Vorhaben geäussert, nach den Sandwich-Inseln abzureisen.

Und doch giebt es kein Land, welches seiner Geschichte, seiner Sitten, seiner Gebräuche und seiner Natur wegen mehr zu einem Besuche reizte. Was für ein bewunderungswürdiges Volk sind die Corsen immer gewesen, in ihrem feurigen Patriotismus ein glänzendes Beispiel für alle Völker bietend, stets bereit, wie wir alle bereit sein sollten, sich selbst, und alles was sie besaßen, für das Vaterland aufzuopfern. Nichts schien ihnen zu teuer, um es freudig hinzugeben, wenn das Wohl dieses Vaterlandes es erheischte. Zweitausend Jahre kamen sie fast nie zur Ruhe, ein fortwährender Kampf gegen die Feinde ihrer Freiheit, besonders gegen die Pisaner und die Genueser. Was Menschenkraft nur versuchen konnte, um ein unabhängiges, freiheitsliebendes Volk zu unterdrücken und zu knechten, das haben besonders diese versucht. Ein Held nach dem anderen stand auf, um die Corsen zu befreien; kein Wunder, dass das Volk mit solchem Enthusiasmus von einem Giudice della Rocca, Giampolo, Sampiero, Pasquale Paoli und so manchen anderen spricht. Männer, auf welche jede Nation stolz sein müsste. Sich selbst vergessend, und ohne jedes persönliche Interesse, lebten, handelten sie nur für das grosse Ganze, achteten keine Hindernisse, fürchteten keine Gefahr, gern bereit jedes Leiden zu ertragen, wenn sie nur das heiss ersehnte Ziel erreichen konnten: ihr Volk von dem Unterdrücker zu

befreien. Und war das geschehen, und ihr heisser Wunsch erfüllt worden, dann stieg kein ehrgeiziger Gedanke in ihrer Brust auf; nicht sich selbst erheben wollten sie, sondern nur ihrem Vaterlande als Staat, zum Aufschwung, zur Wohlfahrt, zum Gedeihen verhelfen. Die tiefste Wehmut ergreift die Seele, wenn man die ehrwürdige Erscheinung Pasquale Paolis anblickt und sein Leben betrachtet. Endlich war es ihm gelungen, sein Volk zu befreien und, das Ideal langer Jahrhunderte verwirklichend, ihm eine selbständige Regierung, einen einfach geordneten, aber allen Bedürfnissen des Landes wunderbar entsprechenden Staat zu bilden. Unter seiner Leitung erholte die Insel sich, die vielen Wunden, welche durch die langen Kriege geschlagen worden, heilten, der Handel blühte wie er nie vorher geblüht, und staunend blickte Europa auf das kleine Land, welches eine Freiheit, eine Wohlfahrt genoss, wie sie damals noch keinem anderen Staate zu teil geworden war.

Da nahten die Franzosen, von den Genuesern dazu aufgefordert, sich der Insel zu bemächtigen. Nach langen, blutigen Kämpfen mussten die Corsen, nach der entsetzlichen Schlacht von Ponte Unovo sich 1769 dem neuen Herrn unterwerfen. Pasquale Paoli floh nach England, von der einzigen Sehnsucht beseelt, dass es ihm noch gelingen werde, dereinst den Engländern die Herrschaft über seine Heimatsinsel zu erringen. Er mochte wohl einsehen, dass von dieser Nation mit ihrem grossen Talent zur Kolonisation und ihrer Fähigkeit den Kolonisten zur grösstmöglichen materiellen Entwicklung zu verhelfen, für Corsica am meisten zu erwarten sei. Der schöne Traum sollte sich nie verwirklichen. Obgleich Paoli nochmals

nach der grossen Revolution in seine Heimat zurückkehrte, musste er bald wieder fliehen und starb im Exil, — seine Asche ruht noch in fremdem Boden, nicht in der Heimaterde, wie es doch so sehr eines jeden Corsen Wunsch ist. Jetzt wird die Frage eifrig erwogen, ob man die Ueberreste des grossen Patrioten und Staatsmannes nach Corsica zurückbringen solle. Die Gebildeten der Insel sagen sich oft: „Paoli mag Recht gehabt haben, unter den Engländern wären wir etwas anderes geworden, und nicht wie jetzt im Elend verkommen. In den mehr als hundertunddreizehn Jahren, seit Frankreich Besitz von der Insel ergriff, soll wenig zur Hebung des materiellen Wohlseins derselben geschehen sein, —“ nur Wege hätten sie gebaut, um das Militär leichter zu befördern, behauptet man.

Und doch birgt Corsica Schätze, welche, wenn ans Licht gezogen, dem Lande Wohlfahrt bringen müssten. Die Franzosen, von ihrer Seite, könnten wohl antworten, dass einem Lande nicht zu helfen sei, dessen Bewohner ihre Kräfte nicht anstrengen wollen, wo man keineswegs der Ueberzeugung der Gegenwart huldigt, dass die Arbeit adelt, sondern halsstarrig behauptet, dass sie den Menschen entehre, herabwürdige. Bei dieser Ansicht ist freilich an materiellen Aufschwung nicht zu denken, an ein Verwerten und Ausnützen der natürlichen Quellen, welche die Insel von der Vorsehung erhalten hat. Wenn der Corse nur für den Augenblick lebt, so dass, wenn sein Kastanien-, sein Olivenbaum ihn ernährt, er nichts mehr verlangt, so ist an keine Verbesserung seiner Lage zu denken.

Die Sehnsucht, die herrliche Natur zu sehen, trieb

uns hin. Der volle Reiz des Südens machte sich uns nie so geltend, wie in diesem Jahre. Am Genfer See waren die Berge bis tief an ihren Hängen herunter beschneit, und der Wind, welcher von ihnen herblies, berührte eisig kalt. Der Winter war schon Ende November dort eingezogen. Zwei Tage später umfing uns in Marseille die herrlichste, wonnigste Frühlingsluft, nachdem vierundzwanzig Stunden zuvor in Lyon der Schnee noch in der Luft herumwirbelte. In Genf war der Himmel meistens grau gewesen, hier wölbte er sich tief blau über uns, und welche Farbenpracht, als wir an dem darauffolgenden Tage auf der die beiden Häuser des Chateau Longchamps verbindenden Gallerie standen, wo wir die Fontainen ihr reichliches Wasser in die Tiefe senden und die Sonne untergehen sahen. Geblendet wandten unsere vor kurzem erst an die Farblosigkeit des nördlichen Herbstes gewohnten Augen sich ab, um sich immer wieder auf das prächtige Schauspiel zu richten. Im Hintergrunde zeigte sich auf dem schroff aufsteigenden Kegel die schöne neue Kirche Notre Dame de la Garde, gegen den glühenden Himmel sich abhebend, wie verklärt.

Uns war es darum zu thun, die Ueberfahrt nach Corsica noch vor Ende des Novembers zu unternehmen, denn gewöhnlich ist der Dezember für das Meer ein sehr stürmischer Monat, obgleich manches Jahr eine Ausnahme bietet und das Unwetter entweder früher oder erst im Januar eintreffen läßt.

Ausserordentlich windstill und klar war die Woche, welche wir in Marseille zubrachten, aber wir säumten mit der Abreise, da Dienstags nur die Dampfboote der Gesellschaft Transatlantique nach Ajaccio fahren, welche viel

grösser sind als die, die Freitags die zwei Companien Traissinet und Valéry versenden. Am Tage vor dem festgesetzten Termine, wo wir mit dem Canrobert (1200 Tonnen) Marseille verlassen sollten, fing der gefürchtete Mistral (Nordwestwind) zu toben an, und als wir nachmittags eine Fahrt den wunderbar schönen Corniche Weg entlang machten, der am Strande sich hinschlingelt und fortwährend stets sich wechselnde köstliche Aussichten bietet, da sah das Meer keineswegs einladend aus. Die Matrosen, welche wir um ihr Urtheil befragten, antworteten trostvoll: „Das wird morgen noch ärger werden!“

Aber sie schienen sich geirrt zu haben, denn als der andere Tag anbrach, war es still in der Atmosphäre geworden und wir nahmen beruhigt unsere Bilette. Kaum war das geschehen und alles zur Abfahrt bereit, da kehrte der Mistral mit verdoppelter Wucht zurück, als freute er sich, uns hintergangen zu haben. Das war eine Nacht, wie man sie seinem ärgsten Feinde sogar nicht wünschen darf. Als wir noch im Hafen lagen, merkte man an den Vorbereitungen, dass nichts Angenehmes zu erwarten sei. Alles was nur irgend beweglich war, wurde festgebunden.

„Wir werden heute nacht tanzen!“ sagte die Frau des Stewards zu den armen schon so traurig aussehenden Menschen, welche sie umstanden, so dass deren Gesichter noch länger wurden als vorher.

Es war eine bunte Szene, welche der Abfahrt vorausging. Dem Canrobert gegenüber befand sich ein zweites Dampfboot von gleicher Grösse, dessen Ziel Algier war. Dieses sollte vor uns die Reise beginnen, da die zwei Fahrzeuge nicht zu gleicher Zeit den Hafen verlassen konnten. Auf beiden Schiffen befanden sich noch viele

Leute, welche herbeigekommen, um von den Scheidenden Abschied zu nehmen. Es war ein wirres Gedränge: die Reisenden kamen mit ihrem Gepäcke an, die grossen mit Briefen und Paketen beladenen und nach Afrika bestimmten Säcke wurden an Bord gebracht, denn auch unser Dampfboot hält nur in Ajaccio an und geht jede Woche nach Bône und Philippeville weiter. Plötzlich hörte man den lauten Befehl, Platz zu machen, und ein langer Zug Soldaten nahte; in ihrer Mitte, einer an den anderen gekettet, paarweise, die militärischen Sträflinge; die eine Hälfte ging hinüber, die andere wurde unserem Schiffe zuerteilt. Diese Ankunft schien man nur abgewartet zu haben, da erklang die Glocke als Zeichen, dass alle, welche nicht mitfahren wollten, das Dampfboot verlassen mussten. Nur noch ein letzter langer Kuss, ein krampfhaftes Ergreifen der zitternden Hände, ein eifriges Anblicken der feuchtgewordenen Augen, und die, welche in Marseille zu bleiben gedachten, wandten dem Schiffe den Rücken zu. Es ist sicher: der Abschied von lieben Menschen wird uns doppelt, dreifach schwer, wenn dieselben durch das Meer von uns getrennt werden sollen; wir wissen ja aus Erfahrung, wie tückisch das Element ist, wie mancher von den Wellen verschlungen wurde, so dass jener Kuss, jener Händedruck, jener Blick die letzten blieben, und wir die uns so teuren Züge niemals mehr auf Erden wiedersehen sollten.

Kaum war das nach Algier bestimmte Dampfboot dem Eingang des Hafens nahe, da setzte sich auch der Canrobert in Bewegung; wir hätten um fünf Uhr abreisen sollen, aber es war halb sechs geworden, und die Dämmerung schon so weit vorgeschritten, dass man Mar-

seille nur an den unzähligen Lichtern erkannte, welche Brillanten gleich am Gestade blitzten.

Stundenlang fährt man unweit des Ufers dahin und sieht die Leuchttürme flimmern, ehe man in die weite See sticht, um direct auf Corsica zuzusteuern. Angenehm ist es, dass bei diesen Schiffen die Kajüte auf dem Verdecke errichtet worden, so dass man von deren Fenstern aus, vor jedem Unwetter geborgen, sich alles anschauen kann.

Wie immer bei Seereisen wurde mit dem Essen gewartet bis man eine gute Strecke zurückgelegt hatte; der Steward frug bei jedem an: „Wollen Sie versuchen zum Diner zu kommen?“ Die armen, schon von den heranahenden Qualen der Seekrankheit geängstigten Menschen verzogen krampfhaft den Mund. Versuchen wollten sie es gern, aber ob es ihnen gelingen werde, hing von den Launen des Gottes Neptun ab, nicht von ihrem eigenen Willen.

Als der Ruf endlich erklang, da setzte sich eine beträchtliche Anzahl zu Tisch, auf allen Gesichtern war der feste Entschluss zu lesen, mit dem Feinde zu kämpfen so lange es nur irgend anging. Es nützte aber nicht viel, — was hilft da Energie und todesverachtende Entschlossenheit, wer sich noch nie gebeugt hat, muss sich hier besiegt erklären. Es wurde zuerst viel gelacht und gescherzt: man wollte sich die zunehmende Schwäche selbst verbergen. Aber einer verstummte nach dem anderen, erbleichte, verschwand mit grosser Eile, aber wenig Anmut die Treppe hinunter, und ward nicht wieder gesehen, bis das Reiseziel erreicht worden und die blassen schwankenden Gestalten sich auf dem Verdecke versammelten.

Ich musste wieder an die Worte des Kapitäns denken, welcher, als wir vor zwei Jahren von Neapel nach Palermo reisten, mit einem so tief ernsten Gesichte sagte: „O, die Seekrankheit ist etwas Entsetzliches! — es giebt nichts, was so in jedes Verhältnis eingreift und alles zerstört, was sonst für unzerstörbar erachtet wird. Der Mann wird stumpf und gefühllos gegen seine Frau, die Frau gegen den Mann, die Schwester gegen den Bruder, — und sogar Hören Sie jenes Kind wimmern? Wissen Sie warum es so jammert? Weil die Mutter es vergessen hat; — sie, die sonst ihr Leben für den Liebling aufopfern würde, beachtet denselben jetzt nicht, weil sie seekrank darniederliegt und empfindungslos geworden ist Ich habe das ja so oft mit angesehen, und meine Seele ergreift alsdann eine tiefe Wehmut, denn kein Gefühl hält stand, keines, sage ich Ihnen!“ Und der Kapitän seufzte schwer.

Jene Nacht musste die Wahrheit dieser Worte erproben, denn nur ein Herr und eine Dame von den Passagieren erster Klasse blieben von der Krankheit völlig verschont. Die Frau des Stewards hatte Recht gehabt, das war ein toller Tanz! Keine Sekunde blieb der Can-robot ruhig; von einer Seite wollte er zur anderen, sich jedesmal tief herabsenkend, so dass, ohne sich mit beiden Händen anzuklammern, man nicht aufrecht stehen konnte und gegen die Betten, oder die Tische und die Bänke geschleudert wurde. Auch die, welche nicht seekrank waren, durften an Schlaf nicht denken.

Bei der ersten Morgendämmerung eilte ich auf das Verdeck hinauf, Corsica war schon in Sicht, dunkel, geheimnisvoll: für den Anblick der Insel ist ein Nahen von

der Westseite her nicht günstig, da das Land alsdann zu wenig beleuchtet wird. Schwarzblau sahen die Höhen aus, hell stachen nur die weissgekrönten Spitzen ab. Aber schon merkte man, dass die Sonne aufsteigen wollte, denn hinter den Bergen im Osten wurde der Himmel immer lichter, feuriger. Jetzt glühten die schneeigen Häupter des Monte Cinto, Monte Rotondo, Monte d'Oro, Monte Baglea-Orbo, Monte Carbo und der anderen Riesen, sie schienen zu brennen, während an den Hängen noch vollkommene Nacht herrschte. Immer blendender wurde die Glut, allmählich in ein tiefes, warmes Rot übergehend. Da stieg im Osten die Sonne über den Spitzen empor, die ganze Kette und deren unzählige Vorberge und Ausläufer zum Leben erweckend; vor ihrer siegreichen Macht flohen die Schatten alle und die grünen Hänge strahlten in dem intensiven Lichte. Das Meer tobte um mich her, die dunkelblauen Wellen türmten sich haushoch, überschlugen sich dann und gingen in Schaum auf. Der Mistral nahm diesen Schaum und trug ihn mit sich fort; die Morgenstrahlen, welche hindurch schienen, liessen ihn silbern und golden aufblitzen. Der Canrobert tauchte in die Tiefe, um sich dann wieder eben so hoch zu erheben, so dass man sich fester als je zuvor anklammern musste, aber es war ein Anblick, den man nie wieder vergessen kann. Zu einem neuen Tage erwacht, schien die Schöpfung, sich des ganzen Lebenssegens bewusst, frohlockend dem Erschaffer aller Dinge entgegenzujubeln und leuchtend vor Glück seine Macht, seine Grösse anzuerkennen.

Wer an die nackten Berge von Italien gewöhnt ist, den müssen diese dichtbewachsenen Hänge von Corsica sehr angenehm berühren. In ziemlich gleichen Zwischen-

räumen erheben sich die halbverfallenen Türme, welche einst die Genueser erbauten, um das Land vor den Sarazenen zu schützen; sie sind sich so nahe, dass die Besatzungen sich gegenseitig Zeichen geben konnten, um das Herannahen der Seeräuber zu verkünden.

Ich frug nach dem Namen eines Dorfes: „Das ist Carghese“, lautete die Antwort. Also die griechische Niederlassung, welche sich so schwer behaupten konnte, und von den Corsen immer wieder bekriegt und vertrieben wurde, welche es nicht vertragen konnten, dass ein fremdes Element auf ihrer geliebten Heimatsinsel Fuss fassen sollte.

Wir nähern uns mehr dem Lande und steuern scheinbar auf eine Inselgruppe zu: es sind die Iles Sanguinaires, am Eingang des grossen Golfs von Ajaccio gelegen, dessen südlicher Arm viel weiter in die See hinausragt als der nördliche.

Man hat diesen Golf sehr oft mit dem von Neapel verglichen und erklärt, dass einer dem anderen an Schönheit nicht nachstehe, aber ich kann jener Erklärung nicht beipflichten. Berge schliessen diese Bai ein wie dort, anstatt des Vesuvs blickt der mit Schnee bedeckte Granitriese, Monte d'Oro, herüber. Wie Neapel liegt auch Ajaccio in der Mitte des Golfs, sich auf einem ins Meer vorspringenden Felsen amphitheatralisch lagernd. Am Eingang, wie treue Wächter, erheben sich, — Capri gleich, — die Iles Sanguinaires, — und trotz allem sträubt man sich, dieser Bai den gleichen Preis wie Neapel zuzuerkennen. Wie klein, wie unbedeutend ist die Stadt mit Neapel verglichen, hier fehlt das Häusermeer, welches fast ununterbrochen und so unbeschreiblich

malerisch den Golf von Neapel einschliesst. Wie lebhaft ist der Verkehr dort, wie still hier; welches Leben auch in Neapel auf dem Wasser, wo fortwährend Schiffe aus- und einfahren und die weissen Segel sich so schön von dem blauen Wasser abheben. In Ajaccio zeigt sich grosse Aufregung, wenn ein Dampfboot oder ein anderes Fahrzeug naht; alles strömt dem Hafen zu, um den Ankömmling zu begrüßen. In dieser Bai, welche von den fast überall unmittelbar von dem Ufer sich erhebenden Bergen so geschützt ist, dass sie einen natürlichen Hafen bildet, und wie man behauptet, die vereinigten Flotten von Frankreich und England bergen könnte, befinden sich nur wenige Schiffe. Ajaccio und dessen Bai kommen mir vor wie ein Neapel ohne Seele, ohne Leben; man möchte die Macht besitzen, sie durch Zauberkraft zu einem besseren höheren Dasein zu erwecken.

Wir bogen zwischen den Felseninseln Sanguinaires und dem Punto della Parata, der Spitze des nördlichen Arms, in den Golf ein und näherten uns allmählich der Stadt. Einen Vorzug haben diese Berge, sie sind, was in der Bai von Neapel nur in der Umgebung von Sorrento der Fall ist, mit dichtem Grün bekleidet. Das blaue Wasser wird minder bewegt und nimmt in der Nähe der Stadt die Ruhe eines Landsees an, in der Sonne blitzt es hell auf.

Der erste Eindruck von Ajaccio ist kein angenehm überraschender, besonders wenn man an Neapel denkt. Von dem Wasser aus zeigt sich nur ein kleiner Teil der Häuser, es fehlen die malerischen Türme und Kuppeln. Im Nu sind wir von Nachen umringt, jeder Insasse preist sein Gasthaus an, einer versucht den anderen zu über-

schreien; und damit nicht zufrieden, stürmen sie die Schiffsleiter herauf und bemächtigen sich des Gepäcks. Umsonst fährt der Kapitän, ein sonst freundlicher, lebenswürdiger Mann, sie an, eifrig besorgt die Reisenden zu schützen; er, der an den unbedingtsten Gehorsam gewöhnt ist, macht hier vergeblich seine Rechte geltend, und zieht sich murrend und grollend in die Kajüte zurück. Die Reisenden sind nun schutzlos der schreienden tobenden Menge preisgegeben, ohne Kraft und ohne Energie, nach den durchgemachten Strapazen dem Anprall zu widerstehen. Denn auch die, welche ohne Seekrankheit die Nacht verbrachten, mussten von derselben aufs äusserste angegriffen sein. Die Idee, unter Dach zur Ruhe zu kommen, ist das einzige, wonach in einem solchen Falle der Mensch sich sehnt; und von diesem Gedanken beseelt lässt er alles über sich ergehen.

So kam es, dass wir in ein Hotel gelangten, wohin wir nicht vorgehabt hatten zu gehen. Nur einen Tag hielten wir es dort aus und mussten dann ausziehen, aber es ist uns doch interessant gewesen, ein Gasthaus kennen zu lernen, welches unter denen ersten Ranges genannt und in Reisebeschreibungen sehr gepriesen worden ist. Es mag als Warnung für alle Reisenden dienen, in Ajaccio kein Hotel zu wählen, welches von Corsen geführt wird. Die Treppen, die Gänge, die Zimmer waren so schmutzig, dass der Fuss unwillkürlich zögerte dieselben zu betreten. Wurden die verschiedenen Speisen auf den Tisch gestellt, dann legte man augenblicklich den Löffel oder das Messer und die Gabel hin, denn der Geruch von ranzigem, verdorbenem Oel war so stark, dass der blosser Gedanke an Essen unerträglich wurde. Das Fleisch, die Gemüse

schwammen in Fett und waren bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Den folgenden Tag siedelten wir in das Gasthaus Continental, früheres Hotel Germania, über. Der Name ist seit diesem Herbst umgeändert worden, weil er bei den Franzosen Anstoss erregte und sie sich weigerten das Hotel zu betreten, aus Angst nur Deutschen hier zu begegnen. Einen äusserst angenehmen Eindruck machte es auf uns nach den Erfahrungen des vorangegangenen Tages in seiner Reinlichkeit, und einen gleich günstigen Kontrast bildete das Essen.

Der Spätherbst 1882 war für Ajaccio ein aussergewöhnlich ungünstiger. Ende November und Anfang Dezember viel Sturm, viel Regen, im vorhergehenden Winter soll man in sieben Monaten nur fünf wirkliche Regentage gehabt haben. Und trotzdem überraschte uns in der ersten Hälfte des Dezembers die Milde der Luft. Morgens, ehe die Sonne in unsere nach dem Süden gelegene Zimmer schien, zeigte das Thermometer zwölf bis dreizehn Grad Réaumur, meistens dreizehn, wobei man sich im Süden aber so behaglich fühlt, wie im Norden bei vierzehn, fünfzehn. Draussen waren morgens zwischen acht und neun Uhr im Schatten sechs, sieben, acht, zehn bis zwölf Grad.

Man kann es sich erklären, dass in diesem milden Klima, welches im Süden der Insel dem des nördlichen Afrika ähnelt und bei dem fruchtbaren Boden, wo der Mensch so wenig seine Kraft anstrengen muss, das dolce far niente bei den Inselbewohnern gefördert wird, man muss aber unwillkürlich daran denken, wie anders alles hier werden müsste, wenn man plötzlich englische oder

deutsche Kolonisten hierher verpflanzte. Dann würde der Hafen von Ajaccio zum Leben erwachen, ein buntes Gewirre herein- und herausfahrender Schiffe mit Waren befrachtet. Die prächtigen Steinbrüche, deren viele der Insel ganz eigene Granitarten bergen, würden nicht mehr brach liegen, sondern ihre Schätze zum Nutzen der Welt hergeben müssen, andere Produkte dem Lande Reichtum und Wohlfahrt bereiten. Auch die Fremden, welche jetzt verhältnismässig wenig Corsica besuchen, würden in grosser Zahl nach Ajaccio kommen, besonders die Kranken, um in dieser herrlichen heilkräftigen Luft ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Jahre lang könnten sie auf der Insel bleiben, denn für die heissen Monate sind auf den Höhen Orte, welche zu Sommerfrischen auf das Beste taugen würden, wenn es dort irgendwelche erträgliche Unterkunft gäbe. Aber jetzt kostet es einen energischen Entschluss, auch nur auf kurze Zeit in das Innere der Insel zu dringen, da bei den kleinen, schmutzigen Wirtshäusern, in denen oft das zum Bestehen notwendigste mangelt und von Komfort nicht die Rede sein kann, vor allem Gesundheit und eine feurige Liebe zur Natur gehören, um die Reise zu unternehmen. Die Insel weist Gegenden auf, welche der Schweiz nicht allein ähnlich sind, sondern dieselbe an Schönheit, an Grossartigkeit noch übertreffen. Die Berichte von solchen, welche ins Innere drangen, sind nicht sehr ermutigend, ihrem Beispiele zu folgen; fast Unglaubliches wird darüber erzählt und diese Beschreibungen erinnern daran, wie es in der Heimat im Mittelalter gewesen sein muss.

Verlässt man Ajaccio, dann findet man kaum ausser Corte und Bastia Wirtshäuser, — Gasthäuser darf man

sie nicht nennen, — wo der zivilisierte Mensch auch mit den bescheidensten Ansprüchen sich behaglich fühlen könnte. Reisen im Winter sind auf dieser Insel sehr beschwerlich. Es kamen im Dezember Gäste von Bastia und Corte, ihre Leiden waren bei dem tiefen Schnee, welcher dort schon auf dem Passe liegt, entsetzlich, — sie meinten erfrieren zu müssen. Kein Pelz, keine Plaids, keine Decken vermochten dem Uebel abzuhelpfen. Der Pass ist 1137 Meter über dem Meere gelegen. Es kann auch geschehen, dass man im Spätherbste und im Winter bei einem Sturm im Schnee stecken bleibt. Im Oktober soll der Weg von Bastia her für Kranke anzuraten sein, da die kürzere Ueberfahrt von Livorno (6—8 Stunden) weniger anstrengend ist. Von Marseille nehmen die grösseren Schiffe der Compagnie Transatlantique vierzehn bis sechzehn Stunden, die kleineren von Fraissinet und Valéry achtzehn bis zweiundzwanzig in Anspruch. Ueberhaupt ist für Lungen- und Halsleidende ein früheres Hierherreisen anzuempfehlen, dann haben sie für die Ueberfahrt von Marseille weniger stürmisches Wetter zu erwarten. Manche Schiffe von Livorno nach Bastia fahren auch bei Tag, was eine weitere grosse Annehmlichkeit ist.

Für Gesunde, welche die unübertrefflichen Schönheiten der Insel kennen lernen wollen, sollen die Monate April und Mai die besten sein, dann ist gewöhnlich, ausgenommen nach äusserst strengen Wintern, der Schnee auf den Pässen geschmolzen und die Malaria, welche in den Sommer- und Herbstmonaten, besonders an der Ostküste, Gefahr bringt, noch nicht zu befürchten. An der Westküste ist ihr Einfluss ein viel geringerer, aber ganz frei ist sie keineswegs, besonders an den Mündungen von

Flüssen und sogar Teile der Stadt Ajaccio sind im Juni, Juli, August und September davon heimgesucht. Im Frühjahr ist auch die beste Zeit, um die Vegetation in ihrer ersten Frische und wunderbaren Ueppigkeit kennen zu lernen. Alle, welche eine solche Reise unternommen haben, preisen sie begeistert als das Schönste, das Genussreichste, was dem Menschen sich darbieten kann. Allgemein versichert man uns, dass absolute Sicherheit auf der Insel herrsche, dass Damen allein, ohne irgend welchen Grund zur Besorgnis, sogar in die Wildnisse der höchsten Alpenregionen dringen können, wo die Banditen ihr Wesen treiben. „Und wenn Sie mit Schätzen beladen wären, Gold und Juwelen offen zur Schau trügen,“ sagten die Corsen begeistert, „kein Mensch würde Ihnen das Geringste abnehmen, wir wissen was wir dem Gaste stets schuldig sind, und als Gäste betrachten wir alle Fremde, welche unsere Insel aufsuchen. Die Corsen sind auf ihre Gastfreundschaft stolz, und diese soll auch in der grossmütigsten Weise ausgeübt werden; keine Mühe ist zu gross, kein Opfer wird gescheut, um den, der ihr Schloss, ihr Haus, ihre Hütte betritt, zufrieden zu stellen und es ihm in seinen Mauern behaglich zu machen. In den Gegenden, wo es keine Gasthäuser giebt, soll es leicht sein sich Empfehlungen zu verschaffen und auf diese Weise bereitwilligst aufgenommen zu werden. Das Anerbieten alsdann zu bezahlen, wird auch bei den wenig Bemittelten als eine Beleidigung angesehen und dem Fremden selten gestattet, seine Erkenntlichkeit durch ein Geschenk zu beweisen. Das Einzige was ihm bleibt ist die Dienerschaft reichlich zu bedenken.

II.

Den ersten Spaziergang machten wir anfangs Dezember den Iles Sanguinaires zu, am Eingang der Bai gelegen. Einen herrlicheren Weg für Kranke kann man sich bei Windstille nicht denken: immer in der Sonne, keinen Augenblick im Schatten und fortwährend die köstliche, würzige Seeluft einschlürfend, welche bei jedem Atemzuge Kraft zutragen muss. Wir sahen die Gegend in den verschiedensten Beleuchtungen: das Meer war zu Zeiten glatt wie ein Spiegel, manchmal trieb der Südwestwind die Wellen schäumend gegen den nördlichen Arm des Golfes, an dem wir entlang gingen, so dass das Wasser an den unzähligen Granitklippen, welche dort aus dem Wasser hervorragen und an dem felsigen Gestade donnernd sich brach, ein prachtvoller Anblick, dem man Stunden lang zuschauen könnte, ohne zu ermüden. Nie entwickelt sich Staub auf dem Granitboden Ajaccios wie an der Riviera, und der starke Nachttau giebt der Luft die für den Hals der Lungenleidenden nötige Feuchtigkeit.

An einigen Stellen ist das Ufer sandig, und dort findet man wunderhübsche Muscheln und Korallenstückchen; diese reisst das Wasser von den Korallenriffen los und schleudert sie an das Gestade. Wenn man bedenkt wie viele solche Riffe es in unmittelbarer Nähe der

Insel giebt, so ist es erstaunlich, dass verhältnismässig so wenig Koralle in Ajaccio verkauft wird und dass sie so teuer ist.

Der Weg schlängelt sich in der Nähe des Wassers an den vielen Buchten hin, welche längs der Westküste dieser Insel durch die Ausläufer oder Vorberge der Granitmassen überall gebildet werden, und bei jedem Schritte bieten neue Reize, neue Beweise der Eigentümlichkeiten Corsicas sich dar.

Vor allem fesselte mich die Vegetation. Nach dieser Richtung hat man den Boden wenig angebaut und er befindet sich noch meistens in seinem Urzustande. Wie überall auf der Insel, wo das Land nicht kultiviert ist, wächst der sogenannte Makis; ein bis sechzehn Fuss hohes, buntes, dichtes Gemisch, oft von niedriger Baumhöhe, aus Myrten, Arbutus, Cistus, wildem Spargel, Bastardlorbeer, Rosmarin, Grinstar, Pistazia Lentiscus, Erika, Timian, Pfefferminze etc. zusammengesetzt und damit vermengt und darin eingeschlossen Cactus (Opuntia) und Agaven. Die in unserer Heimat so hochgeschätzten Pflanzen bilden hier ein Unkraut, welches den Landmann fast zur Verzweiflung treibt, denn man kann sich desselben kaum erwehren, und es kostet eine furchtbare Mühe es auszurotten, um ein Feld urbar zu machen. Es hält auch schwer die schon bestellten Aecker von dem Samen dieser Pflanzen frei zu erhalten, da die Luft natürlich damit angefüllt ist. Von einer solchen Ueppigkeit kann man sich keinen Begriff machen, alles wächst über- und ineinander, ein unentwirrbares, undurchdringliches Netz. Und darum schlingt sich dem Epheu gleich die *Smilax aspera* und das Geissblatt, überall hindringend,

wo nur die kleinste Oeffnung sich darbietet. Jene Schlingpflanze ist für den Landwirt eine wahre Plage, denn alles überwuchert sie und hält mit den kleinen Krallen so fest, dass es eine harte Arbeit kostet sie zu vertilgen. Uns sagte ein Gärtner: „Wenn doch die *Smilax aspera* nicht existierte, mein Leben würde viel glücklicher sein.“ Ich konnte nicht mit ihm übereinstimmen, denn sie sieht sehr malerisch aus, besonders wenn sie sich um die Bäume und Felsen herumschlingt und die durchsichtig roten Beeren in langen Trauben herunterhängen lässt.

Schaut man in den Miniaturwald des Makis hinein, dann blicken die zarten weissen und die prächtig roten Cistusrosen, die lila Blumen des Rosmarin, die roten Beeren der *Pistazia Lentiscus* und die süss duftenden Blütenbüschel des Geissblatts hervor. Erstaunt war ich in dieser Jahreszeit eine Cactus-Art hier blühen zu sehen, nachdem man uns auf Capri, auf Sizilien sogar gesagt hatte, dass an den Fichi d'India, wie die Pflanze dort genannt wird, die Blüten nur in den Sommermonaten erscheinen. Dieselben sind blassgelb mit gleichen Staubfäden, die Blätter rot gestreift. Zu gleicher Zeit zeigen sich die reifen und halbreifen Früchte. Ausserordentlich malerisch nimmt es sich aus, wenn vor einer Hütte auf der halb zerfallenen Mauer sich Cactus und Agaven angesiedelt haben. An diesen sieht man die jetzt verdorrten hoch emporragenden Blütenstangen, welche im Sommer bei der Pflanze alle Kräfte aufzehren und ihr schliesslich das Leben rauben.

So grosse, kräftige, saftige Blätter sah ich nirgends an der Myrte; diese gedeiht aufs prächtigste, und das Holz der hohen Büsche ist von solcher Stärke, dass man

Spazierstöcke daraus schneidet. Die knorrigen Teile eignen sich sehr zu Pfeifenköpfen. Aus den schwarzen Früchten wird Likör bereitet.

Ungemein stark und gewürzig ist der Geruch dieser Pflanzen und Gesträucher. Man erzählt sich, dass Napoleon I., nach St. Helena verbannt, während des letzten Teiles seines Lebens oft an die Heimatsinsel dachte, welche er in den Tagen seiner Macht und seiner Grösse seltsamerweise vergessen und so vernachlässigt hatte, dass er nur einmal, bei seiner Rückkehr aus Aegypten, sie auf wenige Stunden besuchte. Er sprach in St. Helena den sehnlichsten Wunsch aus, das Vaterland noch einmal erblicken zu können, und setzte dann die Worte hinzu: „mit verbundenen Augen würde ich die Nähe Corsicas an dem Wohlgeruch erkennen!“ Das begreift man, wenn man neben dem Makis steht und der Wind über denselben zu einem herweht, oder wenn man an weidenden Ziegen- und Schafherden vorübergeht.

Eigen schien es uns, die wir aus dem Norden stammen, alle die bei uns so kostbaren Sträucher für Brennholz zusammengeschnürt zu sehen. Der *Lentiscus*, der *Cistus* und andere Teile des Makis werden in grossen Büscheln auch an den Häusern ausgehängt als Zeichen, dass dort Wein verkauft wird.

An dem nördlichen Arm der Bai sieht man meistens Olivenbäume, deren es prachtvolle Exemplare auch in Ajaccio giebt. In den Gärten zeigen sich Orangen- und Citronenbäume, Palmen und ausserordentlich viele *Eucalyptus*. Die *Eucalyptus globulus* blühen im Spätherbst und die Büschel fedriger Blüten, an denen die unzähligen weissen, duftigen Staubfäden das Sichtbarste sind,

nehmen sich an den hohen, schlanken Bäumen prächtig aus. Man schreibt dem Eucalyptus eine äusserst luftreinigende Wirkung zu, und dass dieses auf Wahrheit beruhe, versicherte man uns in der Umgegend von Rom. In einem dortigen französischen Mönchskloster Tre Fontane, welches sich in der Campagna erhält, war in früheren Zeiten das Gebäude immer von Zeit zu Zeit verödet, weil die Malaria dessen Bewohner hinweggerafft hatte. Und doch will man jene Niederlassung nicht aufgeben, denn die Brüder sollen die Campagna urbar machen, weil man hofft, durch Austrocknen der Sümpfe die Umgebung der Hauptstadt gesünder zu machen. Man pflanzte einen Wald von Eucalyptus rings um das Kloster herum; in der milden Atmosphäre und dem günstigen Boden schossen die Bäume bald empor. Seitdem werden die Mönche freilich noch von der Malaria heimgesucht, aber keiner stirbt daran und sie können ihre Aufgabe treulich erfüllen. Deswegen halten die Brüder auch grosse Stücke auf ihren Eucalyptuswald und trinken täglich den Extrakt, welcher ihren Körper gegen den Einfluss der Malaria stärken soll.

Eine wahre moderne Via Appia ist die Strasse am Meere entlang, denn neben dem Wege und an den Hängen erheben sich die vielen Totenkapellen. Eine uralte Sitte ist das auf Corsica, und als die Franzosen Besitz von der Insel ergriffen, mussten sie aus Klugheit diese Freiheit unberührt lassen; — nun ist es schwer eine Aenderung zu treffen. Die Sehnsucht eines jeden Corsen geht darauf hinaus, eine solche Kapelle zu erlangen, damit er einst mit den Seinen dort ruhen könne. Lassen die Mittel dazu sich durchaus nicht erschwingen,

dann kauft man sich wenigstens ein Stückchen Grund und Boden so nahe wie möglich an dem Orte, wo man wohnt; daher kommt es, dass man oft zwischen dem Makis ein abgeholztes Fleckchen erblickt, wo Grabsteine sich zeigen.

Treu ist der Corse seinen Toten ergeben, ein wahrer Kultus wird damit getrieben; für den Vater, für die Mutter trauert man drei bis vier Jahre, die Gatten für einander ihr Leben lang, wenn sie sich nicht wieder verheiraten. So kommt es, dass man so viele schwarz gekleidete Menschen sieht. Wir glaubten zuerst, alle müssten im Begriffe sein an dem Leichenbegängnis einer bekannten Persönlichkeit teilzunehmen, als wir so vielen Trauergestalten begegneten, besonders Frauen. Wir meinten, es könnten auch die Klageweiber sein, welche in früheren Zeiten überall sich gleich einstellten, wenn jemand gestorben war. Dann jammern sie laut und mit schriller Stimme um den Toten, preisen seine Tugenden, indem sie meistens improvisierend einen Vers dem anderen anreihen. So entstanden die Voceri oder Totenklagen, welche besonders belebend und anfeuernd auf die Zuhörer einwirken, wenn der Verstorbene durch Mörderhand gefallen war und der Vocero die nächsten Verwandten auffordern sollte, die Blutrache (Vendetta) auszuüben. Gerade Frauen sind es ja immer gewesen, welche ihre Männer, ihre Söhne, ihre Brüder dazu aufstachelten, den Ermordeten, Beleidigten nicht ungerächt zu lassen. Es scheint unbegreiflich, dass unser Geschlecht, welches von der Vorsehung ausersehen worden ist, überall versöhnend, besänftigend einzuwirken, auf solche Abwege geraten konnte, aber da muss man die abnormen Ver-

hältnisse bedenken, welche Jahrhunderte, man kann sagen Jahrtausende lang ihren Einfluss ausübten. Bei den fortwährenden Kriegen und dem zügellosen Geiste, welcher sich während derselben geltend machte, war an ein Aufrechthalten und Ausführen der Gesetze nicht zu denken. Die bestehende Regierung hatte genug damit zu thun sich zu wehren und sich zu behaupten, und konnte nicht daran denken, die Verbrecher zu bestrafen, geschweige den durch diese Verbrecher an Leib und Leben Beschädigten Genugthuung zu verschaffen. Da meinte das Volk sich selbst helfen zu müssen. Die Familienliebe ist bei den Corsen ungemein ausgeprägt, besonders bei den Frauen, und, — irregeleitet davon, — glaubten diese, es sei eine Pflicht, den ihnen so teuren Beleidigten oder Gemordeten Sühne zu erringen. Es scheint allen eine Ehrensache, und man kann sie nicht überzeugen, dass die Blutrache ein grosses Unrecht, eine furchtbare, gegen den Geist des Christentums begangene Sünde sei.

Ich sprach mit einem Herrn darüber, welcher zur General-Versammlung als Deputierter nach Ajaccio gekommen war. „Wenn morgen die Aufforderung an mich erginge,“ sagte er, „dann würde ich die Vendetta begehren, denn wenn ich es nicht thäte, dann müsste ich mein Vaterland auf immer verlassen, bis an meine Sterbestunde der geliebten Heimatsinsel fern bleiben, oder von allen verachtet, in einem Worte entehrt fortleben und das ist ärger als der Kerker, als der Tod. Sie mögen Recht haben, — ich gebe zu, dass diese Gefühle eines Christen unwürdig, in des Heiland's Augen sehr strafbar sind, — aber ich kann nicht anders. Wir Corsen sind ein religiöses Volk, keiner darf unsern Glauben antasten, sonst

geraten wir in den grössten Zorn, aber in den einen können wir den Geboten der Religion nicht folgen. Die Vendetta ist in unserm Blute, bildet einen Teil unseres innersten Wesens, und es wird immer so bleiben.“

Das Gesetz, welches im Jahre 1853 eingeführt wurde, dass keiner ohne Erlaubnis Waffen tragen dürfe, was man nur Tageweise gestattete, um zu jagen, — hatte viel Gutes im Gefolge gehabt. Noch kräftiger wirkte *la loi du recel*. Nach dieser wurden, wenn jemand die Blutrache begangen hatte, dessen Familienmitglieder ergriffen, und so lange im Gefängnisse behalten, entweder bis der vom Gesetze Verfolgte sich den Gerichten stellte oder ausser Landes entflohen war. Durch das Festhalten der Verwandten wurden dem Flüchtling alle Hilfsmittel, womit die Seinigen ihn vorher reichlich versorgten, abgeschnitten, und bei der grossen Familienliebe der Korsen war ihm der Gedanke unerträglich, dass die anderen an seiner Statt leiden sollten. Er entfloh nach der Nachbarinsel, oder lieferte sich den Gerichten selbst aus, was bei den meisten der Fall war, weil sie das Gefängnis, den Tod einer Verbannung von dem geliebten Vaterlande vorzogen.

Man kann sich die Unterwerfung eines so unabhängigen, freiheitsliebenden Volkes unter dieses wahrhaft asiatisch-despotische Gesetz nur damit erklären, dass sie es selbst einsahen, wie absolut notwendig eine solche ungewöhnliche, und für unser Jahrhundert unerhörte Massregel in den abnormen ungesunden Verhältnissen sei. Die Folgen des Gesetzes liessen alle Zweifel über die Weisheit und Zweckmässigkeit desselben schwinden. Im Jahre 1869 schien die Vendetta ausgestorben zu sein, eine barbarische Unsitte, welche nunmehr der Geschichte angehört. In den

Bergen gab es nur noch wenige Banditen, welche man ruhig gewähren liess und nicht mehr verfolgte, da man hoffen durfte, dass mit ihrem Tod das corsische Banditentum aussterben werde. Nun erhob sich das stolze selbstbewusste Volk und drang auf die Aufhebung der la loi du recel, weil sie nun, da das Uebel beseitigt war, eine Schmach für die Nation sei. Die französische Regierung gab nach.

„Wir Geistlichen bedauern es auf's innigste, dass la loi du recel aufgehoben wurde“, sagte uns ein Priester, „und würden viel drum geben, wenn sie noch bis auf den heutigen Tag fortbestände, denn dann hätten wir Hoffnung, dass das Volk endlich zu Einsicht gelangen würde.“

Nicht lange nachdem die Zügel entfernt worden, und es den Corsen gestattet war Waffen zu tragen, loderte die Flamme von neuem auf. Da sie die Mittel sich zu rächen nahe zur Hand hatten, konnte ihre leidenschaftliche Natur sich nach Wohlgefallen ergehen. Jeder Mord, jede Beleidigung in der Familie wurde augenblicklich bestraft. Der nächste Verwandte des Verstorbenen, des Beleidigten sieht es als seine heiligste Pflicht an, die begangene Frevelthat zu sühnen, und oft sind es Frauen und Mädchen, welche als Rachegöttinnen auftreten. Am seltsamsten bleibt es, dass nicht allein der Mörder, der Beleidiger das ausersehene Opfer ist, sondern dass, wenn man diesen nicht erreichen kann, ein Mitglied von dessen Familie an seiner Statt eintreten muss. Ist das geschehen, dann erheben sich die Verwandten des zuletzt Gefallenen, und oft bis zur Vertilgung setzte man den Rachekrieg fort, sodass im vergangenen ganze Ortschaften verödet, ganze Familien vernichtet wurden.

Die von der Vendetta Bedrohten versammeln sich oft in ihren Häusern, und schliessen alle Läden und wagen nicht die Strasse zu betreten. So lebendig begraben, vergehen oft lange Jahre ehe sie unter Gottes freiem Himmel wieder einhergehen können. Verstohlen trägt man ihnen das Essen von draussen zu. Es wird von einem solchen Falle erzählt, wo ein Mann sich fünfzehn Jahre freiwillig einkerkerte, um dem Bluträcher zu entgehen, und sich dann nur hinauswagte, weil man ihm die Nachricht brachte, die Späher hätten sich entfernt. Nach wenigen Schritten fiel er leblos zu Boden, von dem Schuss des Feindes durch's Herz getroffen. Die kurzen Augenblicke der Freiheit hatte er teuer erkauf.

Der älteste corsische Geschichtsschreiber Filippini behauptet, dass während dreissig Jahren dreissigtausend Opfer der Vendetta gefallen wären; ein anderer erklärt sogar, dass zwischen 1359—1729 333000 Morde verübt wurden, ohne die Verwundungen. Offiziell wird angegeben, dass von 1847 bis 1850 833, von 1850 bis 1851 319 Menschen eines gewaltsamen Todes starben.

Jeder, den man spricht, gesteht ein, dass es wieder viele Banditen in den Bergen gibt, sogar die Geistlichen geben es zögernd zu; nur wechselt die angegebene Zahl. Manche behaupten sechzig bis siebenzig, andere dreihundert, ja man hat uns schon erklärt, dass diese Zahl zu tief gegriffen sei.

Ist die Vendetta verübt worden, dann entspringt der aus Ehrgefühl Mörder Gewordene in die Berge und wird Bandit. Diese Benennung darf man aber nicht mit dem verwechseln, was man in Italien darunter versteht. Nicht von Raub lebt der corsische Flüchtling, sondern nur in Ver-

theidigung seines eigenen Lebens gegen die ihm nachgesandten Gendarmen vergiesst er Blut. Ein gar mühseliges Leben muss es sein, welches der Bandit führt, keine Nacht dort ruhend wo er die vergangene zubrachte, aus Angst, dass die Häscher seine Zufluchtsstätte ausspüren könnten. Diese, durch lange Uebung ihres gefährlichen Amtes auf's äusserste gewiegt, stellen ihren Opfern mit zäher Ausdauer, mit der raffiniertesten List und der unerschrockensten Kühnheit nach. In einer Grotte, unter einem vorspringenden Felsen inmitten dichten Gebüsches, legt der Bandit sich zur Ruhe nieder, die geladene Flinte, den Revolver und den Dolch zur Hand, damit er stets bereit sei, sein Leben teuer zu verkaufen. In den höchsten Alpengegenden, in den Urwäldern treibt er sich herum, wo die Luft sogar im Sommer, in der Nacht immer kalt ist, aber er darf kein Feuer anzünden, denn dessen Schein, dessen Rauch könnten ihn dem Feinde verraten. Als Nahrung erschießt er sich das Wild, welches in jenen Regionen noch reichlich vorhanden ist, obgleich an den Küstengegenden alles so sehr vertilgt wird. Dort oben findet man auch den Moufflon — die Gemse von Corsica — ein wildes Bergschaf mit gekrümmten Hörnern, welches sehr schwer zu erlegen ist, so dass nur der erfahrenste, tollkühnste Jäger ihm bekommen kann. In dem Makis haust der Eber und dort befinden sich auch noch viele Hasen und anderes Wild. Es scheint unbegreiflich, dass der Bandit sich allen diesen Entbehrungen, diesen Mühseligkeiten der steten Gefahr aussetzt, wo es ihm doch so leicht werden müsste nach Sardinien zu entfliehen, um sich dort freier zu fühlen, und wo er ein viel angenehmeres Leben führen würde;

aber der Corse will, wie gesagt, lieber alles ertragen, wenn er nur in der Heimat bleiben darf. Die Gewohnheit mag auch viel thun und für den kühnen, unerschrockenen Mann mag manches Anregende, Fesselnde darin liegen. Ueberdies hat er die ganze Landbevölkerung für sich, welche ihm gern behilflich ist, um ihn selbst auf eigene Gefahr hin vor der Verfolgung zu schützen. Die Verwandten des Banditen benützen eifrig jede Gelegenheit dem Flüchtling Lebensmittel, Pulver und anderen Bedarf zuzuschicken. Bei dem Flüchtlinge selbst steigt keine Reue über die begangene That auf, er glaubt nur der Ehre, der Pflicht Genüge gethan zu haben und betrachtet sich als Märtyrer.

So denken alle Corsen. Als wir in einem Laden etwas kauften und der Besitzer desselben eine kleine Veränderung an der Ware anbringen musste, unterhielt ich mich mit ihm über diesen Gegenstand. „Ich hatte einen Onkel“, sagte er, „welcher auch in die Berge entfloh;“ „Frau, hole dessen Dolch herbei, ich möchte ihn zeigen!“ „Ich könnte Ihnen Stundenlang von den Leiden dieses Verwandten erzählen; von seinen namenlosen Leiden! Sie wissen nicht was das ist Bandit zu sein,“ fuhr der Mann fort und seine Stimme zitterte, „was das heisst, wie der Moufflon von Fels zu Fels, von Urwald zu Urwald gejagt zu werden, immer gewärtig den nächsten Augenblick sterben zu müssen. Und wer an alle Komforts, alle die unzähligen Bequemlichkeiten eines eigenen Heims gewöhnt war, der muss dort oben die furchtbarsten Entbehrungen ertragen.“

Die Frau hatte inzwischen den Dolch herbei gebracht, der Eigentümer des Ladens griff hastig darnach: „Sehen

Sie, hier ist meines Onkel's Waffe“, sagte er stolz, „sechsendreissig Menschen brachte er damit um.“

Wir wandten uns schaudernd ab, auf's tiefste entsetzt.

„Das ist ein schönes Vermächtnis“, sagte der Neffe beleidigt, „und um keinen Preis möchte ich es hergeben; zu meinen kostbarsten Schätzen habe ich es gelegt.“

„Wie starb Ihr Onkel?“ frugen wir gespannt. „In seinem eigenen Bette,“ lautete die Antwort; „es war seine höchste Sehnsucht, dass er dort einst verscheiden könne, wo seine Wiege gestanden hatte — und der Wunsch ist ihm gewährt worden.“

Ausserordentlich viele Läden gibt es wo man Waffen verkauft und dem Fremden werden als Andenken an Corsica, Dolche von den Silber- und Goldschmieden feilgeboten, grosse, wie sie der Inselebwohner bei sich trägt und kleine als Berloques für die Uhr, oder als Shwalnadeln. Auf allen steht: „Vendetta corsa“, oder „Vendetta alla morte“. Die Männer binden die Waffe hier an das Handgelenk, damit sie immer bereit sei.

Trotzdem das Banditentum in dem letzten Jahrzehnt so sehr zugenommen hat, soll deswegen wie schon gesagt, für den Reisenden keine Gefahr bestehen ins Innere des Landes zu dringen. Es ist schon vorgekommen, dass der Bandit, wenn in grosser Not, den Vorübergehenden etwas abverlangte, aber dann war es nur eine Kleinigkeit, um sich vor dem Verhungern zu retten. Sogar dieses wollen die Corsen nicht eingestehen: sie bleiben bei ihrer Behauptung, dass der Fremde und dessen Eigentum allüberall auf dieser Insel unbedingt sicher sei.

Viel Schönes wird im Volke von den Banditen erzählt. Uns sagte ein französischer Offizier auf dem Canrobert folgen-

des: „Gendarmen waren ausgeschickt worden um Banditen zu fangen, und in der Ueberzeugung, dass diese in die höchsten Regionen geflohen wären, stiegen sie ihnen nach. In ihrem Eifer hatten sie sich zu weit gewagt und blieben endlich erschrocken stehen, denn sie befanden sich an einem Abgrunde von steilen Felswänden umringt; wohin sie auch blickten, sahen sie keinen Ausweg, — an Rettung war nicht zu denken. Ueberdies konnte der Abend nicht mehr fern sein und vermochten sie nicht vor Nacht in die Tiefe zu gelangen, so waren sie verloren, weil bei der Kälte in diesen Regionen, wo sogar im Sommer der Schnee nicht schmilzt, sie vor dem Morgen erfrieren mussten.

Da nahten die im Klettern geübten Banditen und erkannten die Gefahr, in welcher ihre Häscher schwebten. Bei der corsischen Gesinnung, welche so eifrig darauf bedacht ist jede Beleidigung zu rächen, hätte man es bestimmt erwarten dürfen, dass jene Herbeigekommenen die Feinde ihrem Schicksale überlassen würden.

Die Gendarmen erblickten die Männer und hielten sie für Alpenjäger, welche dem Moufflon zwischen den steilen Felsen nachspüren und riefen eifrig um Hilfe. Die Banditen stiegen augenblicklich herab und mahnten zur Eile. Der Gegend kundig, vermochten sie einen Ausweg anzugeben, welcher den Augen der Unerfahrenen verborgen geblieben war. So gelangten die Gendarmen, von ihren Führern aufs eifrigste unterstützt, bis an eine Stelle, wo Pferde angebunden standen. Die Banditen hiessen ihre durch die langen Irrfahrten ermüdeten Gefährten aufsteigen und, neben den Tieren hergehend, geleiteten sie dieselben bis an die Fahrstrasse. Dort

stiegen die Gendarmen ab, und ergingen sich in Ausdrücken ihrer Dankbarkeit für die empfangene Wohlthat.

Die Banditen schwangen sich auf die Pferde, und indem sie in rasendem Galopp davonsprengten, riefen sie den Verdutzten zu: „Euren Dank bedürfen wir nicht und sagen Euch nur, dass wir die sind, zu deren Fang man Euch aussandte. Nun lebet wohl und Gott befohlen! So handelt der corsische Bandit!“

Man hat zu allen Zeiten behauptet, dass die Vendetta von der Geistlichkeit begünstigt worden sei, aber davon wollte ein alter Priester, den wir sprachen, nichts wissen; entrüstet wehrte er diesen Verdacht ab. „Ich leugne nicht,“ sagte er, „dass es wohl immer Pflichtvergessene gegeben haben mag, welche nicht würdig waren unserem heiligen Berufe anzugehören, die, alle Gebote ihres Herrn ausser acht lassend, nur der Stimme ihrer Leidenschaft gehorchten, aber Gott bewahre uns andere davor, solchem Beispiele zu folgen. Ganz besonders beachte ich dieses Thema immer in meinen Predigten und versuche allen recht klar zu beweisen, wie ernst unser Heiland es mit den Worten meinte: „Liebet Eure Feinde!“ Ich möchte meinen Beichtkindern begreiflich machen, wie viel besser, wie viel edler und eines Menschen würdiger es ist, dem Geiste Christi nach ihren Beleidigern zu vergeben und dieselben Gottes gerechten Händen zu überlassen! . . . Aber ach, ich muss es leider eingestehen, dass ich in dieser Beziehung wenig Eindruck auf meine Zuhörer mache! Es thut mir unaussprechlich weh, wenn ich das immer wieder erkenne, denn ich liebe meine Pflegebefohlenen und wünsche von ganzem Herzen ihnen zum wahren Glücke zu verhelfen!“

Wir mussten an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und die Wahrheit seiner Worte glauben, als wir in seine ehrwürdigen Züge blickten, welche von Wohlwollen und Menschenliebe strahlten. Die corsische Geistlichkeit wird im allgemeinen sehr gerühmt als treue Hirten und ihren Gemeinden wahrhaft ergebene Seelsorger. „Sie gehen uns mit einem guten Beispiele voraus!“ sagten oft die Landleute, Männer sowohl wie Frauen.

Unbeschreiblich malerisch nehmen sich die Totenkapellen aus, von dem Wege gesehen, der am Meere entlang den Iles Sanguinaires zuführt. Wie Schwalbennester sind sie an die Hänge gebaut und stehen vereinzelt oder in grosser Anzahl zusammen neben der Strasse, eine wahre Stadt der Toten bildend. In der Form gleichen sie manchmal griechischen Tempeln mit oder ohne Säulenhalle. Meistens sind sie von kleinen Gärten umgeben und durch Mauern eingeschlossen; vor dem darin sich befindlichen Gitterthor stehend, kann man die Cypressenbäume und die sorgfältig gepflegten Blumen bewundern. Auf Stufen steigt man zu dem Mausoleum empor, welches eine kleine Kapelle enthält, wo alljährlich am Todestage der Verstorbenen ein Seelenamt stattfindet. In dem unteren Raume werden in einer Art Kolumbarium, wie man dieselben so viel in Italien sieht, die Särge in die Wände eingelassen und entweder zugemauert oder die Stelle mit einer Marmorplatte verschlossen. Bei den grösseren Mausoleen ist hinter der Kapelle eine Kammer erbaut, in der man, falls ein Mitglied der Familie von einer ansteckenden Krankheit hinweggerafft wird, die Leiche, welche nicht in der Kirche des Orts ausgestellt werden darf, bis zur Beisetzung unterbringt.

Ist jemand gestorben, dann behängt man die Haustüre und einen Teil der Fassade mit schwarzen Draperien und silbernen Zieraten, je nach der Stellung und dem Vermögen der Familie. In der Hausflur steht ein Tisch, wo eine Liste aufliegt, damit die Verwandten, Freunde und Bekannten sich einschreiben können, um ihre Teilnahme zu bezeugen. Die Ueberreste jedes Verstorbenen aus den höheren Klassen werden vierundzwanzig Stunden nach dem Tode entweder in die Kathedrale oder in eine andere Kirche gebracht, um sie dort bis zu dem darauffolgenden Tage stehen zu lassen. Die Toten der unteren Klassen begräbt man schon nach vierundzwanzig Stunden. Die Särge schliesst man auf dieser Insel nicht wie bei uns, sondern der untere Teil passt in den Deckel hinein, wie bei einer Schachtel und erst nachdem man den Sarg in das Grab gestellt hat und die Erde darüber schütten will, befestigt man die Schrauben. Vorher soll den Angehörigen Gelegenheit geboten werden die teuren Züge noch einmal zu sehen.

Dieser Gebrauch kann schlimme Folgen haben, wie wir es einst auf dem Friedhofe mit erlebtten. Es gibt in Ajaccio einen solchen, den die Franzosen an dem oft genannten Wege am Meere errichteten, wahrscheinlich in der Hoffnung, dass die Bewohner von Ajaccio sich dazu bestimmen lassen würden, denselben für ihre Verstorbenen zu benutzen. Aber bis jetzt ist der Aufforderung wenig Folge geleistet worden, denn der Gottesacker enthält kein Dutzend Kapellen; nur die unbemittelten Klassen begraben ihre Toten dort ohne Auszeichnung, es sei denn ein kleines nummeriertes Kreuz. Wir befanden uns einst zufälligerweise auf diesem Friedhofe, da nahte ein Trauer-

zug den mittleren Klassen angehörend. Die Einsegnung der Leichen geschieht in der Kirche von Ajaccio, und die Geistlichen begleiten den Zug nur eine kurze Strecke, um dann umzukehren. Die männlichen Verwandten und Bekannten folgen allein zu Wagen oder zu Fuss hinter der Leiche her. Der kleine Sarg, aus roh zusammengezimmerten Brettern bestehend, wurde herabgehoben und die Träger nahten sich der Stelle, wo neben der frisch gegrabenen Ruhestätte die Erde ringsum aufgeschichtet lag. Indem die Männer sich an den beiden Seiten aufstellten, um ihre Bürde hinabzulassen, gab die Erde nach und mit dem Sarge glitten sie in die Tiefe hinunter. Durch den furchtbaren Stoss ward der Deckel weggeschleudert und aus der Ferne konnten wir die Leiche eines kleinen etwa siebenjährigen Mädchens erkennen. Laut rufend, schreiend erhoben sich die Träger, richteten den Sarg auf und den Deckel darüber legend, hieben sie unter gewaltigem Lärm mit beiden Fäusten darauf los, indem sie sich gegenseitig anklagten und schalten. Regungslos standen wir da, unfähig in unserem Entsetzen uns zu rühren. Neben dem Grabe befand sich der Vater des Kindes. —

„Der arme Mann!“ sagte in unserer Nähe eine Stimme. Wir wandten uns um, es war ein französischer Gendarm, der sich von der Trauergesellschaft entfernt hatte.

„Er ist mein Freund“, fuhr der Mann fort, als Antwort auf unsere fragenden Blicke. „Gestern begrub man sein Söhnchen, welches an der Bräune starb, heute sein Töchterchen, — und das waren seine einzigen Kinder.“

Durch welche Krankheit wurde diese Kleine hinweggerafft?“ frugen wir, von tiefem Mitleid ergriffen.

„Sie hatte den Scharlach, wozu ein typhöses Fieber sich gesellte.“

Wie man uns versichert hat, verstehen die meisten corsischen Aerzte wenig von solcherlei Krankheiten. Bekommt ein Kind die Bräune, den Krupphusten oder die Lungenentzündung, dann sagen sie der Mutter: „Quälen Sie Ihren Liebling nicht mehr, lassen Sie ihn ruhig sterben, ihm ist ja doch nicht zu helfen! Bei allen Krankheiten ohne Unterschied wird zur Ader gelassen, sodass der Patient oft an Entkräftung zu Grunde geht. Es gibt auf der Insel aber auch rühmliche Ausnahmen von dieser Regel.

Zum Glück für die Fremden ist in Ajaccio stets ein deutscher oder schweizerischer Kurarzt. Jetzt befindet sich Dr. A. Schiffmann dort, der Eigentümer des Schimberg-Bades im Entlebuch, Kanton Luzern gelegen, wo er immer den Sommer zubringt. Ueberdies soll der an dem Militärhospital angestellte Doktor, ein Franzose, sehr geschickt sein.

Der mit dem trauernden Vater befreundete Gendarm mochte wohl einsehen, dass diese Art die Toten zu bestatten uns sehr unangenehm berührte: „Hier geht alles noch sehr feierlich zu“, sagte er; „da sollten Sie es einmal im Innern des Landes sehen, wie man dort die Toten begräbt; in alte, nicht mehr gebrauchte Zisternen werden dieselben ohne Sarg hineingeschleudert. Also wie in Neapel.“

Durch Bekannte waren wir überredet worden, den Campo Santo vecchio dort zu besuchen, wo früher alle Leichen des untersten Volkes begraben wurden, jetzt nur die in Spitälern Verstorbenen. Wir hatten gleich nach Mittag hinfahren wollen, aber wir verspäteten uns, und

die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, als wir an dem Thore anklopften, welches in der Mauer angebracht ist, die den grossen viereckigen Raum einschliesst. In diesem sind dreihundertundsechszig für sich abgeschlossene Gruben, durch Steine, an denen eiserne Ringe sich befinden, verschlossen.

An jedem Tage öffnet man abends 7 Uhr eine dieser Gruben, und die Leichen werden ohne Sarg hineingeworfen. Seit kurzem stellt man eine Maschine über das Loch, welche, sich unten öffnend, die Bürde unsichtbar dem Zuschauer verschwinden lässt. Nachdem alles vorüber ist, wird ungelöschter Kalk in die Grube gethan, so dass wenn wieder ein Jahr vergangen, nichts von den Körpern übriggeblieben ist, als wenige Knochenüberreste.

Inwendig an den Mauern, welche diesen Hof umschliessen, befinden sich Nischen, in die man alle Säрге hinstellt, welche die Leichen gebracht und in denen sie in der kleinen Kapelle eingeseget worden sind. Zu unserem Schrecken erkannten wir, das viele dieser Nischen angefüllt waren, und da kein Deckel die Leichen verbarg, boten dieselben sich dem Blicke dar. Ein starker Nordwind hatte sich nachmittags erhoben, und wehte in diesen in der Mitte offenen Raum herein; laut pfeifend fuhr der Wind die Gallerien entlang, welche ringsum den Hof einschliessen; die Lumpen, worin die Leichen gehüllt waren und die wirren Haare flatterten hin und her, die Hände schienen sich zu bewegen.

Der Wärter, an das grausige Bild gewöhnt, frug uns geschäftig, ob wir nicht nähertreten wollten, um uns die Leichen anzusehen. „Besonders die Kinder sind hübsch“, sagte er, „die würden Ihnen gefallen“.

Zurückprallend schlugen wir sein Anerbieten ab und mahnten die Anderen zur Eile, um diesem Orte zu entfliehen.

Laut lachend fiel der Wärter uns in's Wort, er begriff nicht, wie jemanden so etwas anwidern könne. „Kommen Sie doch“, rief er, „Sie werden es nicht bereuen!“ Und immer von neuem erscholl sein lautes, teuflisches Gelächter, welches an den Mauern wiederhallend, von allen Seiten aufgenommen und weitergeführt zu werden schien.

Schauernd eilten wir dem Ausgange zu und darauf bedacht, das Weite zu suchen. Da fuhr ein Wagen vor und wir traten zurück um Platz zu machen, denn ein kleiner Sarg ward hereingetragen, ein Kind enthaltend. Das Lockenköpfchen schaute heraus, die bleichen Züge schienen bloss zu schlummern, die Händchen sich nur zum Gebet gefaltet zu haben, ehe der Knabe einschlief. Tief ergriffen standen wir da. Die anderen Insassen des Wagens stiegen aus. Wir trauten unsern Augen nicht; zwei junge Mädchen waren es, in hellblauseidene Kleider gehüllt, weisse Rosen im Haare und auf der Brust, — so folgten sie der Leiche in die Kapelle.

„Die Schwestern wollen dem toten Bruder Ehre anthun, deswegen haben sie sich so festlich geschmückt, erklärte der Wärter des Campo Santo; unser Befremden schien ihn eben so sehr zu erstaunen, wie uns das unbegreifliche Leichenbegängnis. Die Menschen des Nordens und des Südens werden sich gegenseitig niemals verstehen, — ihre Ansichten, ihre Gesinnungen sind so himmelweit von einander verschieden.

III.

Das Klima von Ajaccio ist gewöhnlich ein äusserst mildes, und für Kranke aufs dringendste anzuempfehlen.

Fast immer gleicht der Golf einem Landsee, und es schien unbegreiflich, wenn man von Stürmen redete, welche draussen auf dem Meere grossen Schaden anrichteten. Wir wunderten uns zu verschiedenen Malen, dass die Schiffe so lange ausblieben. Einst verliess ein Dampfer der Gesellschaft Thaissinet am Freitag, wie auch sonst morgens um zehn Uhr, Marseille, und langte erst nachmittags um halb fünf an dem darauf folgenden Tage in Ajaccio an, war also dreissig und eine halbe Stunde unterwegs.

Ein Fahrzeug der Compagnie Valéry ging am gleichen Tage abends von Marseille ab, musste aber des furchtbaren Sturmes wegen, in derselben Nacht sich nach den Hyerischen Inseln flüchten, wo es bis Sonntag Morgen liegen blieb, während welcher Zeit die Passagiere nicht ans Land rudern durften, da man den ersten günstigen Augenblick zur Abfahrt benutzen wollte, und erst Montag in der Frühe, nachdem sie vierundfünfzig Stunden unterwegs gewesen waren, erreichten die Reisenden ihr Ziel.

An Bord befand sich ein junger lungenkranker Mann, welcher durch die furchtbare Anstrengung sich so an-

gegriffen fühlte, dass man ihn an's Land und in unser Gasthaus tragen musste. Kaum drei Wochen waren seit seiner Ankunft vergangen, da fand man ihn morgens tot in seinem Bette, ein Herzschlag hatte ihn plötzlich hinweggerafft. Wenn alle Leidenden sich doch dazu entschliessen könnten, den Süden aufzusuchen bei Beginn der Krankheit da das Klima ihnen mit Gottes Beistand noch zu helfen vermag, und wenn sie nur zu Hause bleiben wollten, sobald die Krankheit zu weit vorgeschritten ist, damit sie bei ihren Verwandten sterben, von liebenden Menschen gepflegt.

Immer wieder möchte man alle Aerzte anflehen, hierauf zu bestehen, denn man hat es ja nur gar zu oft mit angesehen, wie schrecklich es für solche Arme ist, allein in fremdem Lande hoffnungslos darnieder zu liegen, sich selbst bei allen ihren Qualen überlassen, ohne ein bekanntes, vertrautes Gesicht, ein liebendes Herz in der Nähe, um sie zu trösten, sie moralisch aufzurichten, und ihnen die letzten Stunden zu erleichtern. Dann werden sie von Fremden begraben, fern von der Heimat, fern von allen, welche ihnen so teuer waren.

Von jenen Stürmen merkten wir hier nichts. Aus Deutschland kamen Berichte von den furchtbaren Ueberschwemmungen, welche so entsetzlichen Schaden anrichteten. In Ajaccio fiel kein Tropfen zwischen dem 22. Dezember und dem 10. Januar, und als der Regen dann kam, dauerte er nur einen Nachmittag und die darauf folgende Nacht hindurch, dann klärte der Himmel sich wieder auf. Bewölkt war dieser öfters, viel mehr als es gewöhnlich der Fall ist, denn der Winter von 1882—1883 war, wie schon gesagt, kein günstiger für Ajaccio.

Ueber dieses Klima wurde manches Unwahre berichtet und dadurch sind viele irregeleitet worden, was man der Kranken wegen nur bedauern kann. Man hat nämlich behauptet, dass es niemals in Ajaccio Wind gebe. Nord- und Nordostwind erreichen den geschützten Ort freilich nicht, davor wird die Hauptstadt und die Umgebung durch die hohen Granitmassen des Innern bewahrt, aber der Mistral bahnt sich einen Weg in den Golf herein, neben dem Punto della Parata, und einmal erlebten wir, durch diesen Nordwestwind verursacht, nachts einen Sturm, der die Beherztesten in Angst versetzen konnte. Zwei Schiffe gingen damals ausserhalb des Golfes an der Westküste unter; wir hörten die Notschüsse und ahnten nicht was sie bedeuteten.

Zugegeben, dass es auch in Ajaccio Tage gibt, wo für Kranke es am vernünftigsten ist zu Hause zu bleiben, darf man getrost sagen, dass ein wärmeres beständigeres Klima nur in den Tropen zu finden ist, denn sogar aus Algier kamen Reisende an, welche von Unwetter sprachen; in einem Monat hatten sie achtzehn Regentage und mussten sich, der frischen Luft wegen, oft im Kamin Feuer anzünden lassen, während man in Ajaccio so wenig, — fast garnicht von alledem zu leiden hatte. Wir haben drei Winter in Nizza, vier in Neapel zugebracht und kennen die Riviera sowohl, wie ganz Italien nebst Sicilien genau, aber ein so schönes Klima trafen wir nirgends. Was sind dann und wann ein paar Tage, wo der Wind den Leidenden ans Haus fesselt, mit den ausserordentlich vielen verglichen, wo er morgens und nachmittags in der Umgegend spazieren gehen darf, wo die Luft im Dezember und Januar so warm, so wonnig ist, dass man ohne Um-

hüllung im Freien verweilen kann, nur einen leichten Shawl über den Arm für den Notfall, der aber äusserst selten benutzt wird.

Allen Kranken ist dringend anzuempfehlen, einige Zeit vor Sonnenuntergang nach Hause zurückzukehren, da, sobald die Sonne hinter den Bergen verschwindet, ein jäher Temperaturwechsel stattfindet, und der überaus starke Taufall, welcher hier der Luft ihre grosse Feuchtigkeit verleiht, sogar für Gesunde empfindlich wird. Deswegen ist meiner Meinung nach Ajaccio denen nicht anzuraten, welche an Gicht und Rheumatismus leiden. Der Gegensatz in der Atmosphäre zwischen früh morgens und mittags ist auch ein grosser; aus diesem Grunde erlauben die Aerzte ihren Patienten nicht vor zehn Uhr das Haus zu verlassen. Die kalte Temperatur tritt bei Sonnenuntergang und -Aufgang ein, und dauert eine Stunde, dazwischen sind die Nächte oft sehr mild und klar.

Ein Unglück ist es immer, dass Kranke meinen, mit dem blossen Kommen nach dem Süden hätten sie ihre Pflicht gethan, und es nicht wissen, dass auch hier Vorsichtsmassregeln beobachtet werden müssen, wenn sie nicht grösseren Schaden als Nutzen davontragen wollen, währenddem, falls sie in Ajaccio leben, wie ein Patient leben sollte, und ihr Leiden nicht zu weit vorangeschritten ist, sie Vorteil aus jenem Klima ziehen müssen. Die grösste Unvorsichtigkeit, welche viele begehen, besteht darin, in einem Ost-, West- oder sogar Nordzimmer zu wohnen, was geradezu Gift für die Leidenden ist.

Ajaccio ist ausserordentlich still und deswegen wird es solchen, welche des Vergnügens halber nach dem Süden

droht mit strengeren Massregeln, falls dieses nichts nutzen sollte.

Den Fremden, besonders den menschenfreundlichen, welcher daheim an geregelte Verhältnisse gewöhnt ist, müssen diese Vorfälle natürlich peinlich berühren; er selbst hat aber für sich nichts zu befürchten, da die Bewohner der Insel sich nicht an ihm vergreifen und nur unter einander Feindseligkeiten haben.

Dieses Rachegefühl ausgenommen, sind die Corsen ein liebenswürdiges, gutgeartetes Volk. Unendlich wohlthuend berührt ihre Uneigennützigkeit, nachdem man verschiedene Winter in Italien zubrachte. Der Corse hat grosses Selbst- und Ehrgefühl, — einen Stolz, der ihn davon abhält auch die kleinste Gemeinheit zu begehen. Hier lernt man wieder an die Menschheit glauben.

Wir waren oft in Verlegenheit, wie wir geleistete Dienste vergelten sollten, denn fast immer schlägt der Corse verletzt jede Gabe ab. Dieses soll in früheren Jahren sogar noch mehr der Fall gewesen sein, denn der Fremdenverkehr hat schon, wie allüberall, nachtheilig eingewirkt.

In Ajaccio findet man Bettler, aber ich muss eingestehen, dass es ausser Blinden, Lahmen und Kranken höchstens Kinder sind, welche ein Almosen erlehen, und dieses ist auch eine Schuld der Fremden, denn wir sahen mehrmals Herren Kupfermünzen unter die versammelte Jugend werfen, worauf diese schreiend und mit einander kämpfend sich gegenseitig die Beute abzuringen trachtete. Dadurch muss bei den Kleinen die Geldgier erweckt werden.

Einen betrübenden Eindruck machte es, die Knaben draussen überall Karten um Kupfermünzen spielen zu sehen: in malerischen Gruppen lagern sie am Rande der Strassen, wahre Murillogestalten mit ihren leidenschaftlich blitzenden schwarzen Augen oder den schelmisch lächelnden sonnverbrannten Zügen, je nachdem das Glück wechselt und den einen verlässt, um den anderen zu begünstigen.

Sehr charakteristische Züge, die Natur des corsischen Volkes kennzeichnend, bemerkt man an diesen Kindern. Unserem Gasthause gegenüber hielt sich meistens ein kleiner, lahmer Knabe auf; an dem kranken Beine ist wahrscheinlich durch Entzündung das Gelenk zerstört worden, denn es schlottert hin und her. Trotzdem ist der Kleine vergnügt und er lächelt unbesorgt, indem er die Bewohner des Hotels um Gaben angeht. Geld erbittet er sich selten, meistens etwas zu essen. Was er so erhält, es sei eine Orange, ein Apfel etc. teilt er ehrlich mit seinen Kameraden; und wären auch noch so viele zugegen; jeder bekommt ein gerade so grosses Stück wie er selbst.

Der Anzug der Corsen diesseits der Insel ist meistens, man kann fast sagen durchgehend, ein dunkler; die schwarze und braune Farbe herrscht vor, und selten sieht man bei jungen Mädchen sogar etwas Bunttes. Die Frauen tragen anschliessende Mieder oder Tailen und faltige Röcke, über den Kopf ein dreieckig gelegtes Tuch, das unter dem Kinn geschlungen ist. Manchmal verbirgt ein zweites Tuch die Stirne und ein anderes hüllt Schultern und Brust ein. Die Reicheren haben weite, runde, schwarze Mäntel, welche ihre Gestalt vollkommen verbergen, und

bis an die Füße reichen, oben an ein enganschliessendes Stück gefältelt. Die Kapuzen ziehen sie über den Kopf. Aehnliche Mäntel tragen auch manchmal die Männer. Alte Frauen haben noch die Faldetta, einen weiten Kleiderrock, welchen sie über den Kopf legen, die Stirn gänzlich bedeckend, sodass von den Augen nichts sichtbar ist, und überdies hüllen sie den unteren Teil des Gesichtes noch ein. Die Faldetta wird jetzt nur als Zeichen der grössten Trauer getragen, aber in früheren Jahren bekam jede eine Faldetta zur Aussteuer, und damals verbarg man das Gesicht nicht, sondern liess einen Teil des Haares hervorschauen.

Sehr hübsche Mädchen erblickt man zu Zeiten, aber sie bleiben sehr viel zu Hause, denn der Sitte gemäss dürfen sie nie allein ohne die Begleitung einer verheirateten Frau ausgehen. Auf Schritt und Tritt bewacht man sie.

Hauptsächlich schön sind die Kinder. Wir besuchten den Kindergarten der St. Joseph-Stiftung, wo durch Nonnen die Kleinen von drei bis sechs Jahren, spielend, unterrichtet werden. Die versammelte Schar, dreihundertdreizehn an der Zahl, bewährte sich vortrefflich und zeigte sich aufs beste eingeschult, man wusste nicht, ob man das Gedächtnis der Schüler und Schülerinnen oder die Geduld der Lehrerinnen am meisten bewundern solle. Und das geschah alles ohne ein Zeichen der Furcht, unbesorgt blickten die Kleinen ihre Erzieherinnen an. Als nach der Vorstellung die Knaben und Mädchen an uns vorüberzogen, hätte man ein Künstler sein mögen, um die reizenden Gesichtchen sich auf immer anzueignen: goldene Lockenköpfchen mit

dunkelblitzenden, andere mit tiefblauen Augen, bei gleich hellem Haar.

Die Frauen haben meistens etwas sehr Ernstes, Gedrücktes, was man wohl begreifen kann, wenn man sieht, wie niedrig ihre Stellung ist, wie sehr sie geknechtet werden. Nicht die Lebensgefährtin ihres Mannes ist das corsische Weib, wie bei uns, sondern seine Dienerin, seine Sklavin. Auf ihr liegt fast die ganze Last des Lebens, während der Mann in der Piazza sitzt, und sich es im Sonnenschein wohl sein lässt, indem er dem „Dolce far niente“ fröhnt.

Auf der Landstrasse begegnet man den Männern zu Pferd, oder zu Maulesel sitzend, während die Frau zu Fuss mühsam nebenhergeht, obendrein noch oft eine Last tragend.

„O! es ist schwer für mich durchzukommen, denn uns Frauen beachtet man nicht!“ sagte uns eine arme kränkliche Witwe, welche in einem Jahre ihren Mann und ihren Schwiegervater verloren hat, und nun allein einem kleinen Gasthause in der Umgegend vorsteht. Nur der Gedanke, dass sie ihrer Kinder wegen fort-kämpfen möchte, bewahrt sie vor dem Zusammenbrechen.

Die Männer glauben meistens, dass für das stärkere Geschlecht es eine ganz besondere Unehre sei zu arbeiten. Für Fremde liegt eine grosse Unannehmlichkeit in dieser Verachtung aller Arbeit auf Corsica, denn sieht die einheimische Dienerschaft ihren Herrn, ihre Herrin irgend einer Beschäftigung nachgehen, dann verliert sie allen Respekt vor denselben, und sagt nur zu leicht den Gehorsam auf. „Das könnte es allen verleiden, hier eine eigene Häuslichkeit zu gründen, es müsste denn sein, dass



man aus der Heimat Dienstboten mitbringt!“ haben uns schon manche gesagt.

Im allgemeinen ist Ajaccio schön angelegt; es hat grosse Plätze und breite Strassen, von denen aus man, von einer Seite wenigstens, das blaue Meer oder die mit Makir bedeckten Berge sieht. Von dem Place Diamant schaut man auf den schönen Golf und die jenseitige Gebirgskette hinaus. In der Entfernung, mit diesem Hintergrunde, nimmt sich das in der Nähe geschmacklos aussehende Erz-Monument Napoleons I. hübsch aus. Dasselbe stellt ihn mit seinen vier Brüdern dar. Der Kaiser sitzt zu Pferd, die Anderen umstehen ihn.

Von diesem Platze an beginnt der Cours Napoléon nach Norden sich hinziehend. Die Allee besteht teilweise aus Orangenbäumen, an denen im Winde die goldenen Früchte, zwischen dem glänzenden Laube, sich prächtig ausnehmen.

Der mit Akazien und Platanen bepflanzte Cours Grandval, wo die Gasthäuser ersten Ranges und die hauptsächlichsten Fremdenwohnungen, sowie die englische, durch Miss Campbell erbaute Kirche sich befinden (deutschen Gottesdienst gibt es noch nicht), zieht sich von Ost nach West und mündet in den Place Diamant ein, den Anfang des Cours Napoléon durchschneidend.

Die Fortsetzung des Cours Grandval bildet die Rue du Marchè, eine kurze in dem Place du Marchè endigende Strasse. Auf diesem Platze erhebt sich, von einem Garten eingefasst, in dem tropische Pflanzen wachsen, die mit Löwen verzierte Fontaine, und über derselben die Marmorstatue Napoleon's I., als römischer Konsul dargestellt. Hier befindet sich der Hafen, wo alle Dampfer ankommen und abfahren.

Grossartig angelegt, und mit schönen Alleen geziert, sind die Quais, und wenn es nichts anderes in Ajaccio gäbe als diese und die Plätze und breiten Strassen, würde man ihm das Lob einer hübschen Landstadt nicht vorenthalten können, aber das in dem Cours Napoléon sich öffnende Plätzchen, sowie die, von diesem und den Plätzen sich hinziehenden und sich kreuzenden Gässchen, besonders jedoch die mit dem Cours Napoléon parallel laufende Rue Fesch bieten, was Unreinlichkeit anbetrifft, das Unglaublichste.

Hier machen auch die hässlichen unmalerischen Häuser der Stadt sich am meisten geltend, weil die Fassaden so sehr des Anstrichs bedürfen. Sie gleichen Kasernen, ohne irgend welchen architektonischen Schmuck, mit langen Reihen von Fenstern, an denen die grauen Läden einen tristen, unfreundlichen Anblick gewähren. Sehr fällt es auf, dass in diesem Klima, wo im Sommer die Hitze wahrhaft tropisch sein soll, man keine flachen Dächer sieht, worauf in der heissen Jahreszeit, die Mitglieder der Familie den grössten Teil der Nächte zubringen könnten; auch befinden sich an den Fenstern nur äusserst selten Balkons.

Ungemein still ist Ajaccio hauptsächlich für den, der an grössere Städte gewöhnt ist, und die dunkel gekleideten Gestalten machen keinen erheiternden Eindruck. Hauptsächlich unangenehm berührt die Sitte, welche es als Zeichen der grössten Trauer vorschreibt, die schwarzwollenen Tücher über die Stirne herunter zu ziehen, so dass diese und die Augen unsichtbar sind. Im Hause lassen die Trauernden das Gesicht frei, aber so bald sie in's Freie hinaustreten, müssen sie sich auf diese Weise verhüllen, besonders bei den Witwen ist das unumgänglich.

Deswegen ist es ein wahrer Segen, dass die Franzosen mit ihren roten Beinkleidern etwas Buntes in die Szene bringen, und ausserdem auch für Lärm sorgen. Wohin man sich wendet, sogar in der Umgebung der Stadt, hört man Trommelgewirbel und Hörnerklang, trifft man exerzierende Truppen. Besonders den Place Diamant haben sie sich zu ihren Uebungen ausersehen, so dass das Publikum dort oft sehr in die Enge getrieben wird. Auf diesem Platze spielt zweimal wöchentlich nachmittags Musik. Hier stehen auch einige Droschken, die aber mehr zu Ausflügen ausserhalb der Stadt benutzt werden, denn Ajaccio bedeckt einen so kleinen Raum, dass man in einer Viertelstunde gemächlich von einem Ende zum anderen gelangt. Lohnkutscher giebt es genug, und auch die Post, die Administration vermieten Wagen.

In Rücksicht auf Läden darf man keine zu grossen Ansprüche machen, denn wirklich grosse giebt es nur zwei. Immerhin aber bietet Ajaccio in dieser Beziehung das Möglichste, und was hier nicht erhältlich, lassen die Leute von dem Festlande herüberkommen. Ueber die Preise darf man nicht klagen.

Wohin man geht, fast alles erinnert an die Bonapartische Familie, und jede Sehenswürdigkeit steht in irgend einer Beziehung zu derselben; man merkt, dass die Stadt ihre wahre Existenz Napoleon I. verdankt, denn auf Ansuchen seiner Mutter erhob er Ajaccio zur Hauptstadt der Insel.

In dem Hotel de Ville, auf dem Place du Marché gelegen, wird der Empfangssaal gezeigt. Sehr interessant sind die Bilder und Büsten der Familie Bonaparte,

weche Kardinal Fesch, der Halbbruder Madame Laetitia's (der Mutter Napoleons I.), der Stadt vermachte.

Der Palast, den Pozzo di Borgos gehörig, einer der ältesten Familien Corsica's, aus Alata bei Ajaccio stammend, steht in dem Rue Napoléon. Hauptsächlich berühmt war Graf Carlo Andrea Pozzo de Borgo, der einstmalige Freund und nachherige erbitterte Feind Napoleon I., welcher, in russische Dienste getreten, unermüdlich darauf hinarbeitete, den Kaiser zu stürzen. Wie Gregorovius erzählt, wurde König Murat im Palazzo Pozzo de Borgo aufgenommen, ehe er nach Neapel zurückkehrte, in der Hoffnung, sein Land wieder zu erobern, aber in Wirklichkeit um dem Tode entgegenzugehen.

Die kleine, düstere, schmutzige Kathedrale bietet an und für sich nichts Anziehendes, und man wundert sich, dass eine Stadt von beinahe zwanzigtausend Einwohnern, als Hauptkirche nicht etwas Besseres aufzuweisen hat. Die Ajaccianer sagen oft verletzt: „Die beiden Kaiser hätten dafür sorgen können, dass wir eine neue Kathedrale bekämen!“ Als geschichtliches Denkmal wird aber das Gebäude stets von bleibendem Interesse sein, denn am 22. Juli 1771, als er beinahe sein zweites Lebensjahr vollendet hatte, wurde Napoleon I. dort getauft. Man zeigt den aus Marmor gehauenen Taufstein. Die Phantasie malt sich die Gruppen vor, den kleinen Knaben umstehend, dessen Haupt der Priester mit dem geweihten Wasser benetzte. Wer hätte damals ahnen können, dass dieses Kind, das Söhnchen eines einfachen Advokaten, dereinst zu so schwindelnder Höhe emporklimmen werde, sodass Kaiser und Könige vor ihm erzitterten, und es als eine grosse Ehre ansahen, wenn sie von ihm beachtet wurden.

In der Geschichte kommen solche Zeiten manchmal vor, wenn die Zustände, die Systeme, sich überlebt haben, wenn ein grosser Zusammenbruch stattfinden muss, damit aus den Ruinen ein neues, besseres, höheres Dasein und dem vorangeschrittenen Menschengenosse würdigere Verhältnisse erblühen können. Als Werkzeug einer solchen Umgestaltung habe ich Napoleon immer angesehen, und in der Beziehung hat er, in Gottes Händen, auch unserer Vaterlande manchen Segen gebracht. Wie viel Verrottetes, in sich morsch Gewordenes stürzte bei dem starken Anprall zusammen, und gerade in dem Uebermass der Erniedrigung, der Knechtung erwachte unsere Nation erst zum rechten Bewusstsein. Ohne die vorangegangene Schmach hätte sich der Aufschwung, welcher in dem Freiheitskriege sich zeigte, und dessen Nachspiele 1866 und 1870, in deren Erinnerung jedes deutsche Herz noch heute freudig erbebt, wohl niemals vollzogen. Hat es sich denn nicht immer gezeigt, dass aussergewöhnliche Leiden und Trübsale den Menschen der Nation auch aussergewöhnlich geistig gereift und gehoben haben?

Die Kapelle Bonaparte ist in der Rue Fesch gelegen, und an das Kollege Fesch angebaut, an dem das Museum einen zweiten Flügel bildet, wo zwischen dem, in dem Garten angelegten, und durch ein hohes Gitter vorne abgeschlossenen Hof, das Erzstandbild des Kardinal Fesch sich erhebt. Die Kapelle Bonaparte, sowie das Museum sind Sonntags und Donnerstags, von zwölf bis vier Uhr dem Publikum geöffnet.

Für den Bau der Kapelle hinterliess der Kardinal 400 000 Franken, mit der Bedingung, dass seine und

seiner Schwester irdischen Ueberreste dort ruhen sollten. Erst i. J. 1851 wurden die zwei in Coneto, im Römischen, ruhenden Särge nach dem Vaterlande verbracht, welches Madame More und der Kardinal so heiss geliebt hatten.

Napoleon III. führte den Wunsch seines Grossvaters aus, indem er die Kapelle, welche als Mausoleum dienen sollte, errichtete, und 1859, nachdem der Bau vollendet worden, setzte man die früher in der Kathedrale stehenden Särge in dem kreisförmigen Gewölbe unterhalb der Kapelle bei. Die Mutter Napoleon I., Laetitia Ramonilo starb 1836 in Rom, wo ihr Halbbruder drei Jahre später das Zeitliche segnete. Schwarze Marmorplatten verschliessen die Nischen in der Wand, wo die beiden ruhen.

Die goldene Inschrift nennt nur Madame Laetitias Namen und erwähnt das Datum ihrer Geburt und ihres Todes; — nichts ist hinzugefügt, was darauf hindeutet, dass sie die Mutter von Königen gewesen ist. Sonst zeigt sich kein Schmuck, keine Auszeichnung. Etwas Passenderes hätte man sich nicht ersinnen können: was braucht es da der Worte, der Verzierung! Jedem Besucher wird sich bei dem Anblick dieser Ruhestätte eine Flut von Gedanken aufdrängen. Wohl nie mag ein Mutterherz eine solche Skala von Freuden bis zur höchst möglichen Befriedigung, aber auch dann von Schmerz und Leiden durchgemacht haben. Und Madame Laetitia war eine gute, treubesorgte Mutter, die ihrer Söhne, ihrer Töchter wegen stets sich selbst vergass.

Des Kardinal Fesch wird in Ajaccio mit grosser Dankbarkeit gedacht: „er war unser Wohlthäter!“ sagen alle. Und das mit vollem Recht, denn rastlos war der Halbbruder Madame Laetitias bemüht, seine Vaterstadt zu

fördern und zu heben, indem er Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten errichtete. In seinem Testamente vermachte er Ajaccio viel, aber der älteste Bruder Napoleons I. behielt das Meiste zurück und es ward niemals ausbezahlt. „Der Ex-König Joseph wusste, dass die französische Regierung sich das Geld aneignen würde, wie sie einige von dem Kardinal gestiftete Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten aufgehoben und die Gebäude zu anderen Zwecken benutzt hatte,“ so versuchen die Anhänger der Bonapartes diese That zu entschuldigen.

Das jetzige Gymnasium hinterliess Kardinal Fesch der Stadt, das Gebäude, an welches die Bonapartekapelle und das Museum angebaut sind. Es sollte seiner Anordnung gemäss ein Kloster sein, wurde aber, als die Mönche ausstarben, zu einer Lehranstalt umgebildet. Den einen Flügel weihte man der Wissenschaft, der Kunst, indem man im unteren Geschosse die Bibliothek, sowie eine Sammlung der Naturalien Corsicas unterbrachte, im oberen Stockwerke sind die Bilder und Gipsabdrücke, welche meistens Kardinal Fesch der Stadt vermachte.

Dem Fremden wird gestattet, in der Bibliothek die Bücher zu lesen, er kann jedoch auch die Erlaubnis erhalten, Werke mit nach Hause zu nehmen, wenn er seine Visitenkarte dem Maire einschickt.

Das Museum enthält nebst einigen Originalen von Guido Reni, Andrea del Sarto etc. ausserordentlich viel Mittelmässiges und Schlechtes: wer an die Prachtgallerien Italiens gewöhnt ist, wird sehr unbefriedigt von dannen gehen. Interessant ist die Totenmaske Napoleon I.: wer würde in den abgezehrten, eingefallenen, frühzeitig ge-

alterten Zügen die einst von Energie, Ehrgeiz und unerschrockener Kühnheit strahlten, die des grossen Feldherrn wieder erkennen!

Vor dem Oel-Porträt der Madame Laetitia standen wir lange; es stellt sie als ältere Frau dar. Von der einstigen hochgerühmten Schönheit ist, dem Bilde nach zu urtheilen, welches in dem Bonapartistischen Hause hängt, wenig übrig geblieben, nur die wunderbaren Augen, welche schon in der Jugend einen ernsten, melancholischen Ausdruck gehabt haben müssen. Man meint, sie hätte schon damals geahnt, was sie im späteren Leben zu erdulden haben werde. Von dem teuren Vaterlande getrennt, ohne Hoffnung es jemals wieder zu sehen, in Rom sogar von kleinlichen Ränken und Feindseligkeiten verfolgt, ihre Augen erblindet, blieb ihr in den letzten Jahren Muse genug an die glorreiche Vergangenheit zu denken, den tragischen Schicksalswechsel zu beklagen. In den feinen, abgekehrten Zügen, an den fest zusammengepressten Lippen auf jenem Bilde erkennt man, dass sie es schon damals einsah, wie die Ahnung sie nicht getäuscht habe.

Als wir die Kapelle Bonaparte besuchten, wo ausser Madame Merè und Kardinal Fesch noch zwei Mitglieder der Bonapartistischen Familie beigesetzt sind, trat eine in tiefe Trauer gekleidete, ältere Dame auf uns zu, — sie mochte wohl unser Interesse für die Sache erkennen, — und stellte sich als eine Verwandte der Madame Laetitia vor, deren Kousine ihre Grossmutter gewesen sei. Sie bot sich sehr freundlich an, uns nach dem Geburtshause Napoleon I. zu begleiten und erzählte uns unterwegs manches Interessante. Sie gab zu, dass Corsica nicht

viele Wohlthaten von dem Kaiser empfangen habe, aber daran sei dieser nicht Schuld gewesen, meinte sie, da er die besten Absichten seiner Heimatsinsel wegen gehabt. Als eine derartige Klage einstmals an Napoleon I. Ohr drang, antwortete er: „Die Strassen von Ajaccio könnten mit dem Golde gepflastert werden, welches ich zu verschiedenen Malen hinübersandte. „Diese Gaben erreichten Corsica nicht und wurden wahrscheinlich unterschlagen. Der Kaiser war in seinem thätigen Leben, das so überaus viel seine Gedanken und Kräfte in Anspruch nahm, zu sehr beschäftigt, um sich darnach zu erkundigen, ob seine Spenden so angebracht worden wären, wie er es beabsichtigt hatte.

Nach Napoleon I. Absetzung wurden dessen Verwandte sehr angefeindet und besonders Charles X. liess diese heftig verfolgen. Durch einen Bewohner von Ajaccio verklagt und beschuldigt, liess man den Grossvater der Dame in einen Kerker werfen, wo er lange schmachtete, nur weil er ein Ramolino und folglich ein Verwandter der Bonapartes gewesen war.

Als Napoleon III. die Insel besuchte, wollte er allen denen Gutes erweisen, welche seines Onkels wegen gelitten hatten, verliess sich aber auf die Aussagen seiner Umgebung, die ihre Günstlinge dem Kaiser anempfahlen. So musste der Vater unserer Begleiterin, wie sie uns erzählte, dem Sohne dessen einen Orden auf die Brust heften, welcher seinen eigenen Vater ins Gefängnis brachte. So gingen fast alle die Verwandten leer aus.

Das Haus Bonaparte ist ein recht stattliches und macht einen imponierenden Eindruck, besonders wenn man das letzte Jahrhundert bedenkt, wo die Ansprüche

so viel bescheidener waren. Es nimmt die eine Seite des kleinen Place Laetitia ein, dessen anderer Teil als Garten angelegt ist, nur Raum für die Strasse lassend.

Der erste Stock wird den Fremden gezeigt, denn dort, sowie im Untergeschosse wohnten Carlo Bonaparte und dessen Familie. Ueber der Eingangstüre des Hauses teilt nur die Inschrift einer Marmortafel mit, dass Napoleon I. am 15. August 1769 dort geboren ward.

Zwei Treppen hoch befindet sich jetzt die sechs- undachtzigjährige Prinzessin Marianna Bonaparte, die Schwiegertochter des Prinzen Lucien Bonaparte Canino, des einzigen Bruders Napoleon I., welcher es verschmähte König zu werden und sich seine Unabhängigkeit bewahrte.

Unsere Begleiterin erzählte uns, dass das Gebäude immer entweder im Besitze der Ramolinos (der Familie Madame Laetitia) oder der Bonapartes geblieben sei. Als Napoleon I. Kaiser geworden war, machte seine Amme sich auf, um den zu besuchen, welchen sie immer noch ihren Sohn nannte. Als der Kaiser ihr Vorhaben vernahm, befahl er, dass eine Hof-Equipage ihr entgegenfahre, um die alte Frau mit allen Ehrenbeweisen einzuholen und sie an das Schloss zu geleiten, wo sie untergebracht wurde. Reich beschenkte der Kaiser seine treue Pflegerin und versprach ihr sein Geburtshaus zu geben.

Bei dieser Nachricht, dass das historische Gebäude aus der Familie gehen solle, fühlten die Ramolinos sich sehr empört und wandten sich bittend an den Kaiser. Napoleon I. erklärte, dass er es den Verwandten seiner Mutter frei stelle, die begehrte Wohnung zu beziehen, in

dem Falle müssten sie aber ihr eigenes Haus mit dem ganzen darin sich befindlichen Mobiliar seiner Amme abtreten. Dieser Tausch fand statt und die Ramolinos behielten das Gebäude bis Napoleon III. als Kaiser den Wunsch aussprach, es für seine Familie zu besitzen, was natürlich für die anderen ein nicht zu umgehender Befehl war.

Napoleon III. liess das Haus restaurieren, blieb aber ängstlich bedacht alles genau so einzurichten, wie es zu der Zeit war, da sein Onkel dort lebte. Die Möbel, welche damals in den Zimmern sich befanden, wurden, soweit der Kaiser dieselben auftreiben lassen konnte, an die Stelle gebracht, wo sie früher gestanden hatten.

Die Tapeten von den Wänden, sowohl die Damastseide von den Sofas und Stühlen haben allmählich beutesuchende Reisende abgerissen, so dass sie kahl dastehen. Die Zimmer sind schön und geräumig; die eingelegten Schränke, die vergoldeten Tische, die stattlichen Spiegel und die aus Marmor gehauenen Kamine beweisen, dass die Einrichtung einst eine recht elegante war und die einer Familie von ansehnlicher Stellung gewesen sein muss.

Man zeigt das Spinett, an welchem Madame Laetitia spielte, und deren vergoldeten Tragsessel.

In dem grossen Gesellschaftssaal, welcher jetzt so leer und verlassen dasteht, zauberte sich unsere Phantasie die belebte Gesellschaft vor, welche um die schöne, liebenswürdige, geistreiche Wirtin sich versammelte. Wie oft mag Napoleon I. als heranwachsender Jüngling anfeuernd, belebend auf jenen Kreis durch die Geistesblitze eingewirkt haben, welche schon damals denken liessen,

dass er es noch weit in der Welt bringen werde, wenn auch gewiss niemand im entferntesten ahnte, wie weit. Die unheimliche Stille beängstigt, bedrückt, man wähnt sich in einer Totengruft und meint, dass die Geister der Abgeschiedenen diese Stätte aufsuchen müssten.

Am meisten wird immer das Zimmer den Besucher fesseln, wo Napoleon I. auf dem dort in der Ecke stehenden Sofa zuerst das Licht der Welt erblickte. Madame Laetitia war rasch aus der Messe zurückgekehrt. Vor demselben lag der Teppich ausgebreitet, auf welchem, wie man behauptet, eine Kopie des aus Pompeji stammenden Mosaikgemäldes, die Alexander-Schlacht darstellend, sich befunden haben soll. Den Teppich bewahrt die Familie noch auf.

Man zeigt die Stube, wo Napoleon I. als Knabe schlief. Dort ist der Schrank, wo er seine Bücher, seine Spiele, sagt man uns, aufhob. Man fragt sich, ob er, wie andere Kinder, jemals gespielt und gescherzt haben könne, ob nicht von klein auf sein rastloser Geist sich mit kühnen, gewagten, anscheinend unausführbaren Zukunftsplänen beschäftigte? Wie interessant wäre es, wenn jene vier Wände erzählen könnten, was sie in der Vergangenheit schauten und hörten, dann würden sie vielleicht einen Schlüssel zu dem unerklärlichen Problem geben, welches sich in jenem unbegreiflichen Manne darbietet. Wir sehen in ihm nur den fertigen Menschen, die bis zur höchsten Höhe gesteigerte Inkarnation der Selbstsucht und des Ehrgeizes, und kennen nicht die Ursachen dieser Wirkung, die Verhältnisse und Umstände, welche schon auf den Knaben ihren Einfluss umgestaltend ausübten.

In jenem Zimmer und in der Grotte, welche am Ende des Kurs Grandval sich erhebt und wo Napoleon als Kind oft sinnend und seinen Schularbeiten obliegend gesessen haben soll, drängen diese Frage ganz besonders sich dem denkenden Menschen auf.

Eine reizendere Zufluchtstätte kann man sich nicht denken, als die Grotte. Immense Granitblöcke sind auf einander getürmt und ringsum, ja sogar auf dem Gesteine haben sich wilde Olivenbäume angesiedelt, nebst Makis und Moos. Zwischen dem federichten Laub blickt man hinüber nach Ajaccio, welches auf dem Felsen amphitheatralisch lagert. Unter dem Schatten ist es so lauschig, so kühl, man fühlt sich so geborgen und dazu geneigt zu träumen, drüben die Stadt aber liegt im blendendsten Sonnenschein, von dem blauen, funkelnden Wasser auf drei Seiten umringt. Im Hintergrunde erheben sich die mit ewigem Schnee bedeckten Granitriesen Monte d'Oro, Monte Rotondo und Monte Renoro, und davor die grünen Berge, einen bezaubernden Kontrast bildend. Ringsum im Vordergrunde die üppige, verschiedenartige, in Farben sich abstufoende Vegetation zwischen den aus dem Erdreich hervorragenden Felsblöcken, jede Partie für sich ein reizendes Bild gewährend.

Ja, ein schöneres Plätzchen hätte der Knabe Napoleon für seine Studien, seine Träumereien sich nicht aussuchen können! Aber woran dachte er? Was spiegelte ihm wohl sein rastlos reger Geist vor? Es liegt etwas unaussprechlich Ernstes, Erschütterndes sogar, in der Betrachtung seines Charakters, denn es ist sicher, dass als Kind, als Jüngling noch, Napoleon I. fähig war, aus sich herauszutreten, sich selbst zu vergessen. Die Berichte des

vaterländischen Geschichtsschreibers hatten ihn zur Begeisterung hingerissen, er brannte vor Verlangen seiner Heimatsinsel beizustehen, und derselben eine glückliche Zukunft zu bereiten. Nicht sich selbst, sondern dem Vaterlande wollte er nutzen; seine Seele war von dem Gedanken erfüllt, nicht allein seinen Landsleuten, sondern der ganzen Menschheit Gutes zu erweisen. Verachtend blickte er auf alle herab, welche nur an persönlichen Gewinn, an die eigene Vergrößerung dachten, auf Anderer, auf des Vaterlandes Kosten.

Wie viele von denen, welche den Bekanntenkreis der Madame Laetitia ausmachten, und die gewiss die ungewöhnliche Begabung des Jünglings bewunderten, mögen der glücklichen Mutter prophezeit haben, dass ihr Sohn einst ein Segen für die Welt werden würde, einer jener Bevorzugten, welche durch die Vorsehung dazu ausgestattet und berufen sind, der Menschheit während eines kurzen Lebens geistig einen grösseren Umschwung zu geben, als es sonst im Laufe der Jahrhunderte der Fall ist. Wenn Napoleon damals seine spätere Laufbahn hätte überschauen können, wäre er wohl selbst erschrocken vor dem blossen Gedanken, dass er werden könne, was er nachher ward. Rücksichtslos zu dem Gipfel emporklimmend, welchen sein Ehrgeiz sich immer höher und höher steckte, die Rechte anderer missachtend und mit Füßen tretend, über tausende von Leichen hinwegschreitend, nur von der einzigen Idee beseelt für sich und seine Familie die Herrschaft über die ganze Welt zu erringen. Dass Napoleon Frankreich manchen Nutzen brachte, sogar unserm Vaterlande, kann keiner läugnen, aber was ist dieser Nutzen mit dem namenlosen Leiden

verglichen, welches seine Ehrsucht, sein Ehrgeiz der Menschheit verursachte. Das zeigt, wie überaus nötig es ist, dass Jeder sich streng beobachte und beherrsche, damit die Leidenschaft seiner nicht Herr werde, und ihn mit sich auf Bahnen fortresse, wo allmählich die Stimme der Pflicht verstummt, und jedes andere Gefühl erstickt!“

IV.

Die Umgebung von Ajaccio.

Herrliche Spaziergänge machten wir in der Umgegend von Ajaccio, indem wir dieselbe nach allen Richtungen durchstreiften, jeden Pfad verfolgend, welcher sich darbot, und wiederholt gestanden wir uns ein, dass keiner so schön gewesen sei, wie der folgende. Es gibt nichts Angenehmeres, als solche von den prächtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungs-Reisen! Und was machten wir für Entdeckungen! Wer nach Ajaccio kommt und gut zu Fuss ist, für den bieten stets neue Genüsse sich dar, wenn er ein Naturfreund ist.

Da gibt es Thäler, unvergleichlich in ihrer Schönheit, denn sie vereinigen den Pflanzenreichtum des nördlichen Sommers mit der subtropischen Vegetation. Man möchte dort Hütten bauen neben dem klaren Wasser, welches laut rauschend und schäumend von den Bergen herabfließt. Oben wölben sich die Oliven-, die Carobi-(Johannisbrot)bäume, einen dichten Hain bildend. An den Hängen blühen schon Ende Dezember die Mandelbäume, manchmal weiss, manchmal rot, wie man dort behauptet — ob mit Recht, weiss ich nicht — jene die süsseren, diese die bitteren. Und dazwischen erheben sich die hohen Cactusstauden, der Gegend einen orientalischen

Charakter verleihend. Unter die Oliven-, die Immergrünen-, die Korkeichen drängen sich die Orangen- und in den geschützten Schluchten die Zitronenbäume. An den Felsen hat sich ein smaragdfarbener, buntdurchwirkter Teppich angeschmiegt, er ist zusammengesetzt aus der dem *licopodium* so sehr ähnlichen *selaginella pentifida* und dem Farrenkraut in dichtem Geflecht, und dazwischen schaut der rote Storchschnabel hervor, die duftige, rosa angehauchte *fumaria capriolata*, der Sauerklee mit leuchtend gelben Blüten und die verschiedensten Moose. Wie sich das überschlägt und gegenseitig verschlingt!

Wohin man sich wendet, bieten unzählige Bilder sich dar, wie sie des Künstlers Herz begeistern müssten: eine einzige Cactusstaude ist oft die schönste Studie, welche der Maler sich nicht herrlicher wünschen könnte. Brombeeren haben sich um dieselbe gewunden und hängen in langen Ranken herunter; der Wind bewegt die teilweise grünen, roten und braunen Blätter hin und her. Dazwischen hat sich die *smilax aspera* geschlungen mit ihren hochroten Trauben und oben zeigen sich die purpurnen Früchte des Cactus.

Von den Schluchten, den engen Thälern blickt man auf den Golf hinaus durch das federichte Laub, und in der Ferne sieht man die prächtigen Berge. Man möchte stundenlang dort weilen: Punkte gibt es, welche wie für Picknicks geschaffen scheinen.

Wer an den Hängen emporklettert, kommt oft an Gärten, an Weinbergen vorbei, und niemals wird er unhöflich empfangen, — im Gegenteil, lächelnd heisst der Besitzer den ungebetenen Gast willkommen und man sieht es ihm an, dass er es von Herzen meint. Orangen kann

man sich von den Bäumen herunterkaufen; dieselben sind saftig und eben so süß wie die spanischen.

Steigt man von den lauschigen, schattigen Thälern und Schluchten auf die Vorberge, welche dieselben einschliessen, dann schaut man über das blaue, funkelnde Meer nach Ajaccio hinüber und nach den Schneebergen Monte Rotondo, Monte d'Oro, Monte Renoso und in der Ferne manchmal Monte Baglia Orbo, welche in der Sonne wie hochpolirtes Silber erglänzen. Das ist es ja, was den Hauptreiz bildet: das südliche Kolorit ringsum, Farben wie man sie im Norden nicht sieht, das Meer so tiefblau, die Berge waren pupuren angehaucht, ins veilchenblaue übergehend, der Himmel abends im glühendsten, feuerigsten Rot und orangefarben erstrahlend und dazu jene Schneeriesen einen so wunderbar eigentümlichen Gegensatz bildend.

Ich wiederhole es, eine solche Ueppigkeit in der Vegetation sahen wir nie, man muss sie erblickt haben, um das zu verstehen, zu begreifen. Es gibt Stellen, besonders an abschüssigen Rainen, wo der Sauerklee aussieht, als hätte man ihn nicht allein gepflanzt, sondern auch gepflegt und sorgfältig gezogen, so gleichmässig, so zierlich hat er alles dicht bekleidet; zu Myriaden zeigen sich die gelben Blüten: Malven Geraniums, Laurustinus, wilder Reseda wachsen an den Hängen wild und sind im Winter mit Blumen bedeckt. Während das Pflanzenreich im Norden noch starr ist und der Winter die Natur gefangen hält, erwacht dort diese zu neuem Leben: schon zur Weihnachtszeit beginnt der Frühling ins Land einzuziehen. So fruchtbar ist der Boden, so günstig das Klima, dass man an geschützten Stellen fast jede Pflanze auch im

Winter blühend findet, unter ihnen die Myrte, sogar die Agave. Wir trauten unseren Augen nicht, es war an dieser zwar nur ein kleiner Sprössling, aber wir können uns nun eine klare Vorstellung davon machen, wie die hohen Blütenstangen in ihrer Pracht aussehen. Die Blumen sind hellgrün und die lang hervorstehenden gelben Staubfäden gleichen kleinen Hämmern. Die *passerina hersuta* ist mit weissen Blümchen bedeckt, unbeschreiblich schön sind die roten Beeren des *ruscus acculeatus*, diese entstehen inmitten des immergrünen Blattes und gleichen auffallend hochpolierten Korallenkugeln. An den Myrten nehmen sich die glänzend schwarzen Beeren sehr hübsch aus; fleissig sammelte man sie zur Bereitung des Likörs. Viele weisse und rote Rosen zeigten sich an den Cystusbüschen. Mit Schätzen beladen kehrten wir jedesmal nach Hause zurück.

Mich jammerte es nur, wenn ich in einem solchen Lande sah, wie viel Boden brach lag, weil es an fleissigen Händen gebrach. Kaum kann man sich Blumen von den Gärtnern anschaffen; die Kamelien sind so selten, dass vier bis fünf Franken für eine verlangt werden, und doch, wenn man sich nur die kleinste Mühe gäbe, würden dieselben fast wild wachsen. Miss Campbell behauptet in ihrem Buche, „Southward Ho“, die Erde sei so fruchtbar, dass, falls man einen Besenstiel pflanzte, er Wurzeln fassen müsste; wenn das auch zu viel gesagt, die Ergiebigkeit ist eine wunderbare. Die Pflanzen vermehren sich auf die erstaunlichste Art: ein Gärtner erzählte uns, dass die Agaven oft fünfzig Nebensprossen erzielen, welche dann selbständig als Pflanzen fortwachsen, — man hat sich nur zu wehren.

Für Naturschönheit scheinen die Corsen nicht viel Sinn zu haben, denn auf die Frage, ob der Weg, den wir verfolgten, hübsch sei, antworteten sie immer: „er ist ziemlich breit oder schmal, steinicht oder eben.“ Keiner merkte, worauf hinaus unsere Erkundigung zielte. Erstaunt blickte man uns an, wenn wir nach Blumen frugen: „Es ist ja jetzt alles tot,“ entgegneten sie; tot nach ihren Begriffen, denn sie denken an die wunderbare Fülle des Frühlings, des Sommers, aber für uns, die wir aus dem Norden stammen, bietet das Bild der Winterstarre etwas gar Mannigfaltiges.

Wie angenehm ist es dort, unbesorgt, unbehindert die Umgegend durchstreifen zu können, nachdem man im Süden Italiens in dieser Beziehung so vorsichtig sein musste und überall gehemmt war. Die Landleute, welche man unterwegs antrifft, sind immer freundlich und gefällig, gern bereit Auskunft zu geben; sie verlassen ihre Strasse, um den Fremden ein Stück weit zu begleiten, damit dieser den Weg nicht verfehle. Französisch spricht die Landbevölkerung wenig, aber durch italienisch macht man sich gegenseitig verständlich: „Sie sprechen gut corsisch“, sagen die Leute dann erfreut.

Im allgemeinen ist dieses Volk ein sehr ernstes, ja man kann sagen melancholisches, dazu geneigt, das Leben schwer zu nehmen und sich in seinen Schmerz zu versenken. Sogar ihre Lieder gleichen Totenklagen, eine Zusammensetzung von Jammerlauten und Misstönen; oft frugen wir die Leute, ob das die Voceri seien, weil wir ihr Singen nicht anders deuten konnten. Eine lustige Melodie hörte ich nie von ihren Lippen. Nach einem Verluste in der Familie schliessen sich manche während

zwölf Monaten, ja sogar Jahre lang in ihre Häusser ein, die Läden schliessend und niemals ins Freie gehend, besonders ist das bei Frauen der Fall. Manchmal kommen sie zehn bis zwölf Jahre nicht aus der Trauer heraus und nur eine Hochzeit in der Familie macht der Sache ein Ende.

Die Männer tragen fast alle Flinten; da die Jagd auf Corsica frei, ist es jedem erlaubt zu schiessen, was ihm beliebt. Meistens haben sie, wenn sie zu Fuss oder zu Pferd das Land durchstreifen, eine oder zwei Kürbisflaschen umgehangen, angefüllt mit Wasser, Wein oder Branntwein. Sehr hübsche Exemplare dieser Kürbisse werden in den Läden verkauft, schwarz eingeritzt, auch mit bemalten Figuren und Mustern verziert. Eine eigentümliche Sitte ist es, dass bei Begräbnissen solche Kürbisse, Wein enthaltend, nebst einem mit Brezeln angefüllten Tucho mitgenommen werden, — wir sahen sie oft oben auf dem Leichenwagen liegen. Nachdem der Sarg unter der Erde verschwunden ist, setzt jeder, welcher sich dazu geneigt fühlt, die Kürbisflasche an den Mund und nimmt sich eine Brezel, um sich nach der Anstrengung zu stärken und erfrischen.

Seltsam berührt auf Corsica der Brauch, dass Frauen à califourchon reiten. Man behauptet, dass Damen es auch thun, bis vor kurzem wenigstens war es meistens der Fall. In dem gebirgigen Lande, wo die Pfade häufig sehr steil und steinicht sind, soll es eine Notwendigkeit sein.

Die corsischen Pferde sind hübsch, meistens klein und zierlich, dabei aber sehr stark und ausdauernd. Oft sieht man zwei Personen, besonders Frauen, auf einem Pferde reiten.

Wohin man sich auf dieser Insel wendet, überall trifft man auf Eigentümlichkeiten; eine der grössten ist die corsische Hütte. Wir betraten eine solche, welche an der Strasse nach der Schariv-Quelle sich befindet. Wir waren häufig an den Steinwürfeln vorübergegangen, und hielten sie für Ziegen- oder Schafställe, nicht ahnend, dass wir menschliche Wohnungen erblickten. Sie sind aus Granitblöcken zusammengesetzt, oft teilweise mit Erde, Lehm oder Stroh zugedeckt und gleichen Höhlen — ein viereckiger Raum ohne Fenster, ohne Dach. Etwas Unwohnlicheres kann man sich nicht denken. Das Gebäude, welches wir uns damals ansahen, gehört einem Paare, das sich Ziegen hält, und deren Milch und den aus denselben bereiteten Käse verkauft. Die eine Stube, in welcher die ganze Familie zusammen wohnt, erhält ihr Licht durch die Thüre; ist diese verschlossen, so bleibt das Ge- lass vollständig dunkel. In der einen Ecke steht das zweischläfrige Bett, in der zweiten hat man einen Herd der einfachsten Art eingerichtet. Auf einer Steinplatte wird das Feuer angezündet, und darüber ist der Kessel an einem von der Zimmerdecke herabhängenden Haken befestigt. Dem Rauch steht es frei sich einen Ausweg zu suchen; ein Kamin gestattet ihm nicht, sich ins Freie zu verlieren. Die Decke, die Wände sind mit Russ be- kleidet, und glänzen, wie das in Schwarzwaldhütten der Fall ist.

Das Auge musste sich erst an dieses Halbdunkel gewöhnen, dann erkannten wir die über dem Feuerplatz aufgehängten Würste. Dort wird auch das Schweinefleisch gedörret, welches bei den unteren Klassen auf Corsika meistens die Hauptkraft bildet. Die Besitzerin jener Hütte

war eben damit beschäftigt, das zerschnittene Fleisch zum Dörren und Räuchern vorzubereiten, indem sie es dicht mit zerstoßenem Zimmt bestreute, worauf eine Lage Anis kam. Sie versicherte uns, dass dies ausgezeichnet sei.

So ist das eine Gemach Schlaf-, Wohnstube, Küche und Vorratskammer zugleich; denn in dem anderen Teil befindet sich in Truhen Mehl, und anderer Bedarf; darüber, auf Gestellen, die Milch in grossen irdenen Geschirren, sowie die runden Käse, welche rühmlichst auf der Insel bekannt sind, und auch nach dem Auslande versandt werden. Den Broccio, den geschätzten Rahmkäse, welcher dem Quark ähnelt, nur viel fester ist, bereiten meistens die Hirten in den Gebirgen. Er ist schneeweiss, und wird in Weidenkörbchen verschickt. Mit etwas Rum oder Cognac angemacht, und mit Zucker bestreut, hat er einen recht angenehmen Geschmack.

Ueberall, auf den Streifzügen durch die Umgegend, trifft man weidende Herden an, Schafe sowohl wie Ziegen. Bei diesen Tieren ist die weisse Farbe eine grosse Seltenheit, die schwarze, wie bei den Menschen, vorherrschend. Die Schafe sind von einer sehr kleinen Rasse, ihre Köpfe zierlich, ihre Wolle, man kann sie kaum so nennen, ist nicht kurz wie bei unseren Schafen, sondern hängt lang und leicht gewellt herunter, den Tieren ein eigentümliches Aussehen verleihend. Die Ziegen sollen grossen Schaden anrichten; wir selbst konnten es beobachten, wie sie alles an ihrem Wege benagen. Die Kaktusstauden sind furchtbar entstellt. Mit dem grössten Behagen beissen die Tiere in die dicken Blätter. Man sah es ihnen an, wie das schmeckte, dass die malerischen Pflanzen, welche der Gegend einen eigentümlichen Zauber

verleihen, so verstümmelt werden. Die zarten Teile der Aloes und Agaven suchen sie sich auch aus, nicht von dem Makis zu sprechen, welchem ja jedermann nachstellt.

In nächster Nähe, sowohl als auch in weiterer Entfernung von der Stadt gibt es viele Villen, die allerdings nicht mit den unseren zu vergleichen sind. Nicht was man sonst unter dem Namen versteht, findet sich in diesem Lande. Der Grund und Boden ist dem Nützlichen geweiht, er trägt Gemüse, Reben, Obstbäume etc. und nur hier und da bieten Orangen-, Zitronen- und Palmbäume, sowie Pinien dem Auge ein schönes Bild dar. Den grössten Genuss gewährt alsdann die herrliche Aussicht, welche sich fast überall in den Villen eröffnet. Im Süden ist bei Villa selten das Gebäude, sondern der umschliessende Garten gemeint.

In der Stadt selbst, im Cours Napoleon, befindet sich die Villa Sebastiani, wo den ganzen Winter die Aloës in unzähligen Exemplaren aufs herrlichste hochrot blühen, — eine wahre Pracht! Sehr schön ist es auch die unendlich vielen Mandelbäume in ihrem Blütenschmuck zu sehen.

Wenn man den Cours Napoleon entlang geht, eine beträchtliche Strecke ausserhalb der Stadt, erreicht man die Villa Bacciochi. Das grosse Gebäude ist seit langen Jahren unbewohnt geblieben, da die Familie sich in Florenz aufhält. Die Schwester Napoleons, Elise Bonaparte, vermählte sich mit einem Grafen Bacciochi, und der Kaiser ernannte sie später zu regierenden Fürsten von Lucca und Piombino. In den reichausgestatteten Zimmern werden die Porträts Napoleon III. und der Kaiserin

Eugénie, sowie die von mehreren Mitgliedern der Bonapartistischen Familie und künstlich geschnitzte Schränke und Möbel, welche das kaiserliche Paar den Verwandten schenkte, gezeigt. In dem Garten sind hauptsächlich die Mandarinen rühmlichst bekannt; zweiundvierzig Zentimeter im Umfang die grössten, wie wir sie so schön kaum in Sicilien antrafen.

An der Strasse nach Alata befinden sich drei besuchenswerte Villen. Nachdem man die Wasserleitung durchschritten hat, erreicht man, einige Zeit darauf, rechts das Thor des dem kürzlich verstorbenen Dr. Versini gehörigen Gartens, zwei bis drei Stunden erfordert es um diese Beszung zu durchschreiten, welche drei verschiedene, für sich verschliessbare Gärten enthält. Die Vegetation bietet besonders zur Winterzeit im allgemeinen nichts Anziehendes, aber ein Spaziergang dort ist, der wunderschönen Aussicht wegen, ein fortwährender Genuss, denn unausgesetzt gewährt er den Blick auf die schöne Bai von Ajaccio, auf die Stadt, und die herrlichen Berge ringsum, ein unvergleichliches Panorama, im Hintergrunde die Schneeriesen, stets wechselnde Bilder. Manchmal senkt sich der Weg in eine Schlucht, wo die üppigen Olivenhaine den köstlichsten Schatten gewähren, und dort wachsen auch die Orangen in üppigster Fülle. Man tritt endlich auf den Pfad hinaus, welcher an der Villa Bacciochi in den Cours Napoleon einmündet.

Ein beträchtliches Stück weiter als der Jardin Versini, auf der Alata Strasse, gelangt man an den Garten der Priester. Hierher ziehen diese im Sommer, um sich in der reinen Landluft zu stärken, und zu erfrischen. Dieses Grundstück ist viel schöner angelegt, als es bei den

meisten anderen der Fall, mit Fontainen und schattigen Pfaden, schönen Zierpflanzen, mit reizenden Ausblicken auf die Hauptstadt und die sie schützenden, und umgebenden Anhöhen. Ganz nahe, auf dem hinter dem Garten sich erhebenden Berge, steht die der Familie Pozzo di Borgo gehörige Totenkapelle. Es muss in jener Villa im Frühling, abends, wunderbar schön sein, unter Bäumen zu sitzen, und hinunter zu schauen auf Ajaccio, wenn die Gegend von der untergehenden Sonne beleuchtet, jene Farben annimmt, welche, die Natur durchglühend, sie dieser Erde zu entrücken, und in eine höhere Sphäre zu versetzen scheinen.

Ehe man auf der Strasse nach Alata die Bogen der Wasserleitung erreicht, führt links ein Pfad zu der Villa Docteur Pietrasanta hinauf, des früheren Arztes Napoleon III., welcher öfters nach Ajaccio gesandt wurde, um das Klima zu beobachten, und eine Meinung darüber abzugeben, ob die Stadt eine passende Winterstation für Leidende sei. Hier sowohl wie in der Villa Barbicaja, bieten die Orangenbäume, welche sich dicht zusammen drängen und mit ihren schwerbeladenen Aesten den schönsten Anblick gewähren, die Hauptzierde.

Die Villa Barbicaja ist an der oft erwähnten Strasse am nördlichen Arme des Golfes gelegen und von Ajaccio sechs Kilometer entfernt. Die Besetzung gehört einem englischen Oberst. Dieser erkaufte sie zu dem unerhört niedrigen Preis von 100 000 Franken, obgleich sie 35 Hektare Bodenfläche umfasst. Wie Miss Campbell erzählt, waren — vor fünfzehn Jahren schrieb sie ihr Buch — damals nur 17 davon angebaut, 5 mit Olivenbäumen bepflanzt, vier mit Getreide, ein eben so grosser mit Mandel- dnu

anderen Obstäumen, und 2 Hektare mit Orangen und Zitronenhainen. Die geringste Ernte bot zu jener Zeit 90 000 Orangen, welche zu 10 Centimes das Stück verkauft werden. Diese Orangen haben einen grossen Ruf in der Umgegend, weil sie so ausserordentlich süss und saftig, folglich auch die teuersten sind. Auf dem Markte kauft man für 30 bis 35 Centimes ein Dutzend. Diese können sich freilich mit den andern nicht messen. Unmittelbar hinter der Villa Barbicaja erheben sich, jäh aufsteigend, die Anhöhen, welche den Garten vor jedem kühlen Winde beschützen; sie sind mit Kaktus opuntia dicht besetzt. Der jetzige Besitzer hat, nebst vielen Verbesserungen und Verschönerungen, eine grosse Menge Palmbäume angepflanzt, welche in der Zukunft, wenn sie eine beträchtliche Höhe erreicht haben, die grösste Zierde für den Garten bilden werden. Sehr schön sind hier auch die Pinien, hoch, prächtig, von der vollkommensten Form.

Einer der lohnendsten Spaziergänge führt am Cours Grandval, unfern der Grotte Napoleons, zur Solario Quelle hinauf. Derselbe ist fahrbar und bildet die Lieblings-Promenade aller Kurgäste, weil er an allen Punkten herrliche Aussichten auf den ganzen Golf und das denselben umgebende Gebirgspanorama bietet. Jedesmal zeigt sich die wunderbar schöne Gegend in anderer Beleuchtung, und scheint deswegen eine neue zu sein.

Nachdem man eine ziemlich weite Strecke emporgestiegen ist, gelangt man an die Totenkapelle der Familie Peraldi, eine der grössten und schönsten, welche es gibt, und von deren Säulenhalle aus man unmittelbar auf Ajaccio hinunter schaut.

Der Weg führt bis an die Quelle Solario, welche einen ausgezeichneten Ruf hat. Im Sommer bringen Frauen das Wasser zum Verkaufe in die Stadt; ausserordentlich schade ist es, dass man die Quelle nicht bis Ajaccio leitet, damit im Winter die Fremden ihr Wasser geniessen. Denn das gewöhnliche Trinkwasser ohne Wein zu nehmen, verbieten die Aerzte, was um so mehr befremdet, als alle Reisebeschreibungen das Wasser Ajaccios so sehr loben.

Die Ausflüge, welche man zu Wagen unternehmen kann, sind nicht mannigfaltig, bieten aber unendlich viel Schönes und Genussreiches dar. Einer der empfehlenswertesten ist die Tour nach Alata, das auf der zweiten Strasse, welche von dem Cours Napoleon, nachdem man die Stadt verlassen hat, links abführt, zu erreichen ist. Man fährt ein reizendes Thal hinauf, das mit Zitronen- und Palmbäumen bewachsen ist. Hier bieten sich die Bogen der Aquädukte, welche in nordöstlicher Richtung die Umgebung Ajaccios überall durchkreuzen, an verschiedenen Stellen die Hänge verbinden, und auch die Strassen überschreiten, am schönsten dar. Die eine Wasserleitung wurde von Napoleon I. errichtet. Durch dieselbe wird das Wasser von den Bergen nach Ajaccio geführt. Einen grossen Fehler beging man dadurch, dass man den Aquädukt oben nicht bedekte, so dass Regen und Thau hineinfallen; überdies führt oft ein Weg, ein Pfad unmittelbar daneben hin. Die Passanten verunreinigen das Wasser und es kann infolge dessen nicht zum Trinken oder Kochen benutzt werden.

Auch nach dieser Richtung erheben sich überall Totenkapellen, die ganze Insel bildet nur einen grossen Gottes-

acker, ein fortwährendes „Memento mori“. Der Arbutus wächst zu Bäumen empor, und wie malerisch sehen die Früchte aus, vom hellsten glänzendsten Gelb, bis zum dunkelsten feurigsten Rot, sich von dem leuchtenden immergrünen Laube abhebend. Der Kutscher brach uns einen grossen Zweig ab. „Es ist ja nur Makis!“ meinte er als wir unser Bedauern aussprachen, und indem er das sagte steckte er den Ast an den vordere Sitz des Wagens, damit wir die Beeren nach Belieben abpflücken könnten. Wenn völlig reif, schmeckt die Frucht des Erdbeerbaumes ausgezeichnet, einem festen, dunkelgelben Crème ähnelnd.

Als wir ziemlich weit emporgestiegen waren, zeigte sich die Kapelle Pozzo di Borgo. Nach einiger Zeit hielt der Kutscher den Wagen an: wir hatten die Stelle erreicht, wo der Wagen eine scharfe Wendung um den hervorspringenden Felsen macht. Um die Ecke kam damals der Graf Pozzo di Borgo; derselbe war auf seiner Besingung gewesen, welche höher oben, unmittelbar an der Strasse steht und wollte nach Ajaccio zurückkehren. Da sprangen links hinter jenem Felsen und aus dem dichten Gebüsch rechts bewaffnete Männer hervor. Der eine schwang sich auf den Bock und hielt dem Kutscher eine Pistole vor den Kopf, indem er ihm befahl, die Pferde anzuhalten, wenn ihm sein Leben lieb sei. Diesem Geheiss wurde zitternd Folge geleistet. Der Graf, ein Neffe des erbitterten Feindes Napoleon I., erbleichte, als er die Männer erkannte, — bei dem hellen Lichte waren deren Züge nur zu deutlich sichtbar und er ahnte, was ihm bevorstand. Als Receveur von der Regierung angestellt, hatte er sich manches zu Schulden kommen lassen und sich viele Gegner gemacht: hauptsächlich beschuldigte

man ihn, Sachen versprochen und dann sein Wort nicht gehalten zu haben.

In der ersten Ueberraschung war der Graf aus dem Wagen gesprungen, die Männer drückten ihn nun auf seine Kniee nieder und befahlen ihm, sich auf den Tod vorzubereiten, wenn er das, was er versprochen hatte, nicht zu halten gelobe. Der Unglückliche versuchte ausweichend zu antworten, erkannte aber an den funkelnden Augen seiner Gegner, dass diese nicht mit sich spassen liessen. Dem Wagen zustürzend, rief der Graf seinem Kutscher ein donnerndes „Avanti!“ entgegen. Zu spät, seine Feinde schossen die Pistolen auf ihr Opfer ab, so dass dieses röchelnd zusammenbrach.

Zu Tode getroffen ward der Graf in den Wagen gehoben und in rasender Eile trieb sein Kutscher die Pferde der Stadt zu, um so bald wie möglich für seinen Herrn ärztliche Hilfe zu erlangen. Diese war aber umsonst, denn schon in der darauffolgenden Nacht hauchte der Graf sein Leben aus.

Nicht allein die Mörder, sondern alle Mitglieder von deren Familie wurden durch die Gerichte verfolgt, obgleich die Verwandten an dem Vorgange vollkommen unschuldig gewesen waren. Die Mörder hatten sich in die Berge geflüchtet. Soldaten drangen ihnen nach und umstellten den Makis; die Bedrängten verteidigte sich tapfer, aber als sie den Augenblick herannahen sahen, wo sie in die Hände der Häscher fallen musst, zerschmetterten sie sich selbst das Gehirn.

Schauernd blickten wir uns um und meinten, das Drama vor uns sich abspielen zu sehen: „Avanti!“ riefen auch wir dem Kutscher zu.

Das Dorf Alata ist in zwei Abteilungen, auf Felsenplateaux erbaut. Auf dem untersten erhebt sich der neue geschützte Teil, der obere, viel höhere, ist fast verlassen, und zu Ruinen zerfallen, weil er zu sehr allen Winden ausgesetzt war, und die Bewohner sich in die Tiefe flüchten mussten.

Man hatte uns erzählt, dass die Jugend von Alata Fremde durch ihre Neugier und Zudringlichkeit sehr belästige, aber zum Glück waren die Kinder in der Schule, als wir dort anlangten und so konnten wir ungestört die herrliche Rundschau genießen. Nach Nordwest zeigt sich Carghese amphitheatralisch auf dem Felsenvorsprung lagernd.

Ein anderer schöner Ausflug ist der nach den beiden Sträflings-Anstalten St. Antoine und Castelluccio, beide in dem gleichen Thale unterhalb des schönen Weges gelegen, welcher nach der Quelle Solario führt und von wo aus man die zwei Gebäude erblickt. Castelluccio steht ziemlich hoch an dem jenseitigen Hange auf einem Felsenvorsprunge und bildet von jeder Seite aus gesehen einen höchst malerischen Punkt in der Landschaft. Wer zu Fuss hingeht, kann von der St. Antoine Strasse abbiegen, über die Loreta Kapelle in die Tiefe gelangen, und steigt dann den Zurückweg zur Anstalt empor, wo fortwährend schöne Blicke sich darbieten.

Für Damen haben die vielen Sträflinge, welche nach allen Richtungen in diesem Thale und auf den Höhen arbeiten, etwas Beängstigendes. Gewöhnlich sind zwanzig jedesmal unter der Aufsicht eines Wärters, welcher mit der geladenen Flinte bereit ist, jeden niederzuschossen, der die Flucht ergreifen möchte. Gar gefährlich ist das

Amt dieser armen Menschen, denn falls ihre Pflegebefohlenen vereinigt sie angreifen sollten, und sie nicht auf ihrer Hut, sind sie natürlich verloren. Vor fünf bis sechs Jahren erging es einem Wärter so: vor Müdigkeit war er eingenickt, während die Sträflinge arbeiteten. Diese merkten das kaum, da stürmten sie auf ihn los, ergriffen seine Flinte und ermordeten ihn, um dann das Weite zu suchen. Es kommt öfters vor, dass die Sträflinge sich heimlich entfernen, aber nicht lange geniessen sie ihre Freiheit, denn der Gegend unkundig, — es sind nur Franzosen, die corsischen Verbrecher schickt man nach dem Festlande — fängt man sie bald wieder ein, oder sie werden von den Landbewohnern zurückgeliefert, denn es ist eine Belohnung von 50 Franken auf jeden Kopf gesetzt.

Macht man die Partie zu Wagen, dann muss man über St. Antoine fahren, denn von dort aus steigt erst der Weg den Hang hinauf, obgleich Castelluccio am Eingang des Thales, hoch oben auf seinem Felsenhorst, thront. Die Sträflinge der beiden Anstalten sind nur zu vier bis fünf Jahren Zuchthausstrafe verurteilt, weil sie kleinere Verbrechen begangen haben; nach Chiaveri, jenseits des Golfes, werden die schweren Verbrecher transportiert, die 20 bis 25 Jahre abbüssen müssen.

Es ist schon deswegen geboten, zuerst nach Castelluccio zu fahren, weil dort der Direktor dieser beiden Anstalten wohnt, ohne dessen Erlaubnis man die Einrichtung nicht besichtigen darf. Damen gewährt man den Eintritt nicht gern und zeigt ihnen nicht alles. Wir sahen nur die Küche, das Speisezimmer und die kleine Kapelle; aus dieser sich öffnend, — die Wände können entfernt werden, — ist ein grosser Raum, wo die Sträf-

linge dem Gottesdienste beiwohnen und hier erteilt man ihnen Unterricht. Alles wird versucht, um während ihrer Strafzeit sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzuziehen. Im Laufe des Tages müssen sie, morgens und nachmittags, je einige Stunden Feldarbeit verrichten, und so ist das Thal, wo sie wohnen, bis weit an den Hängen hinauf mit Weinbergen, Aeckern und Obstgärten angebaut.

Entsetzliche Züge haben manche darunter, auch wenn sie den grauen Sträflingsanzug nicht trügen, man könnte ihnen nicht trauen; besonders die in St. Antoine befindlichen Araber machen einen unheimlichen Eindruck. Söhne der höchsten Familien Frankreichs sollen zu Zeiten sich unter diesen Sträflingen befinden; vor kurzem starb einer derselben und die Eltern holten die Leiche ab, um sie nach Paris zu transportieren.

Schrecklich berührt den Besucher die Strafzelle; ausserhalb der Häuser gelegen, oben und an den Seiten ummauert, nur nach vorn offen und mit einem Gitter verschlossen, gleicht sie einem grossen Käfig. Nachdem die entlaufenen Sträflinge zurückgeliefert worden sind, oder wenn die anderen in der Anstalt Ungesetzlichkeiten begangen haben, schliesst man sie des Tages über dort ein. Von jeder Stunde dürfen sie nur 10 Minuten ruhen, sonst sind sie gezwungen, unaufhörlich die Runde zu machen. Am Gitterthore befindet sich ein Wärter, welcher unerbittlich alle antreiben muss, damit sie keinen Augenblick stehen bleiben. Wir wandten uns entsetzt von diesem Schauspiele ab. Die Strafe mag sich wohl als notwendig erweisen, um die Disziplin zu behaupten, aber jedenfalls ist sie eine äusserst harte.

Für die Kranken wird apart gekocht; diese bekommen sorgfältiger zubereitete Speisen und feineres Brot, alles nach Verordnung des Arztes.

Die Lage der beiden Anstalten ist im Sommer eine ungesunde; besonders die Bewohner von St. Antoine haben von der Malaria ausserordentlich viel zu leiden. Von Süden bringt der Wind die Miasmen des Gravone Flusses und des Campo d'Oro herüber, von der anderen Seite die Ausdünstungen des Golfes von Sagona. Ein armer Wärter von St. Antoine sah todenbleich, vielmehr wachsgelb aus und stützte sich schwer auf seinen Stock. „Sie haben gewiss auch im Sommer das Malariafieber gehabt?“, fragen wir.

„Wir bekommen es hier alle in der heissen Jahreszeit,“ antwortete er; „das Personal sowohl, wie die Sträflinge, sie wandern insgesamt, abwechselnd, nach Castelluccio hinauf, wo das gemeinsame Krankenhaus ist.“

Der arme alte Wärter that uns unendlich leid, 23 Jahre hat er dort ausgeharrt, der Malaria trotzend, von Frau und Kindern getrennt, welche er blos dann und wann besuchen darf, denn nur dem Direktor ist es gestattet, seine Familie bei sich zu behalten. „Was thut man den Seinigen nicht zu lieb!“ seufzte der arme Mann. 7 Jahre muss er noch bleiben, bis er die volle Pension erhält: 600 Franken jährlich. Wahrlich, die Helden, die Märtyrer sind nicht allein auf dem Schlachtfelde, dem Scheiterhaufen zu finden!

Castelluccio wird von der Malaria nicht so bedroht wie die andere Anstalt, weil seine Lage viel höher ist, aber die Bewohner sind keineswegs gänzlich davor ge-

schützt. Um das Gebäude herum, sowie auch bei St. Antoine, hat man viele Eukalyptus-Bäume angepflanzt, und seitdem behauptet man, dass das Fieber einen milderen Charakter angenommen habe. Die Aussicht von der Terrasse, vor dem Hause des Direktors, ist unbeschreiblich schön.

Von Castelluccio aus kann man zu Fuss die Villa Milelli besuchen, einst ein Sommer-Aufenthaltort der Familie Bonaparte. Von dem breiteren Weg führt ein schmaler Pfad steil hinab an das nun sehr baufällige Haus, dessen Fenster keine Scheiben mehr haben und dessen Mauern grosse Risse zeigen, so dass der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo das geschichtliche Gebäude zusammenstürzen muss. Von der Ferne nimmt es sich, über dem Olivenhain, welcher hier so dicht den Hang beschattet, hervorschauend, sehr malerisch aus. Die grosse immergrüne Eiche, welche sich einst vor dem Hause erhob und worunter Napoleon als Jüngling so oft träumend sass, wenn er aus der Stadt in diese Einsamkeit sich flüchtete, um mit seinen Gedanken allein zu sein, wurde einst von einem Sturme umgeweht. Miss Campbell erbat sich von der Regierung, das Holz behalten zu dürfen; daraus liess sie die kleine Kanzel und mehrere andere Gegenstände in der englischen Kirche verfertigen, welche sie, zur Erinnerung an ihre Mutter, in Ajaccio errichtet hat. Zu Fuss kann man die Villa Milelli auch über die Loreto Kapelle und den Zickzackweg erreichen, wo von einer der vielen Biegungen ein Pfad hinführt.

Die Fahrt nach Appietto nimmt gewöhnlich einen ganzen Tag in Anspruch, aber man kann ihn auch mit guten Pferden nachmittags zurücklegen. Der Weg führt

eine beträchtliche Strecke die Bastia Strasse entlang bis nach Mezzavia, $6\frac{1}{2}$ Kilometer von Ajaccio entfernt, und biegt dann in den Vico Weg ein. Man fährt immer höher hinauf.

Vor uns befand sich ein Leichenwagen, welchem 3 bis 4 Equipagen folgten. In vollem Galopp liefen die Pferde aller Fuhrwerke, so dass wir meinten, jeden Augenblick müsse der Sarg herausgeschleudert werden. Wenn der Leichenwagen gefehlt, man hätte von weitem geglaubt, die Gesellschaft unternehme eine weitere Landpartie, denn hinten an den Fuhrwerken war Gepäck angeschnallt.

„Die haben Eile,“ sagte unser Kutscher, „denn heute abend wollen sie noch nach Vico kommen, wo alle Verwandten und Freunde warten, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen.“

Der Tote war Jean de la Rocca gewesen, der Verfasser des Buches „La Corse et son avenir“, welches einen so sehr grossen Erfolg hatte. Feuriger Patriot, und eifriger Bonapartist weihte er sein ganzes Leben dem Vaterlande. Redakteur von drei Zeitungen, arbeitete er unermüdlich daran, Corsica zu heben und zu fördern. Der fortwährende Kampf war zu viel, mit zerrüttetem Nervensystem musste er sich in Frankreich auf das Land zurückziehen. Wenn man Corsica oder die Familie Bonaparte in seiner Gegenwart nannte, erzitterte er am ganzen Körper und seine Augen blitzten; — die körperlichen Kräfte waren bis aufs äusserste erschöpft, aber seine Vaterlandsliebe, seine Begeisterung blieben sich gleich. Er starb in Bordeaux, und sein heisser Wunsch, seine irdischen Ueberreste der Heimaterde zu übergeben,

wurde nun erfüllt. Nach den vielen Unruhen, welche er geistig durchgemacht, musste sein entseelter Körper auch das Gleiche erfahren, ehe derselbe in der Familiengruft beigesetzt werden konnte. Ein Dampfschiff der Gesellschaft Fraissinet nahm den Sarg auf, aber unterwegs erhob sich der furchtbarste Sciroccosturm und man musste sich hinter einen Felsen flüchten, weil das kleine Fahrzeug dem Winde keinen Widerstand zu leisten vermochte und zum Einlaufen in einen Hafen die Gefahr zu gross war. Nach 75 Stunden erreichte der Dampfer erst sein Ziel, wo man ihn in Ajaccio schon lange sehnlichst erwartete, um der Hülle dessen alle Ehren zu erweisen, der sein Heimatsland so treu, so innig geliebt hatte.

Ausser diesem Leichenzuge begegneten wir lange Zeit keinem Menschen, nur hier und da zeigten sich auf den Wiesen die Hirten, welche ihre dunkeln Herden hüteten. Ungemein wild sahen die Männer aus, in Schafspelze eingehüllt; nur in den Alpengegenden tragen sie noch den Pelone, einen grossen, schwarzen Kapuzenmantel aus Ziegenhaaren verfertigt.

Berge umschliessen den Weg, einer hinter dem anderen sich erhebend. Ueberall treten aus dem Makis die Felsen hervor, besonders an den Spitzen. Aber kahl ist der Granit auch dort nicht, denn Flechten, Moose und Pilze haben ihn mit den verschiedensten Farben bekleidet, manchmal weiss, manchmal rot, dann wieder braun-grün und gelb. Ungemein ernst und einsam ist die Gegend; oben an den Felsen hatten sich Wolken in langen Streifen gelagert, — es war etwas Elegisches in der Natur.

Der Weg nach Appietto zweigt endlich von der Vico Strasse ab. Im Zickzack geht es dem hochgelegenen Dorfe zu, dessen Häuser wie Schwalbennester, in zwei getrennten Teilen, an den steilen Hang gebaut sind. Unser Kutscher blieb eine kurze Strecke vor dem Orte stehen, weiter konnte er nicht fahren.

An den ersten Wohnungen begegneten wir dem Curé des Dorfes, und erkundigten uns, ob es einen Gasthof gebe, wo wir Erfrischungen erhalten könnten. Er bot sich als Führer an, geleitete uns aber an sein Pfarrhaus, von dessen Fenstern aus man die Gegend, sowie die beiden Golfe von Ajaccio und Sagona überschaut.

Die Haushälterin des Geistlichen trug süßen Korsenwein und selbstverfertigten Kuchen herbei.

Monsieur le Curé berichtete, dass der rechte abgesonderte Teil des Dorfes „Il Marchesato“ heisse, weil dort einst ein Geschlecht von Marquis hauste; an ihrer Statt wohnen jetzt zwei gräfliche Familien, deren grosse ansehnliche, aber hässliche Häuser denen von Ajaccio ähneln. Der eine dieser Grafen ist ein Abkömmling der Colonnas, der einstigen Beherrscher von Corsica. Des Grafen Vater wollte dem Sohne eine gute Erziehung geben, aber dieser zog es vor in der Dorfschule nur lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Jetzt geht er, den Bauern gleich, morgens auf seine Felder hinaus, um dieselben zu bestellen; er kennt kein höheres Interesse, und hat ein Mädchen von Alata geheiratet.

Herzlich dankend, verabschiedeten wir uns von dem guten Geistlichen, und wollten verstohlen der Haushälterin eine Gabe überreichen, wurden aber daran verhindert. „Sie wollen mich gewiss nicht beleidigen“,

sagte der Pfarrer und die Dienerin wehrte auch energisch ab.

Bei klarem Wetter gibt es keinen schöneren Ausflug, als den nach dem Punto della Parata; dieser bildet gegen Norden die äusserste Spitze des Golfes von Ajaccio. Den vorher beschriebenen Weg fährt man entlang, an Santa Maria del Carmine, der Chapelle Grecque vorüber, so genannt, weil die Kapelle den Griechen zum Gottesdienste eingerichtet wurde, als dieselben von ihrer Niederlassung in Carghese, im letzten Jahrhundert vertrieben, sich hierher flüchteten, und dreiundvierzig Jahre in der Hauptstadt zubringen mussten. Reizend bietet sich Ajaccio von dieser Stelle dar. Vor Santa Maria del Carmine wartete, wie Gregorovius erzählt, Napoleon umsonst auf Monsieur Peraldi, als er denselben zum Zweikampf gefordert hatte. Die beiden waren Rivalen, in der Bewerbung um den Oberbefehl eines neu zu bildenden Regimentes.

Wie zu Anfang dieses Weges, ist auch bei dem übrigen Teile, das Land vollkommen unangebaut und mit Makis überwuchert. Nur zwei Stellen bilden eine Ausnahme, denn dort hat der Graf Pozzo di Borgo, welcher in Paris wohnt, enorme Gärten anlegen lassen, in denen Gemüse und Obst gezogen wird. Den Ertrag sendet man nach dem Kontinente, und erzielt grosse Summen dadurch.

Der Fahrweg führt bis an die Halbinsel, welche als Punto della Parata, ins Meer vorspringt, mit dem Lande durch einen so schmalen, niedrigen Streifen Landes verbunden, dass bei Stürmen die Wellen darüber schlagen, und das Kap vollkommen abgeschnitten wird. Selten ist es hier windstill, und die Luft so kräftig mit Salztheilen angefüllt, dass sie nur einzuatmen stärkend wirken muss.

Als wir dort waren, blies der Mystral sehr heftig, obwohl wir in Ajaccio nichts gemerkt hatten; das Meer zeigte sich hoch bewegt, und lange standen wir still, um das grossartige Schauspiel zu bewundern. Donnernd, brausend wälzten sich die Wellen herbei, an den hohen Klippen, welche aus dem Wasser nach allen Richtungen sich erheben, emporfahrend, über dieselben wegdringend, und mit silbernem Schaum bedeckend. Traten die Fluten zurück, dann rieselte es in unzähligen schnee-weissen Wasserfällen an den Granitmassen herunter. Hier und da schimmerte das Meer zwischen dem Schaume dunkelblau, dann wieder grün wie der klarste Smaragd. Am Strande lagen unzählige Seepilze, sie glichen hohlen Schwämmen, und das Wasser strömte durch die runden Löcher hindurch.

Wir kletterten an dem schroff aufsteigenden Hange des Punto in die Höhe, eine etwas anstrengende Tour, denn überall ragen die Granitblöcke empor, oder immergrünes Gestrüpp versperrt den Weg. Auf der Höhe steht ein von den Genuesern zum Schutz gegen die Sarazenen erbauter, nur mit Schiessscharten versehener Turm ohne Thüre. Wahrscheinlich wurde eine Leiter angelegt, und dann hereingezogen. Zwei bis drei Mann stark war nur die Besatzung, aber sie konnten den anderen Zeichen machen, welche im Notfall zur Hülfe herbeikamen. Während Jahrhunderten hat der Zahn der Zeit kaum merklich an dem Bau genagt, dem Anscheine nach könnte er vor kurzem erst errichtet worden sein. Und doch, wie mag der Sturm manchmal um diese Höhe blasen, ein Requiem singend für die, welche ihr Leben, in Verteidigung des Postens, verloren.

Herrlich ist der Blick nach den felsigen Blutinseln hinüber, welche jäh aus dem Meere emporragen. Auf der einen steht ein Leuchtturm, auf der anderen ein gleicher, gegen die Seeräuber errichteter Rundbau wie hier. Will man die Iles Sanguinaires, vom Punto aus erreichen, dann muss man vor seiner Abfahrt von Ajaccio aus dahin telegraphieren, und ein Boot holt die Besucher an dem Kap ab. Aber da das Meer oft sehr bewegt, wenn in Ajaccio vollkommene Luftstille herrscht, und das Land an den vielen Klippen schwierig, so ist das Unternehmen meistens ein sehr gewagtes. Nach den Iles Sanguinaires wird manchmal von der Stadt aus eine Partie durch Herrn Lanzi angeordnet. Dieser bringt die Teilnehmer in seinem kleinen Dampfboote an die Insel: 40 Franken kostet dann die Fahrt für alle zusammen.

Der Golf nimmt sich von dem Punto della Parata prächtig aus; am fesselndsten war es aber für uns in das tobende, zischende Meer unmittelbar hinunterzuschauen, und die Möwen zu betrachten, welche unruhig hin und her flogen.

Interessant ist ein Ausflug nach dem Turm Capitello schon deswegen, weil dorthin die Mutter und Geschwister Napoleons I. flüchteten, als sie von dem Volke bedrängt wurden, welches empört war, dass jene Familie, die patriotische Partei verlassend, sich den Franzosen angeschlossen hatte. Zuerst gelang es Madame Mère und den ihrigen sich nach Milelli zu retten, aber dort sich noch nicht sicher fühlend, richteten sie ihre Schritte nach dem Fort Aspreto, an dem Wege nach Bonifacio und am obersten Teil des Golfes gelegen. In derselben dunklen Nacht erreichten sie noch den Turm Capitello, welcher

unfern der Mündung des Prunelli sich erhebt. Dort schauten sie alle bei der Morgendämmerung ängstlich nach Hülfe aus und machten einem kleinen Boote Zeichen, welches unruhig hin und her kreuzte. Das Fahrzeug nahte, und zu ihrem freudigen Erstaunen erkannte die Mutter in dem jungen Manne, welcher ans Land sprang, Napoleon, welcher voller Besorgnis die Seinigen überall am Ufer gesucht hatte.

Der Weg dahin führt durch den Cours Napoléon, und dann die Strasse nach Cauro und Sartene entlang, das Fort Aspreto passierend, von wo aus köstliche Blicke nach Ajaccio sich darbieten. Man fährt durch den Campo d'Oro oder di Loro, wo stellenweise das Erdreich mit Wasser durchtränkt ist, so dass man es sich denken kann, wie ungesund diese, vom Prunelli Fluss durchflossene Ebene ist; sie hat den Namen von ihrer Fruchtbarkeit erhalten. Das stürmende Meer treibt oft das Wasser zurück und so entstehen Sümpfe. Die sengende Sonne erzeugt alsdann im Sommer Miasmen, sodass die Bewohner gezwungen sind auf die Berge zu flüchten, und nur bei Tage herunter zu kommen, um die Felder zu bestellen. Vor einer Stunde nach Sonnenaufgang dürfen sie nicht von zu Hause fortziehen, und kehren abends ebensolange vor dem Untergang heim. Gegen Erkältung müssen sie sich hauptsächlich schützen, denn ein plötzlicher Luftzug kann, wenn sie heiss sind, augenblicklich das Fieber erzeugen.

An der Brücke des Pisciatelloflusses verlässt man den Cauro und Sartene Weg, und wendet sich rechts. Der Capitello Turm ist einer von den vielen, welche die Genueser erbauten. Er befindet sich Ajaccio gerade gegenüber, und gar lieblich ist das Bild, welches die Stadt

von ihm aus darbietet, zu Füßen der drei Berge gelegen, die von dem nördlichen Arm des Golfes allein sichtbar und mit dichter Vegetation bekleidet sind. Nach Westen, am Eingang der Bai, dem Punto della Parata scheinbar sehr nahe, erheben sich die Blutinseln.

Einer Sage nach erhielten diese ihren Namen dadurch, weil unter Karl dem Grossen ein so heisses und erbittertes Gefecht dort stattfand, dass die Felsen mit Blut bedeckt waren. Andere behaupten hingegen, die Benennung stamme von dem hochroten Moose her, welches an dem Gesteine wächst.

Von dem Capitello Turme überschaut man den Campo d'Oro, eine grünende Ebene; wie da alles gedeiht und blüht, wer sollte denken, dass Tod und Verderben aus ihr hervorgehen könnten! Am Horizonte sehen die Schneeberge grossartig aus, sich blendendweiss gegen den tiefblauen Himmel abhebend.

An dem Ufer sind überall die Felsen seltsam ausgewaschen, man sieht wie beim Mistral das Meer manchmal toben muss. Als wir dort waren, lag dieses friedlich und still vor uns, den wolkenlosen Himmel noch dunkler, farbenglänzender widerspiegelnd.

Hierher kann man mit einem Nachen von Ajaccio aus überkreuzen, und oft lassen Fremde sich auch auf diese Weise nach den Mündungen des Gravone und des Prunelli bringen, wo ausserordentlich viele Muscheln, besonders nach einem Sturme, liegen bleiben. Dort soll der *Helix tristis* sich in grosser Menge befinden.

V.

Nach längerem Regen war das Wetter seit einigen Tagen anhaltend schön gewesen, und da wir hofften, dass es jetzt beständig bleiben werde, sodass wir die Rundtour über Vico, Evvisa, Porto, La Piana und Carghese, bei klarem Himmel machen könnten, verliessen wir am 23. Januar Ajaccio. In dem ungewöhnlich ungünstigen Winter galt es jeden schönen Augenblick zu benutzen.

Der Morgen war bewölkt, aber die Luft äusserst angenehm und erfrischend. Der Mistral hatte sich freilich erhoben, aber wir wollten nicht daran denken, dass er stärker wehen könnte: „dieser Nordwestwind erhält ja das gute Wetter!“ so sagen die Südländer immer. Man glaubt so gern was man wünscht!

Die Diligence, ein kleiner öffentlicher Wagen, fährt von hier nach Vico und von da nach Evvisa. Von dort aus muss man zu Fuss weitergehen, oder ein Leiterwägelchen mieten, denn Postverbindung gibt es nicht. Wer öfters Gelegenheit gehabt hat, beim Vorüberfahren, die Eilwagen zu betrachten, der wird nicht gern dieses Verkehrsmittel wählen, besonders Damen ist es nicht anzuraten. Und dann, um die Gegend vollständig zu geniessen, muss man die Freiheit haben hie und da stehen zu bleiben, um die schönsten Punkte sich

genauer ansehen, und dem Gedächtnisse einprägen zu dürfen.

Die Strasse ist dieselbe, welche wir entlang fuhren als wir Appietto besuchten, eine schöne, breite, sehr gut unterhaltene. Gewöhnlich macht man diese Tour in 4, höchstens 5 Tagen, aber wir wollten uns nicht dabei übereilen. Der Kutscher zeigte uns seinen Revolver, den er auf Reisen immer geladen in der Tasche bei sich führt. „Man weis niemals wie man ihn brauchen könnte“, sagte er. Uns Damen überlief es kalt, — sollte die Gegend nicht so sicher sein wie wir wähnten!

Ueberall prangten die Mandelbäume im Thal und an den steilen Hängen, theils weiss, theils rosenrot. In der Ferne waren die Berge vom tiefsten, duftigsten Blau. Indem wir höher stiegen, bestellten überall die Landleute ihre Felder. Auf den Boden, wo sie den Makis abgebrannt hatten, und die verkohlten niedrigen Stümpfe noch standen, zwischen dem Gras und den Feldblumen, streuten sie den Samen aus, während die Ochsen mit dem Pfluge hinten warteten. Unser Kutscher behauptete, dass dieses hier zu Lande viel geschehe, dass erst gesäet und dann die Erde aufgelockert werde.

Als wir die Höhe erklommen erschien plötzlich, obgleich die Strasse so lange an den Hängen sich herumgewunden hatte, uns gegenüber die Kapelle Pozzo di Borgo, an der, von Ajaccio aus, der Weg nach Alata vorbeiführt. Die Berge steigen schroff auf. Inzwischen zeigte sich immer wieder das blaue Meer, in welches die Vorberge der Granitmassen im Innern des Landes weit hinausragen. Und dazwischen liegen die schönsten Buchten. Diese folgen sich fortwährend an der Westküste und sind

manchmal sehr tief eingeschnitten, sehr grossartig, wie bei Ajaccio und San Fiorenzo.

Wir erreichten die Höhe des Passes, den Col San Sebastiano, von Ajaccio aus eine Tagespartie. Nur das Haus eines Chausseearbeiters steht dort und daneben eine kleine Kapelle, weswegen man sich mit Lebensmitteln versehen muss. Wir hielten an, um die Aussicht zu bewundern; unser Kutscher wollte seine Pferde erst in Sagona füttern. Das Bild, welches sich darbietet, ist ausserordentlich grossartig; nach Süden und Norden ein ununterbrochenes Gebirgspanorama; hier bekommt man eine Idee davon, wie gebirgig die Insel ist: eine Höhe erhebt sich unmittelbar nach der anderen, immer weiter emporragend, die hintersten mit Schnee bedeckt, unter ihnen der Monte Baglia Orbo. Alle waren sie damals sichtbar, nur hier und da hatten sich lange, schmale Wolkenstreifen an die entferntesten geschmiegt, die ungeheueren Dimensionen scheinbar vermehrend. Ueberall ragten an den Spitzen der Berge die kahl gezackten und zersplitterten Riffe von den seltsamsten Formen hervor. An den steilen Hängen ziemlich hoch sind Dörfer gelegen; dorthin flüchten die Bewohner sich vor der Malaria.

Der Blick taucht von der erhabenen Gebirgswelt in die Tiefe, wo der schöne Golf von Sagona mit seinen unzähligen Buchten sich ausbreitet. Im Sonnenschein glänzte das Wasser wie flüssiger Saphir, und am Gestade, einer blitzenden Silberfranze gleich, der durch das Anschlagen der Wellen an den Felsen erzeugte Schaum. Im Hintergrunde dehnt sich der eigentümlich geformte Vorberg aus, in dessen Sattel, zwischen zwei Anhöhen,

Carghese, die griechische Niederlassung, amphitheatralisch lagert, wo wir bei der Rückkehr vorbeizukommen gedachten, darüber hinaus die roten Porphyrfelsen von Porto. — Ein Bild so verschiedenartig, so reich an Schönheit, wie die kühnste Phantasie sogar sich dasselbe nicht vorspiegeln könnte!

Am Wege stehen unendlich viele Exemplare der Erica Arborea, so genannt, weil sie Baumhöhe erreicht; sie ist mit weissen, rosenrot angehauchten Blüten bedeckt. Allerliebste nimmt sich die corsische Nieswurz aus, in hohen, grossen Büscheln, mit unzähligen Blumen; diese gleichen wilden Rosen von hellgrünlich-gelber Farbe, mit zierlichen Staubfäden. Die Pflanze soll sehr giftig sein und kommt nur auf den Höhen vor.

Der Mistral wehte dort oben sehr kalt, und so gerne wir auch das unvergleichliche Bild noch länger bewundert hätten, wir wurden vertrieben.

Calcatoggio erreicht man zunächst; nur das kleine Wirtshaus steht neben der Strasse, das Dorf selbst ist am steilen Hange höher oben angebaut. Im Sommer müssen die vielen Weinberge und Obstbäume, welche von dieser beträchtlichen Höhe bis hinab ans Meer reichen, die Gegend reizend kleiden, im Winter sind sie natürlich kahl und grau, grün nur die hohen Kaktusstauden, welche nach allen Richtungen und in grosser Fülle sich erheben.

Bis Calcatoggio macht man auch, von Ajaccio aus, eine Tagespartie, aber es ist viel angebrachter, die kurze Strecke vom Col San Sebastiano weiter zu fahren und so die beiden Exkursionen zu verbinden.

Zu Füssen der Anhöhe zieht sich eine Ebene bis ans Meer hin. Sonnig und blühend lag sie vor uns da;

wer würde bei ihrem Anblick an Fieber und Tod denken? Dieser Ebene jagte unser Kutscher mit seinen mutigen kleinen Pferden zu.

Wir erreichten endlich die Spitze eines Vorberges und bogen in das Thal des Liamone ein, eines Flusses, welcher vom Monte Rotondo und Guagno herabfliesst. Im Frühjahre ist die grosse Ebene mit Getreidefeldern bedeckt, besonders beträchtlich ist die Gerstenernte. Auch hier hat das stürmende Meer den Liamone zurückgedrängt und an der Mündung Sand abgelagert, so dass der Abfluss des Wassers gehemmt ist und Sümpfe entstanden sind.

Ueberall an den Weiden zeigten sich die Kätzchen, an den Haselsträuchern die langen, zarten Franzen, welche so unwiderstehlich an die Heimat erinnern, an die jäh auflodernde Glückseligkeit der Jugend. Wenn nach den langen, kalten Wintermonaten diese ersten Herolde des Frühlings erschienen, — da konnten ja Sonnenschein und Blütenduft nicht mehr lange auf sich harren lassen.

Köstlich ist es diese glatte, breite Strasse entlang zu fahren. Vor sich das unendliche, farbenschillernde Meer, dessen Wellen, damals durch den Mistral gepeitscht, sich schäumend an den vielen Klippen brachen und haushoch emporfuhren, — ein Anblick, welcher dem Beschauer unvergesslich bleiben muss.

Wieder ein Genueserturm an der Landspitze, und wir erreichten bald darauf Sagona, inmitten einer Bucht gelagert. Am Strande des kleinen Hafens lag ein einziges Fischerboot im Sande, sonst befinden sich ausser den zwei äusserst einfachen Locande nur wenige Häuser dort. Schwer kann man sich vorstellen, dass einst eine grosse,

blühende Stadt hier stand, welche Bischofssitz war. Dieselbe wurde von den Genuesern angegriffen, wobei eine Feuersbrunst entstand, welche die Stadt so vollkommen zerstörte, dass nur die halbverbrannte, im Mittelalter erbaute, ziemlich weit entfernte Kathedrale von jener Vergangenheit spricht.

Die Lage des Ortes ist ausgezeichnet und so geschützt, dass es hier selten kalt wird. Im Sommer haben die Einwohner etwas von der Malaria zu leiden.

Eine corsische Dame setzte sich in der kleinen Wirtsstube zu uns und erzählte manches Interessante, während wir unsere Lebensmittel verzehrten. Nur Wein, Brot und Eier konnten wir bekommen, da wir nichts im voraus bestellt hatten; es war gut, dass wir vom Hotel in Ajaccio etwas Speise mitgenommen hatten. Die Dame wohnt mit ihrer Familie in der Nähe Sagonas; sie zeigte uns das Haus, am Hange des jenseitigen Berges gelegen, und lud uns ein, bei der Rückkehr ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Dann wollte sie uns auch die Ruine der einstigen Kathedrale zeigen.

Sie sprach von der Sicherheit Corsicas und erzählte, dass bei Abwesenheit ihres Mannes sie überall in der Umgegend allein umherirre, ohne Furcht, ohne Bedenken, denn sie kennt ihre Landsleute. Während eines solchen Streifzuges traf sie einen alten Bauern an, der die junge, hübsche, einsame Frau verwundert ansah. „So allein?“ frug er.

„Warum nicht? was hätten wir auf unserer Insel zu befürchten?“

„Nicht von den Corsen, aber haben Sie vergessen, dass es auch Italiener und Sträflinge hier gibt?“

Man behauptet allgemein, dass fast alle Diebstähle und andere Verbrechen durch Italiener begangen werden, die darum auf der Insel sehr verachtet sind. Das mag auch viel daher kommen, weil die Italiener zum grossen Teil die Felder bestellen, sowie auch andere Dienstleistungen thun, und auf den Arbeitenden blickt der Corse gering-schätzend herab.

Wie schon gesagt, geschieht es häufig, dass die Sträflinge aus einer der vielen Anstalten entfliehen und sich in den Bergen herumtreiben, ehe man ihrer habhaft werden kann. „Es ist ein Jammer, dass das französische Gouvernement so viele dieser Menschen auf unsere schöne Insel herübersendet, — sie und die Italiener sind der Fluch Corsicas,“ versicherte man uns oft in grosser Erregung, „sonst würde hier überall vollkommene Sicherheit herrschen! Warum schicken sie diesen Abschaum der Gesellschaft, die Sträflinge, nicht nach Afrika?“ setzen sie alsdann entrüstet hinzu. Die Corsen scheinen jene gute Absicht nicht zu würdigen, welche ihre Regierung mit Hilfe der Sträflinge in Corsica bewirken will, indem sie Anstalten gerade an den Stellen errichtet, wo Sümpfe die Gegend ungesund machen. Durch Trockenlegen und Bebauen des Bodens wird allmählich der Malaria gewehrt. Wegen den Italienern, den Sträflingen trägt Dominique, unser Kutscher, den geladenen Revolver bei sich, nicht aus Furcht vor den Banditen.

In der kleinen Wirtsstube hängen, wie fast allwärts, Bilder von Napoleon I. und dem kleinen König von Rom, von Napoleon III., der Kaiserin Eugenie und dem kaiserlichen Prinzen. Jeder Corse ist auf die Napoleoniden stolz: „Von hier ging er aus, welcher die halbe

Welt eroberte!“ rufen sie triumphierend, „er hat uns berühmt gemacht!“

Indem wir die Zieraten des Zimmers betrachteten, bemerkten wir über dem kleinen Weihwasserbecken ein Ei. „Das ist eines derer, welche man im Hühnerstalle oder sonstwo am Morgen des Himmelfahrtstages findet,“ erklärte die Dame eifrig, „sie vertrocknen nicht, riechen nie übel. Zieht ein Gewitter am Himmel auf, stellt man sie geschwinde ans Fenster hin und sieht dann, wie die Wolken verteilt, das Unwetter beschworen wird. Bei einer Feuersbrunst gegen das Haus gehalten, erlöschen die Flammen. Die Hähnchen, welche am Himmelfahrtstage aus den Eiern gekrochen, hebt man auf,“ fuhr die Dame begeistert fort, „um sie im Notfalle Kranken zu geben, damit dieselben genesen.“

Als wir zum Aufbruche rüsteten, wiederholte unsere Gefährtin aufs herzlichste ihre Einladung mit der aufrichtigsten corsischen Gastfreiheit. Man mag in der Lage sein, diese in Anspruch zu nehmen oder nicht, die freundliche Gesinnung thut in der Fremde unendlich wohl, und hierzulande begegnet man ihr auf Schritt und Tritt, bei hoch und niedrig, bei reich und arm.

Ein Geistlicher stand daneben, als wir Abschied nahmen: „Er ist mein Bruder,“ sagte die Dame, „kürzlich kehrte er erst von Amerika zurück. Er wird für Sie beten, damit Ihnen auf Ihrer Reise kein Unfall zustosse.“ . . .

„So gefährlich ist jener Weg nicht,“ entgegnete der Geistliche lächelnd.

Wie wenig können wir Menschen wissen, was der nächste Augenblick bringt; je weiter wir im Leben voran-

schreiten, desto mehr lernen wir einsehen, wie nötig es ist, dass Gott uns jeden Augenblick, auf jedem Schritte beschütze.

Um zwölf Uhr waren wir, nach vierthalbstündiger Fahrt, in Sagona angekommen, um zwei ging es erst weiter, denn die Pferde mussten nach der anstrengenden Tour ruhen.

Bei Sagona spaltet sich der Weg, links fährt man nach Carghese, rechts nach Vico, ein schönes Thal hinauf, an dessen oberem Ende ein Schneeberg hellblinkend herüberschaut. Ueberall an den steilen Höhen hängen Dörfer. Unten im Thale befindet sich der Badeort Caldanelli, dessen Wasser schwefelhaltig, dem vom Guaguo ähnelt. Caldanelli wird nur von den unteren Klassen besucht, und die Einrichtung dort soll eine sehr untergeordnete sein. Der Giessbach rauscht lustig über die Felsblöcke herab, unzählige Wasserfälle bildend, deren Schaum in der Sonne hell glänzte. Die Hänge sind mit Farrenkräutern und Makis bedeckt, dazwischen wilde Oliven- und Kastanienbäume. So hoch, so gross sahen wir den Makis noch nirgends, er ragte weit über den auf dem Bocke sitzenden Kutscher empor. Der Arbutus war mit dunkelroten Früchten bedeckt, auf dem Laurustinus schien Schnee zu liegen, so reichlich zeigten sich die Blütenbüschel. Alles wächst in- und durcheinander, die verschiedenfarbigen Blüten verschlingen sich. Die schönen der Erica tragen auch ihren Teil zu dem unvergleichlich malerischen Bilde bei. Und um alles rankt sich die *Smilax aspera* mit ihren langen roten Trauben. Man kann sich nicht satt sehen und meint zu träumen, im Januar, im kältesten Monat des Jahres!

Zwei Männer gingen an uns vorüber, sie boten uns Amseln zum Verkaufe an. Dort wird alles getötet und gegessen, sogar die Spatzen. Mich wundert nur, dass es auf Corsica noch so zahlreiche Vögel gibt, und dass man deren herrlichen Gesang im Wald und Feld so viel hört, was besonders angenehm berührt, da man an die Stille Italiens in der Beziehung gewöhnt ist. Freilich diese Tiere finden überall ein reichbesetztes „Tischlein deck dich“, Beeren von jeder Art und Farbe; deswegen schmeckt ihr Fleisch auch so aromatisch. In Ajaccio hatten wir Rotkehlchenpasteten zum Essen, die Deutschen legten „strikend“ Messer und Gabel hin: „Das geht denn doch zu weit“, riefen alle empört.

Die Kastanien und Nussbäume waren noch alle grau, und auf diesen Höhen soll es noch lange dauern, bis sie grün werden. Die Laubbäume des Südens müssen auch ihre Ruhezeit haben, denn viel später bewahren sie im Herbste ihren Blätterschmuck als die Brüder im Norden.

Von dem Weg fällt es oft steil in die Tiefe, aber dort hat man dann und wann Schutzmauern, freilich sehr niedrige. Der Kutscher hielt seine Pferde an einem Brunnen an, er benutzte fleißig jede Gelegenheit die Tiere zu erfrischen, und das erfreut in einem Lande, wo die armen Geschöpfe gewöhnlich fast eben so schlecht wie in Italien behandelt werden. Man mutet ihnen Arbeiten zu, welche weit über ihre Kräfte gehen, und straft sie dann unbarmherzig, weil sie die Arbeit nicht zu erfüllen vermögen. Die Treiber nehmen das verkehrte Ende der Peitsche und schlagen mit aller Wucht auf die gequälten Tiere los, dann und wann mit den schweren Stiefeln Fusstritte versetzend.

Endlich erreichten wir den Col St. Antoine, 1488 Fuss über dem Meere gelegen, von wo sich die herrlichste Aussicht auf das Thal von Vico darbietet. Die Ausläufer des Monte Rotondo, sowie andere steile Felsen, unter ihnen der Monte Libbio, umschliessen dasselbe. Sicher geschützt ruht in der Mitte die kleine malerische Stadt, ihr gegenüber am steilen Hange das weissgetünchte Kloster. Im Sommer kommen von allen Seiten Gäste herbei, um in der köstlichen Bergluft sich zu erfrischen und zu erholen. Schroff abfallend führt die Strasse nach Vico hinab.

Eine tragische Einfahrt war das. Dominique, sonst ein guter, umsichtiger Kutscher, versäumte gleich anfangs sich nach dem Hôtel de France zu erkundigen. Wir fuhren die steile Strasse ins Städtchen hinauf und hörten dann erst, dass das Gasthaus hinter uns liege. Beim Kehren des Wagens vernahmen wir einen lauten Lärm, die Deichsel war geborsten, und deren scharfe Ecken drangen nun auf die Pferde ein. Diese, durch Schmerz und Schrecken fast wahnsinnig gemacht, stiegen erst auf die Hinterbeine; der Kutscher, sein eigenes Leben aufs Spiel setzend, sprang vom Bocke herab in der Hoffnung die Pferde aufzuhalten, — umsonst, die Zügel wurden ihm aus den Händen gerissen, und in gestrecktem Galopp ging es nun die steile Strasse hinunter. Laut schreiend stoben rechts und links die Leute auseinander, keiner konnte uns retten, denn wie der Blitz rasten wir an ihnen vorüber. Es liegt etwas Entsetzliches in dem Gedanken, dass vielleicht nur eine Sekunde zwischen uns und dem Tode liegt, dass wir jäh aus dieser Welt in die nächste geschleudert werden sollen . . . Eine Flut von Gedanken

drängt sich dem Gehirne auf . . . Wir konnten nur sitzen bleiben und warten.

Als wir an dem darauf folgenden Morgen zum Kloster spazierten, wandten wir uns oft schauernd ab, da wir den schmalen Weg sahen, neben welchem es mindestens 10, 20 und mehr Fuss jäh abfällt. Gott allein weiss, was aus uns geworden wäre, wenn die Pferde jene Richtung genommen hätten! . . . Links befand sich ein kleiner Platz, jenseits durch eine meterhohe Mauer eingefasst, jemand hielt den Tieren ein Brett vor, diese scheuten zurück und sprangen dann seitwärts auf die Mauer zu. Ein furchtbarer Krach erfolgte, man meinte die ganze Welt stürze zusammen, mein Kopf ward an einen scharfen Gegenstand geschleudert, und ich verlor das Bewusstsein.

„Erwachen Sie, Signora“, hörte ich viele Stimmen rufen, „es ist ein grosses Wunder Gottes geschehen! Ihnen hat Er eine ganz besondere Gnade erzeigt, indem Sie so dem Tode entgingen!“ Uns umstand eine zahlreiche Menge in dem kleinen Café, vor welchem der Zusammenstoss stattgefunden hatte. Die halbe Stadt musste sich versammelt haben, und in allen Gesichtern sah man die aufrichtigste Teilnahme.

Ein Stück der Mauer war von dem entsetzlichen Anprall zusammengerissen worden, sodass kein Stein sich mehr auf dem anderen befand. Das brachte die Tiere zum Stillstande, sodass die Leute herbeispringen konnten. Mit tiefer Dankbarkeit mussten wir mit einstimmen, dass Gott wirklich eine ganz besondere Gnade erzeigt hatte, indem er uns mit einer Kopfverletzung davonkommen liess.

Aeusserst besorgt waren die Umstehenden gewesen, jeder bemühte sich uns einen Dienst zu erweisen, irgend

ein Mittel herbeizubringen. Trotzdem, als wir uns nach unserer Schuld erkundigten, wollte keiner etwas davon wissen: „Das ist ja nicht der Rede wert, Signora, es geschah von Herzen gern“, sagten alle. Viele Mühe kostete es, ihnen eine Gabe aufzunötigen. Welch willkommene Gelegenheit wäre das in Italien gewesen, Geldsummen zu erpressen; hier machte niemand Ansprüche geltend, — im Gegenteil! Es war nur das reinste, uneigennützigste Interesse, das wärmste menschliche Gefühl. Ja, diese Corsen sind wahrlich ein liebenswürdiges Volk, und es jammert einen, wenn man daran denkt, dass sie durch den Verkehr mit Fremden verdorben werden könnten.

Niemals erfuhren wir, wer das Brett vorgehalten hatte, wodurch die Pferde von dem gefährlichen Wege ab, der Mauer zugetrieben wurden; unser edler Wohlthäter begnügte sich mit dem Bewusstsein, uns das Leben gerettet zu haben und verlangte keinen, verschmähte jeden Dank für seine That.

Endlich waren wir im Hôtel de France angekommen und machten hier im Innern der Insel, was Gasthäuser anbetrifft, unsere erste Erfahrung. Es war gut, dass die vorangegangenen Berichte sehr ungünstig lauteten, man erwartete nicht viel, und freute sich über alles, was irgendwie besser ausfiel als man glaubte. Wer Bequemlichkeit als das Höchste erachtet, darf freilich hierher nicht kommen, denn man sieht überall, dass die Mittel fehlen. Der Hausgang hat einen Lehm Boden, in dem sich tiefe Löcher zeigen, was gleich anfangs abschreckt. Die Fensterscheiben, die hölzernen Böden sahen seit vielen Tagen, ja Wochen und Monaten kein Wasser. „Im Sommer ist das Waschen recht gut, aber im Winter macht es die Zimmer zu

feucht“, sagte die Wirtin. Da muss sich wohl das Herz einer deutschen Hausfrau erbeben, wenn sie sich umsieht, besonders weil in corsischen Wirtsstuben die Herren ihre Hunde zum Essen mitbringen und denselben Knochen, auch Speisen auf den Fussboden werfen.

Die Betten, obgleich keineswegs weich, sind wenigstens rein, und man kann ungestört darin schlafen, was auf Corsica unendlich viel heissen will. Das Essen ist gut zubereitet, die achtzigjährige Wirtin besorgt die Küche selbst, und ich überzeugte mich, dass dort alles reinlich gehalten wird.

Ausserordentlich freundlich sind Mutter und Tochter und wie fast alle ihre Landsleute eifrig bemüht, dem Fremden gefällig zu sein, ihn zufrieden zu stellen. Die beiden sind in tiefer Trauer, denn sie haben die eine ihre Tochter, die andere ihre jüngere Schwester verloren, ein schönes reichbegabtes Mädchen, welches verlobt war und sich bald darauf verheiraten sollte. Die Seele des Hauses, blickten Mutter und Schwestern bewundernd zu ihr empor. Da bekam sie „Seitenstechen“, wie man hier allgemein Lungenentzündung nennt, und starb.

„Sie war mir alles“, sagte die Tochter der Wirtin, „in ihr vereinigte sich meine Lebenshoffnungen; deswegen verheiratete ich mich nie, denn kein Mann hätte mir werden können, was sie mir war. Nun bleibt mir nichts übrig, als der Vereinigung oben entgegen zu sehen.“

Als die jüngere Schwester sich verlobte, willigte sie nur ein, den Mann ihrer Liebe zu heiraten, als die ältere versprach, ihr zu folgen, wohin sie auch gehe. „Was lag mir am Ort“, rief Mademoiselle Pozzo di Borgo, „wo sie weilte, da war auch mein Leben, mein Glück, mein

Heim! Und wenn es am Ende der Welt gewesen, ich wäre mitgegangen ohne mich einen Augenblick zu besinnen! . . . Aber ach, es sollte nicht sein! . . .“
Mutter und Tochter thaten alles, um das ihnen so teure Wesen zu retten, zwei Aerzte kamen von Corte herbei. „Unsere Mittel sind gering“, sagte die Wirtstochter, „aber ich würde mit Freuden den letzten centesimo aufgeopfert haben, um sie zu erhalten, und wenn ich nachher von vorne wieder hätte anfangen, und den Rest meiner Tage ein mühseliges Leben führen müssen. Ihretwegen wäre der niedrigste, verachtetste Dienst für mich Glückseligkeit gewesen!“

Es ist etwas Wunderbares um diese Familienliebe der Corsen, besonders die Geschwisterliebe bildet einen Teil ihres inneren Wesens. „Ich werde diese Trauer nie ablegen“, klagte die Schwester, „als sie starb endigte mit ihr mein wahres Leben!“

Dort zu Lande trifft man oft auf eine Tiefe des Gemütes, welche in Erstaunen versetzt, aber auch unaussprechlich angenehm berührt; in ihrer Selbstlosigkeit gehen sie vollkommen in dem Gegenstand ihrer Liebe auf. Indem man das beobachtet, kann man bei einer so grossen Wärme, einer solchen Leidenschaft, die Vendetta begreifen, obgleich man es sehr tief betrauert, dass so edle Gefühle auf solche furchtbare Abwege geraten konnten.

Im Hotel befanden sich ein französischer und mehrere corsische Beamte, sie waren alle ausserrordentlich höflich. Dort lernten wir einsehen, dass man nicht von Franzosen und Corsen sprechen darf, sondern von Continentals und Insulaires. „Wir sind alle Franzosen!“

sagten sie verletzt. Seit Napoleon I. Zeit haben die sonst so unabhängigen Inselbewohner sich in ihrem Stolze, dass der grosse Kaiser und Feldherr ihrer Heimat entsprossen war, dem Bewusstsein freiwillig unterworfen, nicht mehr selbständig und ihre eigenen Herren zu sein.

Ein Kollege der dort wohnenden Beamten war mit seiner Frau auf einige Zeit nach Algier abgereist, und die beiden liessen ihr vier Jahre altes Söhnchen den Freunden zur Verpflegung zurtück. Jeder stritt sich um die Ehre des Knaben Vater zu sein und bemühte sich redlich, den Kleinen so viel wie möglich zu verwöhnen. Keine Mutter könnte zärtlicher, aufopfernder sich zeigen. Die Speisen wurden sorgfältig ausgewählt und zerschnitten, das Kind regelmässig spazieren geführt. Der Kleine durfte mit seinen vielen Vätern jede Kurzweil treiben, ohne dass diese sich jemals beklagten, oder die Geduld verloren. Das bildete, im wahren Sinne des Wortes, ein Pendant zu „Marie, der Regimentstochter.“

Ein Postbeamter erzählte uns viel von den Banditen. „Ich werde jenen Abend nie vergessen“, sagte er, „da ich mit meinen Eltern in der Wohnstube bei der Lampe sass und an die Thür geklopft wurde. Ein Mann trat herein; mein Vater, wir alle wussten, dass er Bandit sei.“ „Ich bin dem Verhungern nahe“, versetzte der Fremde als Antwort auf unsere fragenden Blicke, „umsonst zog ich nach Wild herum, kein Bissen ist seit gestern über meine Lippen gekommen. Erbarmen Sie sich meiner! Sie, in Ihrem geschützten Heim, wissen nicht, was es heisst auf den Bergen, im Makis zu leben, einem gehetzten Tiere gleich, stets in Gefahr, jeder Entbehrung ausgesetzt.

Der Hausherr stand auf: „Sie haben mich um Gastfreundschaft angesprochen“, entgegnete er, „das soll nicht umsonst geschehen sein: was zu meiner Verfügung steht, werde ich geben, um Ihren Hunger, Ihren Durst zu stillen.“

Regungslos stand der Bandit da, indem er in das Feuer starrte, welches im Kamin lustig brannte, und worum sich die Familie versammelt hatte, denn auf jenen Höhen ist es abends sehr frisch.

Der Hauswirt kehrte endlich zurück, er brachte alles, was er aufzutreiben vermocht. „Nehmen sie es und Gott segne es Ihnen“, sagte er.

„Mir ist mein Pulver ausgegangen“, bemerkte der Bandit, nachdem er seinen Dank ausgesprochen hatte.

„Ich sah damals meinen Vater ängstlich an,“ fuhr der Postbeamte fort, „denn ich wusste ja, dass er ein von der Regierung Angestellter war und kannte seine Gesinnungen.“

„Mein Brot, meinen Wein, meine Speisen habe ich Ihnen gegeben, wie ich sie jedem reichen würde, der sie bedarf, ohne weiter zu fragen, aber Pulver erhalten Sie keines, das müssen Sie sich anderwärts holen!“

„Des Banditen Augen flammten, und ich sah wie seine Hand nach dem Dolche fuhr,“ erzählte der Postbeamte weiter; „doch plötzlich richtete der Fremde sich wieder entschlossen auf: „Leben Sie wohl,“ sagte er und seine Stimme zitterte, „nochmals vielen Dank, dass Sie mir beigestanden haben“. Er wandte sich rasch der Thüre zu, und diese öffnend, war er bald hinter derselben verschwunden.“ . . . Die Leute haben Recht, es ist ein grosser Unterschied zwischen den corsischen und italienischen Banditen!

Eine Viertelstunde, behauptet man, wäre es, um von Vico aus das Kloster zu erreichen, aber in Corsica darf man sich nach solchen Aussagen nicht richten; bei Spaziergängen kann es den Menschen fast zur Verzweiflung treiben, wenn er sich darauf verlässt. Da lautet es zu Anfang: „Zwölf Kilometer ist die Entfernung bis Sie ihr Ziel erreichen.“ Man geht eine Stunde oder zwei, sogar drei und erkundigt sich, wenn die Kräfte etwas zu erlahmen beginnen, bei einem Vorübergehenden nach der Entfernung, da heisst es wieder: „Zwölf Kilometer.“ Man kann oft getrost die genannte Strecke verdoppeln, manchmal verdreifachen, und erreicht dann das Richtige.

Es war Gottesdienst in der Klosterkirche, und niemand zu finden, der uns die Gartenthüre geöffnet hätte; von einem Kiosk dort soll die Aussicht am schönsten sein.

Vico liegt am steilen Hange, gegenüber in dem trichterartigen Thale, welches ein vollkommenes Rund bildet. Im Frühjahre und im Sommer muss der Anblick überaus malerisch sein, wenn die unzähligen Kastaniensäume belaubt, deren Aeste damals kahl waren, einen dichten prächtigen Rahmen zu dem unvergleichlichen Bilde alsdann abgeben. Die Berge zeigen sich zu jener Jahreszeit mit üppigem Grün bekleidet, denn viele Weinberge und Feigenbäume gibt es hier, und nur an den Spitzen der Anhöhen ragt zackig, Kirchtürmen und Säulen gleich, der Granit gen Himmel.

Vico gruppiert sich auf einem aus dem hohen, jenseitigen Berge vorspringenden Felsen, von welchem sich die kleine Kirche nicht unmalerisch abhebt. In

diesem Lande wird man, was Architektur anbetrifft, bescheiden in seinen Ansprüchen.

Herrliche Kastanienbäume sieht man; wir massen einen derselben, $6\frac{1}{2}$ Meter war der Umfang des Stammes, mehr als 3 Fuss von der Erde entfernt. Das muss eine Pracht sein, wenn, in dichten Hainen überall zusammenstehend, sie ihren kühlen Schatten werfen. Und zwischen den grossen Baumgruppen rauschen kristallhelle Bächlein in die Tiefe, lustig plätschernd, von Farrenkräutern und Feldblumen eingerahmt. Im Winter bilden die Olivenbäume, die immergrünen Eichen und der Makis die einzige Vegetation, dazwischen blühten die Mandelbäume sogar in dieser Höhe; kahl sind die Berge keineswegs, aber im Sommer muss dort ein wahres Meer von Vegetation sein, aus dem die Granitfelsen wie Inseln emporsteigen. Wir bedauerten es sehr, dass wir nicht Ende Mai herkommen konnten, zu welcher Zeit die Tour gemacht werden sollte, wo auch die Temperatur viel milder ist. Bei unserer Anwesenheit wehte der Mistral so eisig, dass Weilen im Freien kein Vergnügen war.

Ausser Vico liegen noch zwei andere Ortschaften an die steilen Berge ziemlich weit oben angeschmiegt. Obgleich das Thal unten sehr eng ist, fühlt man sich nicht bedrückt, denn dadurch, dass die Höhen eine hinter der anderen emporsteigen, kann der Blick weitschweifen, und wendet sich immer wieder den im Hintergrunde neben dem tiefblauen Himmel sich klar abzeichnenden Schneespitzen zu. Ueberall stehen an den steilen Hängen auch hier die Totenkapellen; diese bieten das einzig Malerische in Beziehung auf Architektur, was wir bis dahin auf der Insel gesehen haben.

Der Gottesdienst war endlich aus und die Gemeinde strömte ins Freie. Bald sahen wir uns von Leuten umringt: „Wie geht es Ihnen? haben Sie sich erholt?“ frugten viele eifrige Stimmen. Jeder wollte sich persönlich überzeugen, ob wir keinen weiteren Schaden als meine Kopfverletzung davongetragen hätten; in allen Zügen strahlte wahres, aufrichtiges Mitgefühl, und uns ward es ganz heimatlich zu mute.

Nachmittags machten wir einen Ausflug nach den Bädern von Gnagno, obgleich die Luft immer kälter geworden war und der Badeort höher als Vico liegt. Unbeschreiblich grossartig ist die Gegend. Abwechselnd steigt der Weg und taucht dann wieder in die Tiefe, malerische Brücken, auch den Ponte Belfiore des Liamineflusses überschreitend. Hier muss es im Frühling, im Sommer sehr schön sein, aber bei unserer Anwesenheit war die Luft so eisig, dass sie den Menschen nicht zum rechten Genusse kommen liess.

Ringsum zeigten sich die Berge mit Schnee, die Felsen mit Eis bedeckt, fusslange Zapfen hingen herunter; alles dieses verdankten wir dem schneidenden, erstarrenden Mistral. Die Gebirgslandschaft war viel wilder, imponanter, als die am vorhergehenden Tage gesehene, es zeigten sich wenig Dörfer, Häuser und Hütten. Auch hier ist der Weg ausgezeichnet.

Als wir höher stiegen, bot sich der Monte Rotondo, zu dessen Füßen die Bäder von Gnagno liegen, unmittelbar dem Blicke dar. Die mit tiefem, unberührtem, blendend-weissem Schnee bedeckten Spitzen schienen bis in den klaren Himmel hineinzuragen.

„Es sollen jetzt zehn bis zwölf Meter Schnee dort oben liegen,“ sagte uns ein Chausseearbeiter, den wir am Wege trafen. Er meinte, der Berg heiße Monte Cinto, — es ist seltsam, wie unwissend in dieser Beziehung die Corsen sind! Man kann, wie schon gesagt, nirgends Auskunft erhalten; es dauerte lange Zeit, bis ich erfahren konnte, wie die Schneeriesen heißen, welche man von Ajaccio aus erblickt: „Die Berge von Foggia, von Bastelica,“ antworteten die Leute meist. Andere gaben ehrlich zu, dass sie es nicht wüssten. Immer wieder wandten unsere Blicke sich dem Monte Rotondo zu, der jenseits des wildromantischen Thales, uns gerade gegenüber, sich befand; es lag etwas so unnennbar Erhabenes, Ergreifendes in dem Bilde. Hier und da ragte der kahle Granit aus dem Schnee hervor, schroff aufsteigend, und einen scharfen Kontrast mit dem blendenden Weiss bildend.

Von der Bocca Sorro, welche man nach sechs Kilometer Steigung erreicht, eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht. Unten im Thale versteckt, blicken die Dächer des Bade-Etablissements hervor. Jenseits, an den Hängen, sind die Häuser von Soccia, Poggiolo, weiterhin das Dorf Guagno auf beträchtlicher Höhe, weit von dem Badeort gleichen Namens entfernt. Es war eine überaus prachtvolle Winterlandschaft, die grossartigen Berge alle in Schnee eingehüllt; den Hintergrund bildete die Kette des Monte Rotondo. An den Felsen funkelte überall das Eis in der Sonne wie Brillanten.

Von dem Col senkt sich der Weg plötzlich in die Tiefe, den Bädern von Guagno zu; diese bestehen aus einem Komplex von vier bis sechs Häusern, worunter ein

Militär-Hospital, wohin kranke Soldaten geschickt werden. Im Winter ist das Etablissement verschlossen, aber im Sommer sollen viele Kranke hinkommen, um die Heilkraft des Mineralwassers zu versuchen. Drei Quellen gibt es dort, bei welchen ein Unterschied an Wärme und Stärke ist. Der Schwefelgeruch soll ziemlich stark sein. Im sechzehnten Jahrhundert waren diese Quellen schon bekannt. Das Wasser wird zum Trinken und Baden benutzt, und soll bei Rheumatismus, Gelenkentzündungen, chronischen Katarrhen und vielen anderen Krankheiten wahrhaft wunderbar wirken.

Sehr reich ist Corsica an solchen Quellen; von der Vorsehung hat die Insel viel erhalten, wenn die Menschen nur diese Schätze alle verwerten wollten. Die Corsen klagen über ihre Armut, ihre traurige Lage und bedenken nicht, dass sie nur die Kräfte zu rühren brauchten, um bald reich zu werden. Die Einrichtung dieser Bäder soll eine äusserst einfache sein, die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig lassen.

Man kann sich wohl denken, dass es hier im Sommer stets kühl sein muss, mit dem Monte Rotondo so nahe; — auf der Insel sind alle Zonen vertreten. Damals war die Kälte fast unerträglich, wir fühlten uns halb erstarrt in dem offenen Wagen, — wer möchte in einem geschlossenen diese Gegend durchfahren! Vor einer Hütte baten uns zwei Männer, freundlich besorgt, in ihre Stube einzutreten, wo auf der viereckigen Steinplatte, in der Mitte, ein Feuer lustig brannte. Emsig trugen sie neue Reisigbüschel herbei und dieselben auf die anderen werfend, loderte die Flamme hoch empor, den Rauch vermehrend, der sich überall im Gemache verbreitete, denn einen Kamin gab

es auch dort nicht. So kalt waren wir aber, dass für dieses Mal wir alle solche Unbehaglichkeiten vergassen, denn die Nähe des Feuers that unseren erstarrten Gliedern unendlich wohl. In dem Raume herrschte Halbdunkel, nur durch die Lücken in der Thüre drang spärlich Licht herein.

Nicht um Gewinn war es diesen Menschen zu thun; wir nahmen eine Flasche Wein und der Kutscher musste ein paar Gläser davon trinken, damit wir den Leuten etwas zu verdienen geben konnten, denn man muss sehr vorsichtig sein, dass man ihren Stolz, ihr Selbstgefühl nicht verletzt.

Als wir nach Vico zurückkehrten, goss die untergehende Sonne eine Flut von Purpur über die das Thal umschliessenden Schnee- und Granitspitzen aus; diese gleichen Bastionen. An einem der kahlen Riffe, am Monte Libbio, zeigt sich die sogenannte Sposata: sie hat deutlich die Form eines Frauenkopfes. Die Sage erzählt, dass eine Neuvermählte von ihrer Mutter verflucht wurde, weil die Tochter sich gegen deren Willen verheiratet hatte: „Ich wünsche, Du würdest zu Stein verwandelt!“ rief die Erzürrnte. Und siehe da, als die junge Frau mit ihrem Gatten und dem langen Gefolge, bei den Klängen einer lustigen Musik, über die Berge der neuen Heimat zuzog, da erstarrte sie plötzlich.

Jetzt schien der Kopf zu glühen, sich zu beleben, und sehnsuchtsvoll in die Ferne zu blicken. Abends war die Gegend, von Mondlicht beleuchtet, noch schöner. Die Wirtin erzählte, dass eine solche Mondnacht im Frühjahre den unnennbarsten Reiz habe, da könne man kaum den Entschluss fassen, sich zur Ruhe niederzulegen,

denn die Nachtigallen, deren es hier eine grosse Menge gibt, singen so prächtig.

Als wir am andern Tage aufwachten, waren unsere Fenster dicht zugefroren, so dass man nicht hinausblicken konnte; die Kälte hatte zugenommen. Alle rieten uns an, nach Ajaccio zurückzukehren, denn Evisa liegt noch viel höher als Vico, und an einen Besuch der beiden Wälder Aitone und Valdoniello sei bei dieser Eisluft und dem glattgefrorenen Boden nicht zu denken. Wir entschlossen uns, den wohlgemeinten Rat zu befolgen.

Als wir Abschied von den guten Wirtsleuten nahmen, da sagte uns die Tochter: „Es ist noch keiner in unser Gasthaus gekommen, der uns so sympathisch war, — Sie sind so gut gegen uns gewesen!“ Unsere Güte hatte einzig und allein darin bestanden, dass wir an ihrem schweren Verluste Anteil nahmen und freundliche Worte an sie richteten, wie man das so gern allen seinen Nebenmenschen gegenüber thun möchte.

„Wir Corsen haben Herzen“, fuhr die Wirtstochter fort, „und für die, welche unsere Zuneigung sich erwerben, möchten wir alles thun, — durchs Feuer gehen . . . Es ist mir, als müsste ich Ihnen etwas schenken! Ich bin arm, aber ich habe hier roten Wein, der so alt ist, dass er von seiner Farbe eingebüsst hat, nehmen Sie ihn von mir an, es ist das Beste, was ich besitze . . .“ Wer hätte eine solche Bitte abschlagen dürfen! . . . Bei diesen Erfahrungen übersieht man gern Unbequemlichkeit, es liegt so etwas unendlich Wohlthuendes in solch rein menschlicher Gesinnung!

Als wir von Vico abfahren, kamen berittene Gendarmen an uns vorüber, in ihrer Mitte, die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden, schritten einige Italiener. Mürrisch zogen die Gefangenen weiter, unheimlich blitzten deren schwarze Augen, indem sie den Blick rasch hoben und eben so schnell senkten. Die Leute hatten uns oft erzählt, dass, nachdem die Kastanien reif geworden sind, man dieselben in grossen Haufen zu Füssen der Stämme oder in ummauerten, nach oben offenen Räumen aufschichtet.

„Haben Sie denn nicht Angst, dass sie gestohlen werden?“ frugen wir alsdann.

„Gestohlen! . . . gewiss nicht, auf unserer Insel stiehlt man nicht . . .“

„Es gibt ja so viele Arme“, entgegneten wir, „da könnte die Versuchung doch zu gross werden . . .“

„Den Armen steht es frei, sich eine Handvoll dann und wann zu nehmen, falls sie welche brauchen: wir würden sie ihnen ja doch geben, wenn sie uns darum angingen.“

„Und die Italiener? . . .“

„Ja, die Italiener, vor denen ist man freilich nicht sicher,“ lautete die verächtliche Antwort.

Dieser Hass ist im Laufe der Jahrhunderte, unter der Bedrückung und der Misshandlung der Genueser gross gezogen worden; die Insulaner, welche so warme Herzen besitzen, haben kein gutes Wort, keinen freundlichen Gedanken für die, welche jener Nation angehören. „Lucchese“ bildet das grösste Schimpfwort, welches sie überhaupt kennen: so nennt man die Italiener, weil von der Stadt Lucca und deren Umgegend die beträchtlichste

Anzahl Arbeiter herüberkommt. Kürzlich war in den Zeitungen oft davon die Rede, dass Frankreich Corsica Italien überlassen solle: bei dem blossen Gedanken steigt das Blut siedendheiss den Corsen in den Kopf und ihre Augen blitzen drohend. „Mann, Weib und Kind würden wir uns dagegen erheben“, sagen sie alle; „erst müssten sie uns bis auf den letzten ausrotten, ehe sie unsere geliebte Heimat ergreifen könnten!“ Es wird einem oft schwer daran zu glauben, dass Corsica Christen beherberge, man glaubt zuzeiten unter Heiden zu weilen. Es scheint unmöglich, dass bei Charakteren solche Gegensätze sich zu offenbaren vermöchten.

Die Italiener, welche man eben arretiert, hatten eine grosse Menge von jenen unter den Bäumen aufgeschichteten Kastanien entwendet und in Sicherheit gebracht, bis man sie endlich auf frischer That ertappte. Nun wurden sie nach Ajaccio geführt, um ihre Strafe dort im Gefängnisse abzubüssen.

Wir hatten alle Ursache, uns darüber zu freuen, dass wir zurückgekehrt waren, denn indem wir Calcatoggio verliessen, wo die Pferde gefüttert werden mussten, fing es stark zu schneien an. Sogar als wir Ajaccio erreichten, wirbelten die Flocken in der Luft, und die Berge waren fast bis an das Meer herab unter einer, freilich sehr leichten Decke verborgen. In der nächsten Nacht froh es in diesem geschützten Fleckchen Erde. Einmal in zehn Jahren soll das vorkommen, der letzte Fall war 1873, vorher 1865.

Bei seinen Reisen nach dem Süden muss man sich darauf gefasst machen, dass in einem ungewöhnlich ungünstigen Winter so etwas geschehen kann, dass es auch

unfreundliche Zeiten gibt, wo die Patienten kleinlaut werden, wo sie den Mut sinken lassen. Aber dann folgen andere Tage, so schön, so wonnig, dass aller Unmut bald vergessen ist und die Gedrücktesten sogar hoffnungsvoll den Blick gen Himmel erheben, auf Gottes Gnade bauen müssen.

Den nächsten Morgen war der Schnee auf den nahen Bergen verschwunden, und wenige Tage darauf die Temperatur wieder so köstlich geworden, dass der Kurarzt seinen schwer kranken Patienten erlauben durfte, immer im Garten unter den Olivenbäumen morgens und nachmittags stundenlang zu sitzen. In der Sonne war es so heiss, dass man gern den Schatten aufsuchte.

unsaubere Zeiten gibt, wo die Fährten kleintum wer-
den, wo sie den Müll sinken lassen. Aber dann folgen
andere Tage, so schön, so wüßig, das aller Linnu hat
veressen ist und die Gedächtnisse sehr hoffnungsvoll
den Blick gen Himmel empor, auf Gottes Gnade bauen
müssen.

VI.

Von Ajaccio nach Sartene und Bonifacio.

Drei Arten giebt es diese Tour zu unternehmen:
per Dampfer, Diligence und mit einem eigenen Wagen.
Das kleine Dampfboot fährt nur einmal wöchentlich,
Samstag zur Mittagszeit, abwechselnd nach Probriano, —
von wo aus man per Post Sartene erreicht —, und das
nächste Mal nach Bonifacio. Man fühlt sich aber darin
sehr gebunden, denn sollte das Wetter an dem Tage
schlecht sein, ist man gezwungen, den Ausflug bis zur
nächsten oder der darauffolgenden Woche zu verschieben,
wo von neuem ein Sturm stattfinden kann.

Wir hätten es vorgezogen einen Weg per Wasser
nach Bonifacio zu machen, was nur $5\frac{1}{2}$ Stunde in An-
spruch nimmt, da man vom Meere aus die prachtvolle
Küste sieht, und bei der Rückkehr das Land bereisen
kann, wobei man, da der Weg die unzähligen Buchten
verfolgt, $3\frac{1}{2}$ Tag verbringt, ohne irgend welchen Aufent-
halt an den verschiedenen Orten zu berechnen. Aber in
Bonifacio kann man keinen Wagen mieten, in Sartene nur
sehr kleine unbequeme und diese sind schwer zu be-
kommen. Ausser in Ajaccio und in Bastia ist auf der
ganzen Insel in dieser Beziehung für die Reisenden
schlecht gesorgt.

Gegen die Diligence sind dieselben schon genannten Bedenken vorzubringen.

Für einen Wagen mit 2 Pferden bezahlt man 20, mit 3 Pferden 25 Franken den Tag, ob man das Fuhrwerk benutzt oder nicht, und hierbei ist das Trinkgeld nicht inbegriffen. Unter diesen Verhältnissen bietet das Reisen aber wahren Genuss. In jeder Beziehung war für uns gesorgt, denn Monsieur Pierre Paul de Casabianca, Advokat von Bastia, Deputierte der Generalversammlung, hatte mit grosser Liebenswürdigkeit uns für alle bedeutenderen Orte, welche wir passieren sollten, Empfehlungsbriefe geschickt.

Durch die schlechten Erfahrungen in Vico abgeschreckt, waren wir bis zum zwölften Februar in Ajaccio geblieben, und zogen es dann vor, uns zuerst Sartene und Bonifacio zuzuwenden, anstatt die Höhen gleich wieder zu besteigen, wo man in einem abnormen Winter besonders zu dieser Jahreszeit viel wagt. An dem vorhergehenden Tage hatte es stark geregnet, sodass wir Angst hatten unser Vorhaben nicht ausführen zu können; doch „sind der Dezember und der Januar vorüber, dann ist ein längeres Unwetter auf Corsica nicht zu befürchten“, sagten die Leute. Für dieses Mal hatten sie Recht, denn ein wolkenloser Himmel begrüßte uns am nächsten Morgen.

Der Weg nach Cauro, wo die Pferde mittags rasten sollten, ist sehr schön, bis zum Ponte Pisciatello, welchen man auch befährt, wenn man den Capitello Turm besucht. Von dort aus ist man stets von hohen, dichtbewachsenen Bergen umgeben, die am Horizonte weiss gekrönt. Wandten wir uns um, so zeigte sich das pracht-

volle, im tiefsten Blau schillernde Meer, in dessen Hintergrunde die Blutinseln sich erheben.

Man fährt den hohen mit Schnee bedeckten Granitriesen entgegen. Endlich kommt rückwärts Ajaccio in Sicht, zu Füßen der dunklen Anhöhen ausgestreckt. Die hellen Häuser blitzten am Gestade, auch auf den Iles Sanguinaires hoben sich der Leuchtturm und der genuesische Rundbau leuchtend ab. Reizend sieht, indem man sich Cauro nähert, das Dorf Suarella aus, im grünen freundlichen Thale ruhend, jenseits steigen die prachtvollen Berge ernst, dunkel, majestätisch empor. Plötzlich erscheinen die ersten Häuser von Cauro, ein herrliches Bild; selbst sehr hoch gelegen, ist das Dorf von den Granitriesen weit überragt und geschützt.

Die kleine schwächliche Wirtin des Hôtel de France kam uns in tiefe Trauer gehüllt entgegen. Vor sieben Monaten erkrankte plötzlich eines ihrer Kinder, während ihr Mann, Geschäfte halber, nach Ajaccio gezogen war. In ihrer Herzensangst sandte die arme Mutter einen Boten nach der Hauptstadt ab. Den Vater trieb es nach Hause, der Postwagen fuhr ihm zu langsam und aussteigend lief er den steilen Berg hinauf. Erhitzt wie er war, traf ihn plötzlich ein Zugwind, sodass er gleich nach seiner Ankunft an der Brustbräune erkrankte und die arme Frau bald darauf Mann und Tochter in der Familienkapelle beisetzen musste. In ihrem Kummer fand sie, nächst der Religion, einen grossen Trost in der Liebe ihrer Verwandten. Alle diese weilen in der Ferne, denn die Wirtin folgte dem Ehemanne hieher, ihre Familie verlassend. Bei der traurigen Botschaft machte die Sippe zu Wagen, zu Maultesel, oder zu Pferd sich auf den Weg. Da fehlte keiner,

bis zum allerentferntesten Mitglied der Familie stellten sie sich ein, eifrig bemüht, was in ihren Kräften stand zu versuchen, um die arme Witwe aufzurichten und ihr mit Rat und That beizustehen.

Das Haus ist für Corsica aussergewöhnlich reinlich, und die Wirtin versucht alles um ihre Gäste zufrieden zu stellen. Hierher kommen von Ajaccio aus viele, da die Entfernung nur 20 Kilometer beträgt, um sich einige Stunden in dieser herrlichen Gegend aufzuhalten, bleiben manchmal auch eine Nacht, da man von Cauro aus Bastelica besuchen kann.

Nach dem Gabelfrühstück spazierten wir dem, unfern des Gasthauses gelegenen, Felsenvorsprunge zu, von wo man auf das liebliche Suarella und das in deren Nähe sich befindende Bergthal hinunterblickt, wo Sampiero, der grosse Patriot, ermordet wurde. Man ging über unzählige Crocus hinweg, welche wie ein Teppich den Boden bedeckten. Unser Führer deutete auf den, zwischen dichten Wäldern, in der Tiefe sich zeigenden schmalen Pfad: „an jener Stelle überraschten die Mörder Sampiero“, sagte er; „wie ein Löwe verteidigte sich der Held, sein Leben teuer verkaufend, aber es nützte ihm nichts, denn die Ueberzahl der Feinde war zu gross.“ Die Phantasie stellt sich den Kampf vor, und fühlt sich durch jenes Ende eines solchen Lebens bedrückt; — er, der nur für sein Land lebte, sich für dasselbe aufgeopfert hatte, musste durch die Hand seiner Landsleute fallen . . .

Eifrig wendet man sich der übrigen Gegend zu; das Dorf Suarella in seinem Frieden einen solchen Gegensatz bildend, Cauro auf einem Bergsattel, zu Füßen der mächtigen Berge, so reizend ruhend, Ajaccio nach der

andèren Seite und die wunderbar schöne Bai, — eine Rundschau, wie sie nicht prächtiger sein kann. Und wie köstlich ist die Vegetation!

Indem man weiterfährt, blickt man immer wieder auf Cauro hinunter. Bis Santa Maria Siché sind 14 Kilometer, zum Col St. George acht. Der Weg steigt fortwährend. Dieser Pass hat mehr als 2000 Fuss Höhe und trennt die Prunelli und Taravo Thäler. Hier eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht über das Meer mit der Insel Asinara; zu den Füßen des Reisenden zeigt sich die Gegend, welche er später durchfahren soll, und wo Grossetto, Santa Maria Siché und in der Ferne, hoch oben am Hange, Bichisano ruhen, alle von Aeckern und Obstbäumen umringt. Diese Thäler sind reichlich angebaut, aber überall ragen Felsen hervor, einen höchst malerischen Anblick gewährend, zu welchem die prächtigen Kastanienbäume im Sommer noch viel mehr beitragen müssen. Die vom Col St. George überschauten Thäler waren einst das Heim der Familien Istria und Ornano, deren Bergfeste verschwunden, oder so tief unter immergrünem Gestrüpp verborgen sind, dass man sie nicht mehr gewahr wird.

Früher bot Grossetto dem Reisenden Nachtquartier, aber nun muss man sich nach St. Maria Siché wenden, wo auch die Post anhält.

Jäh geht es von dem Pass in die Tiefe, aber der ausgezeichnete Weg hat dann und wann Schutzmauern und es ist eine wahre Lust das schöne Gebirgspanorama zu bewundern. Santa Maria Siché liegt an den Hang angebaut. Das kleine Gasthaus du Progrès hat äusserlich keine solchen Schäden wie sein Kollege in Vico. Wie das gewöhnlich auf Corsica der Fall ist, kam uns bei der

Ankunft niemand entgegen; man muss selbst die Wirtsleute aufsuchen. Und es kostet Mühe jemand zu finden, der das Gepäck ins Haus bringt; zahlreich stehen die Männer umher, Zigarren oder Pfeifen rauchend, aber es würde deren Stolz verletzen, wenn sie zugreifen sollten, um sich etwas Geld zu verdienen. Arbeit ist ja für sie eine Schande!

Nur zwei Zimmer waren zu unserer Disposition, denn das dritte hatte man schon vergeben. Deswegen ist es auf der Insel nie angebracht, zu mehr als zwei, höchstens drei Personen zu reisen, wenn man im Innern des Landes, (das heisst überall, die drei grössten Städte Ajaccio, Bastia und Corte ausgenommen), Unterkunft finden will. Fliesensteine bedeckten den Boden, aber sie waren für Corsica ausserordentlich rein. Hier zu Lande lassen die Wirtsleute gewöhnlich die Betttücher des letzten Gastes liegen, und man muss manchmal sehr energisch mahnen, ehe frische gebracht werden. Allen ist es anzuraten, während des Wechsels zugegen zu bleiben, denn nur ungern nimmt man ihn vor, weil man ihn für höchst unnötig hält.

In Santa Maria Siché, einst Ornano, wurde Vannina, die Gattin Sampieros geboren, hier lebte der Held, dessen Geburtsstätte Bastelica war, und diesen Ort verliess er an jenem Morgen, als er dem Tode entgegen ging. Von dem kleinen Gasthause aus sieht man die Ueberreste von Sampieros Wohnung, die Wirtin deutete hinüber.

Für alle, welche die Geschichte Corsicas kennen, muss jene Stätte von grossem Interesse sein. Eine wunderbare Erscheinung war Sampiero, unbegreiflich, rätselhaft für jeden, der dieses Land und dessen Volk nicht kennen gelernt hat; nur nachdem man die Corsen der Jetztzeit scharf beobachtete, geht einem das Verständnis für die

Vergangenheit auf, wo die Menschen die gleichen, nur noch schroffer, rauher, urwüchsiger waren.

„Arme Vannina!“ sagte ich unwillkürlich, indem ich zu ihrer Wohnung hinüberblickte, wo sie einst als geliebte Gattin herrschte.

„Arme Vannina?“ wiederholte die junge Wirtin empört, „man kann sie nicht bedauern, — sie erhielt ja nur was sie verdiente! . . . Niemand kannte ihren Mann besser als sie, deswegen war es unverzeihlich, dass sie handelte wie sie es that! . . .“

Dass eine tiefe Wahrheit in jenen Worten bestehe, vermochte man nicht zu leugnen. Vannina wusste wie des Gatten Herz seinem Lande zugethan war, wie seine ganze Natur sich gegen das Joch der Unterdrücker aufbäumte und er sich heiss sehnte seinem Vaterlande zur Freiheit, zur Unabhängigkeit zu verhelfen. Weib und Kinder verlassend, welche er so innig, so leidenschaftlich liebte, zog er in der Welt herum, an den verschiedenen Höfen Hilfe erfliegend; keine Gefahr, keine Anstrengung scheute er, erlahmte niemals in seiner Hoffnung, liess den Mut nicht sinken, denn er hatte das schöne, seine Seele vollkommen in Anspruch nehmende Ziel vor Augen.

Da wurde ihm plötzlich die Nachricht gebracht, dass Vannina, — das Weib seines Herzens —, mit dem Feinde Unterhandlungen pflege, dass, aus Hoffnung den Gatten zurückzuerhalten, ihren Kindern dadurch Gewinn zu bringen, sie sich in die Macht der Genueser begeben wolle. Sobald seine Pflicht es erlaubte, eilte Sampiero nach der Provence hin, wo Vannina, durch den Freund ihres Gemahls bei der Reise nach Genua aufgehalten, den erzürnten Gatten zitternd erwartete. Was mag das für ein Kampf

in der Brust Sampieros gewesen sein, wie muss die wilde Leidenschaft dort getobt haben! Er liebte Vannina freilich, — liebte sie mit der ganzen Glut eines Corsen, aber sie hatte ihr Vaterland verraten wollen, das arme Vaterland, welches durch die Genueser so unbeschreiblich gelitten . . . Der blosser Gedanke machte ihn fast wahn-sinnig und er stiess seinen Dolch in ihre Brust.

Man frägt sich, was er wohl empfand, als er in jenes Heim wieder einzog, dessen Seele einst Vannina gewesen war, wo sie den Gatten so unendlich glücklich gemacht hatte und das er jetzt verödet und vereinsamt fand? Ob der Vorwurf ihn quälte, dass seine eigene Hand dieses Glück zerstört habe? Ob die Blutschuld schwer auf seiner Seele lastete? Der Ausruf jener Wirtin gibt eine Antwort auf diese Fragen. Der corsischen Ansicht nach hatte Sampiero nur Gerechtigkeit geübt, Vannina die verdiente Strafe erhalten. Während der drei Jahrhunderte sind die Sitten freilich im allgemeinen milder geworden, was aber gewisse Punkte anbetrifft, hat das Christentum nicht weicher zu stimmen vermocht, weil die Corsen darin sich halsstarrig jedem Einfluss verschliessen.

Sampieros Haus war einst sehr gross und stattlich, ein Schloss vielmehr, ein Kastell mit 7 Stockwerken. Eine Feuersbrunst zerstörte es fast gänzlich, nur die Mauern blieben verschont, und lange stand es als Ruine da. Von den Ueberresten wurden mehrere der umstehenden Häuser erbaut; in dieser Beziehung besteht auf Corsica ein grosser Mangel an Pietät.

Um das historische Gebäude vor vollkommenem Untergang zu retten, liess Prinz Jerome Napoleon ein

Dach anbringen, und daneben wurde ein hohes modernes Haus gebaut, gegen welches die dunkeln Mauern einen malerischen Kontrast bilden. Das Innere der kleinen Flur ist sehr verfallen, der Boden durchlöchert; — in die obere Etage führt eine Leitertreppe, wie man deren noch häufig an corsischen Wohnungen sieht und wie sogar die kleinen Wirtshäuser oft solche besitzen. Ueber der Eingangsthüre liess der Prinz, auf einer Marmortafel, die Inschrift setzen, welche verkündigt, dass der grosse Patriot 1501 geboren und 1569 verstorben, da gelebt habe. Das Gebäude wird jetzt von einer Familie bewohnt.

Dicht daneben befindet sich die malerische Kirche, wo der Held die Messe anhörte: „Sampiero machte es sich bequem“, sagte ein Mann, der herbeigekommen war, um aus lauter Herzensgüte den Fremden alles zu erklären, „er sass oben an seinem Fenster während des Gottesdienstes und bemühte sich nicht die Treppe herunter.“

Auch das Haus, wo Vannina zuerst das Licht der Welt erblickte, suchten wir auf; es ist eines der letzten des Dorfes und man sieht ihm sein Alter an: dunkelbraun, fast schwarz ist es geworden.

Rastlos bekämpfte Sampiero die Genueser, und diese vermochten niemals seiner Herr zu werden. Was sie nicht durch Gewalt erreichten, wollten sie auf andere Weise erlangen: wie oft während ihrer Herrschaft, benützten sie die Leidenschaft, die Rachsucht der Corsen zu ihrem Zwecke. Sie stachelten die Verwandten Vanninas auf, Vendetta an deren Mörder zu begehen. Die stolzen Ornani hatten Vannina Sampiero zum Weibe gegeben, es vergessend, dass er von niedriger Abkunft sei,

nur daran denkend, dass er durch den Ruhm seiner Tapferkeit sich ihr ebenbürtig gemacht habe. Fast sieben Jahre waren seit Vanninas Tod vergangen, und diesen hatte man noch nicht gerächt.

Ahnungslos zog Sampiero an jenem Morgen fort, nur darauf bedacht, sein Land vollends von den Genuesern zu befreien. Er fiel durch List und Verrat, wird aber ewig im Andenken seines Volkes fortleben. In dem Winter wurde eine Sammlung veranstaltet, um Sampiero Corso ein Denkmal zu errichten. Der Beiname ist durchaus bezeichnend; nicht allein seiner Vaterlandsliebe wegen verdient er ihn: er war ein Corse vom Wirbel des Kopfes bis zur Sohle seines Fusses, mit den heroischen Tugenden, aber auch den unbändigen, unbezähmbaren Leidenschaften eines solchen.

Wunderbar schön war der Blick auf das grüne, blühende Thal; in der Ferne zeigt sich Grossetto.

Ueber das kleine Gasthaus kann man nicht klagen, das Essen war recht gut. Der Kutscher hatte ernstlich gebeten, den nächsten Morgen sehr früh aufzubrechen, denn der Weg sei weit bis Probriano, wo wir die nächste Nacht zubringen sollten — beinahe 40 Kilometer — und überdies wollten wir uns unterwegs noch in Olmeto aufhalten. Aber, wie immer auf Corsica, wurden wir nicht geweckt, und die Sonne schien hell ins Zimmer, als wir die Augen aufschlugen. Deswegen ist allen Reisenden das Mitnehmen eines Weckers anzuraten.

Herrlich ist die Gegend, welche wir durchfahren; es ist etwas so Eigenartiges an ihr, — ein passendes Land für das ursprüngliche, seltsame Volk. Bis Grossetto geht es immer bergab, dann sieht man Bichisano hoch

oben liegen, wo wir Mittagsruhe halten sollten. Lange windet sich der Weg, die Höhe erklimmend; schroff fällt der Hang neben der Chaussee ab, bis dahin, wo in der Tiefe der Bach lustig rauscht. Die Spitzen der hochstrebenden Berge, wie auch die Hänge, sind mit den Bestandteilen des kostbaren Unkrauts bedeckt. Herrliche Motive könnte hier der Landschaftsmaler finden; — mich wundert es nur, dass die Insel nicht mehr von solchen besucht wird, als es geschieht.

Ueberall stehen, vereinzelt sowohl als in Gruppen, Kork- und Immergrüne Eichen. Ihre Höhe, die weitgreifenden Aeste, die tadellose Form machen einen imposanten Eindruck; besonders von den Immergrünen Eichen gibt es wunderschöne hundertjährige Exemplare.

Aeusserst malerisch liegt Bichisano am steilen Hange; ein beträchtliches Stück darüber das Dorf Petreto, die grauen Häuser sich von dem grünen Berge klar abhebend. Eine Viertel Stunde Weges sind die beiden Orte getrennt. Die kleine hübsche Kirche des oberen Dorfes ruht auf einem vorspringenden Felsen; von dort soll eine prachtvolle Aussicht sein. Links blickt der mit Schnee bedeckte Monte Verde herüber.

Das kleine Wirtshaus verspricht, seinem Ansehen nach, sehr wenig, deswegen wurden wir durch das Essen recht angenehm überrascht. Zu dem verfallenen, schmutzigen Aeusseren passt das Schild keineswegs: Grand Hôtel de France; der Eigentümer besitzt folgenden stolzen Namen: Jean-Valère Istria de Moca Croce.

Bei der table d'hôte waren wieder mehrere Beamte zugegen, sowie ein Hauptmann der Gendarmerie; von der

Regierung wurde dieser auf einige Zeit hergeschickt, um in dem Herd des Banditismus, — die Stadt Sartene und deren Umgegend ist in dieser Beziehung hauptsächlich berüchtigt, — etwas aufzuräumen. Sechzig Banditen sind ihm bezeichnet worden, welchen er nachspüren soll, — leichter gesagt als gethan, denn die Bevölkerung beschützt und hilft den Verfolgten, wo sie nur kann. Nicht allein männliche, sondern auch weibliche Banditen gibt es: zwei von diesen befinden sich unter jenen, welche die Regierung dem Hauptmann angegeben hat. Sie leben im Makis wie die Männer und sind bis an die Zähne bewaffnet. Schwer ist es für die Gendarmen, die Banditen zu unterscheiden, denn ihre Kleidung weicht von jener der anderen Corsen nicht ab, und diese sind alle bewaffnet. Einmal ritt der Hauptmann eine lange Strecke Weges neben einem Banditen her, sich eifrig mit demselben unterhaltend, und erfuhr erst, als es zu spät war, dass dieser Mann einer von denen gewesen sei, welche er dem Gerichte ausliefern sollte.

Die Beamten erzählten, dass man auf Corsica es unter seiner Würde halte, durch Bestechung mit Geldsummen zum Verrate zu treiben, man scheue davor zurück, weil es das Volk verderben müsse. Es wäre auch ein Jammer, wenn die Regierung zu solchen Mitteln greifen würde, denn bei allen ihren grossen Fehlern kann man nicht umhin, die Grossmut und die edle Gesinnung der Corsen zu bewundern. Man sollte z. B. meinen, dass die Gendarmen bei der Rachsucht des Volkes in ewiger Lebensgefahr schweben müssten, aber die Insulaner ehren die Pflichterfüllung und sehen in den Sbirren nur die Diener des Gesetzes.

Von Bichisano bis zum Col Celaccia (2800 Fuss über dem Meere) ist die Gegend ebenso grossartig, ja noch grossartiger als vorher, die Abgründe schroffer; über den Weg beugen die Felsen sich vor, ängstlich blickt man empor, denn man meint, sie müssten herabfallen. Oft fehlen neben der Strasse die Schutzmauern, obschon sie an einem jähen Abgrund vorbei führt. Die grauen Häuser von Casalabriva sind auf einem Felsenvorsprunge lang ausgestreckt, von immergrünem Laube umringt. Die Trauerweiden wurden damals gegen Mitte Februar schon grün.

Von dem Col Celaccia ist der Blick ausnehmend schön auf den Golf von Valinco, in welchen der Taravo und der Rizzanese münden. Die beiden Kaps, nach Norden der Porto Pollo, nach Süden der Campo Moro begrenzen die Bai von Valinco. Diese Landspitze hat ihren Namen davon erhalten, weil einst die Saracenen ein Lager dort aufschlugen. Ungemein orientalisches ist der Anstrich dieser Landschaft, man meint sich in das Mittelalter zurückversetzt; die Dörfer an den steilen Hängen gleichen maurischen Zufluchtsstätten. Die einzige Ausnahme macht Probriano, das am nordöstlichen Ufer des Golfes gelegen ist und mit seinen modernen, freundlichen Häusern einen starken Kontrast zu den übrigen bildet. Die kleine Kirche steht höher als der Ort. Ueber den Campo Moro hinaus erstreckt sich die duftigblaue Küste Corsicas, und bei klarem Wetter kann man sogar in der Ferne Sardinien erkennen. Zwischen dem strahlenden Golf und dem Pass liegt die düstere Schlucht, welche man nachher durchfährt. Die Poststrasse ist deutlich zu verfolgen.

Von dem Col Celaccia führt ein Weg nach Sollacaro hinunter. Dorthin brachte jene Witwe ihren jüngsten Sohn, um ihn dem Patrioten Pasquale Paoli, als Verteidiger der Unabhängigkeit Corsicas, anzubieten: „General,“ sagte sie, „ich hatte drei Söhne, die zwei ältesten sind schon für das Vaterland gestorben, hier bringe ich den letzten.“ Ihr Mutterherz mochte bluten, aber sie wollte auch das teuerste Kleinod nicht zurückbehalten, wo es galt, ihrem geliebten Heimatland zur Freiheit zu verhelfen. Mit dem gleichen Heroismus handelten in den vergangenen Jahrhunderten unzählige corsische Frauen.

Die Leute hatten uns geraten, in Olmeto anzuhalten, um dort die Ruine des früheren Klosters zu besuchen, welche einen Einblick in die seltsamen Sitten und Gebräuche der Corsen gewährt, und sie hatten Recht; obgleich was man da schaut den tiefsten Abscheu erregt. Bis unlängst war die Ruine der einzige Kirchhof des Ortes, einige sagen bis vor zehn, andere bis vor dreissig Jahren, jene Zahl mag zu niedrig, diese zu hoch gegriffen sein.

In den Zellen zu ebener Erde setzte man bei unverschlossenen Thüren die Särge ab, einen über den anderen, wie sich gerade der Raum bot, zwischen die übrigen hineingezwängt; die Unterlage war hingegen bei manchen so ungenügend, dass die Leiche jeden Augenblick Gefahr lief, aus dem Behälter herausgeschleudert zu werden, denn die Deckel wurden nicht zugeschraubt.

Wir hatten eine Wäscherin dazu überredet, uns hinauf zu begleiten, — ein junges, blühendes Mädchen; ohne die geringste Scheu bahnte sie sich einen Weg durch die unheimlichen Räume, hier und da einen Deckel

aufhebend, um den schauerlichen Inhalt zu betrachten, heiter dabei plaudernd, um uns das Resultat mitzuteilen.

„Ich will Ihnen etwas Schönes zeigen,“ rief sie endlich, und einen kleinen Sarg ergreifend eilte sie auf uns zu.

Zögernd blickten wir hinein. Da lagen die Ueberreste eines Kindes; der kleine Schädel blickte aus dem mit grünen Bändern verzierten Häubchen grinsend hervor. Dieses und das Kleidchen, aus Tarlatan verfertigt, waren sich fast gleich geblieben, nur der Körper zeigte sich zu Staub zerfallen.

Wir hatten genug gesehen und sprachen den Wunsch aus, weiterzugehen, doch das Mädchen lachte: „Ich kann Ihnen noch manches zeigen,“ sagte es, „das wird Sie interessieren.“

Obgleich es nun verboten ist, die Toten dort zu bestatten, soll es noch öfters geschehen, dass die Armen ihre Leichen in der Stille der Nacht absetzen, um so unentgeltlich dieselben unterzubringen. Früher standen die Thüren auch offen, als diese Zellen den einzigen Begräbnisort boten, und da kam es oft vor, dass Hunde, — es gibt deren auf Corsica viele herrenlose, — sich hereinschlichen und Teile der Leichen raubten. Man sah sie dann unten im Dorfe mit einem Schädel oder einem anderen menschlichen Knochen spielen. Endlich wurden die Behörden darauf aufmerksam und entschlossen sich dieser schändlichen Entweihung des Heiligsten ein Ziel zu setzen.

Von der Kirche ist das Dach eingefallen, die Mauern, die Pfeiler und das Chor sind stehen geblieben; auf den Trümmern hat sich im Innern die üppigste

Vegetation angesiedelt, und Bäume ragen empor, ein grünes Dach bildend, durch welches der blaue Himmel lächelnd, versöhnend hereinblickt. Wo einst die Mönche ihre Gebete murmelten und das Weihrauchgefäss schwingen, hausen jetzt die Vögel; durch unsere Ankunft aufgeschreckt, flogen sie ängstlich hin und her, nicht gewöhnt, dass ihre Einsamkeit oft gestört wird, denn wer einmal diese Stätte besuchte, wird es gewiss nie wieder im Leben thun.

Olmeto hängt, wie ein Schwalben-Nest am schroff aufstrebenden Hange, lang ausgestreckt der Tiefe zu; der Weg durchschneidet es ungefähr in der Mitte. Unausprechlich malerisch ist es in dem einsamen mit Olivenbäumen bewachsenen Thale. Hübsch nehmen sich die Grabkapellen aus, südlich vom Dorfe auf die Felsen gebaut. Ein wunderbar schöner Rundblick bietet sich dar, indem man nach Probriano hinunterfährt. Hinter diesem Orte zeigt sich oben zwischen den Anhöhen Sartene. Der Golf von Valinco ist durch Berge eingeschlossen, welche nach der Mitte zu immer höher und grossartiger werden.

Hier landete 1564 Sampiero, zwei Jahre nach Vaninas gewaltsamem Tode. Alle seine Bemühungen, fremde Hilfe zu erlangen, waren gescheitert, jetzt musste er, auf Gott und die gerechte Sache vertrauend, versuchen, was er mit Hilfe seines tapferen, thatendürstigen, heldenmütigen Volkes auszuführen vermöge. Wo man sich auch hinwendet auf dieser Insel, erheben und begeistern Erinnerungen an eine grosse Vergangenheit die Seele. „Leider bekommt unsere Jugend in den von Franzosen geleiteten Schulen und Gymnasien wenig von unserer glorreichen Geschichte zu hören,“ klagte man uns oft. Dieses ist

freilich innig zu beklagen, denn das Bewusstsein, von solchen Vorfahren abzustammen, müsste belebend, anfeuernd, veredelnd einwirken.

Das Gasthaus in Probriano heisst auch Hôtel de France, ein sehr beliebter Titel auf der Insel. Die Wirtin, sowie auch deren Schwiegertochter haben ihre Männer verloren, und bestätigten uns, dass eine Frau in solcher Lage nie wieder ihre Trauer ablegen darf, — nur die, welche sich wieder verheiraten, thun das. Stirbt der Mann, dann wird der Witwe ihr Trauring abgenommen, der Ehebund ist ja zerrissen und nie wieder darf sie irgend welchen Schmuck oder Zierat zum Vorschein bringen. Erst wenn sie selbst die Augen zum letzten Schlafe geschlossen hat, steckt man den Ring wieder an ihren Finger, ehe sie in den Sarg gelegt wird. Manche Witwen tragen, trotz dieser Sitte, ihren eigenen, sowie den Trauring des Mannes als „Alliance“ verbunden, weil sie sich nicht dazu entschliessen können, die teuren Kleinode wegzulegen, aber sie setzen sich dadurch hässlichen, spöttischen Bemerkungen aus.

Eine Frau klagte uns hierüber ihr Leid: „Du willst Dich gewiss wieder verheiraten, sagt man mir oft“, rief sie mit thränenschweren Augen, „Dir wird wohl die Zeit lang bis Du einen zweiten Mann bekommst.“

Hat die Witwe Kinder, dann bietet sich bei jeder Hochzeit derselben die Gelegenheit, ihre tiefste Trauer abzulegen, das schwarzwollene Tuch, welches vorwärtsgezogen im Freien ihr Gesicht halb verbirgt.

Viel hörten wir wieder über das traurige Schicksal der corsischen Frauen. „Ich musste meinen Mann ver-

lieren“, jammerte eine junge Witwe, „und doch war er sehr gut gegen mich! Andere leiden so viel in dieser Beziehung; ihr Los ist von morgens bis abends zu arbeiten, während der Mann in der Wirtsstube oder auf der Piazza sitzt, Wein trinkt, Zigarren raucht und Karten spielt. Und kehrt er dann nach Hause zurück, ist sie bei seinem Jähzorne, seiner Eifersucht vor Misshandlung nicht sicher.“ Die Männer verlangen oft von ihren Frauen, dass diese ihre ganze Familie ernähren, — kein Wunder, dass die Armen manchmal so gedrückt, so melancholisch aussehen.

Das Gasthaus in Probriano ist reinlich, die Beköstigung gut, aber die Preise sind höher als sonstwo auf der Insel, Ajaccio, Corte und Bastia ausgenommen.

Hier findet man, was so oft auf Corsica, so selten in anderen Ländern vorkommt, verschiedene Generationen friedlich bei einander wohnend; auf dieser Insel, wo die Familienliebe so gross ist, lehrt sie Nachsicht, Duldsamkeit, ein gegenseitiges sich vertragen, nachgeben, wodurch allen solches Beisammenleben möglich wird.

Herrlich ist es in Probriano am Golfe zu sitzen und dem Schlage der Wellen zuzuhören, während der Blick von einem Punkte zum andern wandert, wovon jeder schöner als der letzte scheint. Ausserordentliche viele Muscheln liegen im Sande.

Die Entfernung von Probriano nach Sartene beträgt nur 14 Kilometer, aber man kann an demselben Tage nicht weiter kommen, weil zwischen dieser Stadt und Bonifacio, 54 Kilometer Entfernung, es an der Strasse nur einen Weiler, 300 Einwohner enthaltend und zwei

Douaniers gehörige Häuschen gibt, folglich keine Unterkunft für die Nacht.

Unmittelbar hinter Probriano erheben sich die Berge einer neben dem anderen, wie ein zu Felsen erstarrtes, hochgehendes Meer. Ueberall schaut das Gestein hervor; dazwischen befinden sich Weinberge und Felder, und wo der Boden nicht bebaut ist, der alles überwuchernde Makis.

Viele Korkeichen zeigen sich nach allen Richtungen; da von ihnen die Rinde abgelöst worden ist, sieht man an den Stämmen die verschiedensten Schattierungen von rot; die hellsten wo man den Kork kürzlich abgeschält hat, die dunkel rotbraunen wo er zum Schneiden wieder reif ist. Die wilde Olive, Oleaster, wächst in dieser Gegend wie an so vielen Orten auf Corsica.

Fast fortwährend bleibt Sartene in Sicht, auf und neben einem aus der stattlichen Anhöhe vorstehenden Felsen amphitheatralisch gelagert. Der Weg windet sich unaufhörlich zwischen den Bergen hin und her, um die Höhe zu gewinnen. Nach allen Richtungen sieht man Grabkapellen, welche der korsischen Landschaft einen so ganz eigenen Zauber verleihen, nicht allein durch ihre Architektur, sondern auch durch ihre Lage, an Vorsprüngen steil aufsteigender Felsen gebaut, oder wie Nester an den Abgründen hängend.

Als wir Sartene erreichten, waren die beiden Gasthäuser *dé l'Univers* und *du Commerce* fast vollständig besetzt, denn der Vice-Recteur von Ajaccio machte die Runde mit dem Inspecteur, um die verschiedenen Schulen zu besichtigen, und an jedem Orte versammelte er die Lehrer um sich. Beide Gasthäuser sahen wir uns an, das

Hôtel de l'Univers ist das bekannteste und ward gerühmt, aber das Hôtel du Commerce, erst seit 4 Monaten entstanden, ist dem anderen bei weitem vorzuziehen, seiner Reinlichkeit, der herrlichen Lage und der Freundlichkeit seiner Besitzer wegen, welche alles versuchen um ihren Gästen den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen. Das Essen wird, — wie überall im Innern der Insel, nach corsischer Art zubereitet, mit Oel, — aber hier ist dieses gut und nicht ranzig wie oft anderwärts. Seit jener Zeit ist ein drittes Gasthaus eröffnet worden, Hôtel de la Belle Etoile, Eigentümer Prietri genannt.

Monsieur le Sous-Prefet, an welchen wir Monsieur de Casabiancas Empfehlungsbrief geschickt hatten, erbot sich mit der grössten Freundlichkeit, uns alle Sehenswürdigkeiten Sartenes zu zeigen. Die Stadt hat jetzt 4000 Einwohner. Die Lage ist eine schöne, eigenartige; die älteren Häuser, welche von den Genueserzeiten herkommen, sind auf und in den dunklen Granit hineingebaut, von der gleichen schwarzbraunen Farbe wie die Unterlage, denn das Material ist derselben entnommen und nur durch Lehm verbunden. Ein Gebäude steht über dem anderen, scheinbar darüber hängend; sie bieten in ihrer Unregelmässigkeit, einige schmal und turmartig, andere breiter und niedrig, etwas ungemein Anziehendes. Hier zeigt sich ein Unterschied, eine Abweichung in der Architektur, nicht das kasernenartige Einerlei von Ajaccio; die Felsen ragen oft weit in die Häuser hinauf. In dem alten Stadtteil sind die Strassen sehr eng und dunkel, sie machen den unheimlichsten Eindruck; ein breiter Weg führt aber rings um den Ort herum und dann auf die Piazza hinauf, welche die Pulsader von Sartene bildet.

Hier steht auch die Sous-Prefecture und das Stadthaus; dieses stammt von den Genueserzeiten her.

Der neuere Stadtteil bietet mehrere stattliche Gebäude und Wohlthätigkeits- sowie auch andere öffentliche Anstalten. Das Gymnasium ist zu dem grossen Leidwesen der höheren Klassen nun geschlossen und die Eltern müssen ihre Söhne nach Ajaccio, Corte oder Bastia schicken.

Sehr still soll Sartene sein; nie erfolgen bei den höheren Ständen Einladungen zu geselligen Zusammenkünften. „Wir sind, was unsere Frauen, unsere Töchter anbetrifft, sehr streng“, sagte uns ein Herr, „wir wollen sie nicht der geringsten Versuchung aussetzen.“ So denken viele Corsen. Die französischen Offiziere beklagten sich darüber, dass man so selten eine Dame auf der Strasse sehe, alles sei wie ausgestorben.

Sartene litt im Mittelalter ausserordentlich von den Saracenen, welche, im Golfe von Valinco landend, den Ort erstürmten, und dessen Einwohner in die Gefangenschaft fortführten.

Die Stadt und deren Umgegend, besonders die Dörfer von Pozzano und Abelara, sind von altersher wegen ihrer furchtbaren Zwistigkeiten berüchtigt gewesen. Ein Teil des Ortes bekriegte den anderen, und keiner war seines Lebens sicher. Die verschiedenen Häuser hatten sich in Festungen verwandelt; die Fenster verschanzte man, nur Schiessscharten lassend, von wo aus dem vorübergehenden Feinde Tod und Verderben drohten.

In Pozzano wurde in früheren Zeiten die Sache so auf die Spitze getrieben, dass die Einwohner sich in ihren Wohnungen vollständig verrammelten und die Kinder nicht in die Schule gehen konnten.

Als in den fünfziger und sechsziger Jahren das Waffenverbot und la loi du recel bestand, verschwand hier wie überall auf Corsica die Vendetta fast vollständig, aber seit Aufhebung jener Gesetze haben während den letzten 14 Jahren die Morde sich wahrhaftig erschreckend vermehrt, sodass von der Regierung die Anzahl der Gendarmen bedeutend verstärkt worden ist. Zwischen Olmeto und Bichisano, Sartene und Bonifacio wimmelt es von Banditen; die Gegend, besonders zwischen Sartene und der Südspitze Corsicas, ist wie schon gesagt sehr einsam und fast gänzlich unbewohnt, daher eine geeignete Zufluchtsstätte für die Verfolgten.

Uns wollte Angst beschleichen als wir zuhörten, denn wir dachten daran, dass wir an dem darauffolgenden Tage jene Strecke durchfahren sollten. Die Corsen behaupteten steif und fest, wir hätten nichts zu befürchten, die Franzosen meinten, man könne auf etwas peremptorische Weise um Geld angegangen werden. Wenige Tage ehe wir ankamen drangen zwei Banditen, durch Not dazu getrieben, in ein Café der Stadt Sartene ein, und, ihre Pistolen dem Eigentümer auf die Brust setzend, befahlen sie ihm 40 Franken herzugeben. Zum Glück sah ein Vorübergehender die missliche Lage des also Bedrängten und rief die Soldaten aus der nahen Kaserne herbei, welche, das Haus umzingelnd, die Banditen gefangen nahmen. Wir stutzten bei der Nachricht, wurden aber durch den Sous-Prefect, sowie auch durch andere Beamten beruhigt.

Dieser Fall steht vereinzelt da und war so unerhört, dass das Volk sich höchlichst darüber empörte. Dieses, in seiner traurigen Verblendung was die Vendetta an-

betrifft, hält die Banditen für Märtyrer, — „ce sont des malheureux“, sagen die Leute immer, aber bei diesem Vorkommnis drangen sie ungestüm auf baldige Bestrafung der Uebelthäter und murrten laut, als am darauffolgenden Tage das Urteil noch nicht gefällt war. „Es bedürfe keines Verhöres“, meinten sie, „die Sache sei erwiesen und verlange eine beispiellose Sühne.“

Einen Mord aus Rache oder Ehrgefühl zu begehen, halten sie nicht für eine Sünde, aber was Stehlen anbetrifft verstehen sie keinen Spass. Die corsische Landbevölkerung ist durchaus ehrlich, nur in den Städten werden Diebstähle begangen. Wahrheitsliebend sollen die Corsen auch sein, wenigstens sind sie in dieser Beziehung sehr empfindlich und von einem Anderen Lügner genannt zu werden, gilt als genügender Grund Vendetta zu üben.

Man muss es immer wiederholen, sie sind ein seltsames, ein unbegreifliches Volk, es gibt wohl kein anderes auf Erden, welches solche Kontraste in seinem Charakter, seiner Gesinnung aufweist. Gegenseitig können sie nichts vertragen. Wie vielfach erzählt worden und wie wir es hier wieder bestätigen hörten, ist eines toten Esels, eines Hundes wegen Krieg zwischen Gemeinden und Familien ausgebrochen, welcher jahrelang fort dauerte und unzählige Opfer forderte, aber dem Fremden gegenüber sind sie von einer Rücksicht, einer Liebenswürdigkeit, einer Nachgiebigkeit, welche in Erstaunen versetzen.

Es war uns oft interessant in den Gasthäusern, an der table d'hôte, die französischen und corsischen Beamten zu beobachten, auf deren Gespräch zu lauschen. Jene rühmten mit vollem Rechte das viele, was ihre Regierung, besonders während der Republik, für die Insel gethan

hat, das grosse, vielverzweigte Netz ausgezeichneter Strassen, welche angelegt worden, der Eisenbahnbau, welcher schon so viele Millionen gekostet hat und sich auf der kleinen Insel bei der geringen Einwohnerzahl nie rentieren wird. Die Corsen geben das meistens nicht gerne zu und beklagen sich im Gegenteil, dass nicht genug für sie geschehen sei. Es wurde zu Zeiten viel Bitteres von den Franzosen geäussert, manche Wahrheit, welche verletzend treffen musste, über die Arbeitsscheu des Volkes, dessen Unfähigkeit sich selbst materiell zu heben; — ja sie spotteten über die Sitten und Gebräuche, was die Insulaner bei ihrem Stolz, ihrem Selbstgefühl am wenigsten ertragen können. Die Corsen wurden äusserst erregt, aber die liebenswürdige Gutmütigkeit blickte überall durch.

„Was würden Sie thun, wenn ein Landsmann Ihnen sagte, was jene Herren eben aussprachen?“ frug ich gespannt.

„Ich würde ihm ohne Bedenken eine Kugel durch den Kopf oder das Herz jagen!“ lautete die Antwort ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Das ist wirklich ein Problem für den Psychologen!

Kameradschaftlich verkehrte ein corsischer Beamte mit einigen Gendarmerieoffizieren. „Ihre Freundschaft für uns würde nicht standhalten, wenn wir Ihren Bruder arretierten“, sagte einer von diesen während des Gespräches.

„Entschieden müsste ich in dem Falle Sie als Feind betrachten, auf den ich keine Rücksicht nehmen dürfte“, entgegnete der andere; „Sie sind un continental und folglich auf unserer Insel ein Gast, dem ich stets Rücksicht und Gastfreundschaft schuldig bin mit Aufbietung aller meiner Kräfte, aber mein Bruder steht mir näher als Sie

und gefährden Sie dessen Leben, dessen Freiheit, wird es meine Pflicht sein Sie umzubringen.“

Ein solcher Fall war vor einigen Wochen vorgekommen. Zwei Gendarmen hatten sich eines Banditen bemächtigt, welchen sie zwischen sich fortführten. Der Bruder des Gefangenen griff die Sbirren während des Transportes an. Seine Kugel ging durch den einen Gendarm hindurch und traf den Arrestanten tödlich, eine weitere Kugel streckte den zweiten Sbirren nieder, also drei Menschenleben vernichtend. Seitdem sind die Gendarmen sehr erbittert und stellen den Flüchtlingen mit noch grösserem Eifer nach, um den Tod ihrer zwei Kameraden zu rächen.

In Sartene wird auf Blumenzucht viel mehr Sorgfalt verwendet, als in Ajaccio; auch der Landwirtschaft schenkt man grosse Aufmerksamkeit. Ringsum gibt es viele Weinberge bis hoch an den Hängen hinauf, deren Ertrag ein ausgezeichneter ist. Der Wein von Santa Lucia di Tallano, von Sartene, hauptsächlich jener, sind auf der ganzen Insel, ja auch in Frankreich berühmt und gehören zu den besten Corsicas. Der von Santa Lucia soll, wenn sehr alt, dem Marsala gleichen.

Viel Getreide wird in dieser Gegend gezogen. Wie in der Nähe Ajaccios, bepflanzt man die Aecker zwei bis drei Jahre, dann lässt man sie ebensolange ruhen; die Leute bedenken nicht, dass, wenn sie nachhelfen würden, die Erde, welche an und für sich so gut ist, fortwährend Ernten liefern könnte. Wie schon erwähnt, wachsen nach allen Richtungen die wilden Olivenbäume, doch niemand denkt daran, dieselben zu veredeln, um dadurch grösseren Gewinn aus den Früchten zu ziehen. Das feinere Oel

beziehen sie von dem Kontinente, obgleich sie ein ebenso gutes, wie die Provence es liefert, erzielen können.

„Wir sind zu arm, wir haben kein Kapital,“ sagen die Leute, „wir können nichts auf den Boden verwenden!“ Von einem allmählichen Emporarbeiten haben die Corsen keinen Begriff. Seltsam ist es aber, dass die, welche ihre Insel verlassen und in die Fremde ziehen, viel Unternehmungsgeist zeigen und es zu etwas Rechtem bringen. Aus den Verhältnissen herausgerissen, wo so manches hemmend wirkt, wo die althergebrachten Sitten, Gebräuche und Ansichten den Menschen beeinflussen, leisten sie oft Erstaunliches, auch in materieller Beziehung.

Die Aussicht von Sartene ist eine sehr schöne: man überschaut das Thal des Rizzanese, wo die Berge sich nach allen Richtungen gegen den Horizont zu immer höher erheben. Nach Westen blickt man auf den Golf von Valinco, welcher von hier aus überall umschlossen, ein Landsee zu sein scheint. Nach Nordosten zeigt sich in zwei Teilen Santa Lucia di Tallano auf einer Bergspitze. Dahinter sind die Gipfel des Coscione und die spitzaufsteigenden Felsen von Bavella mit Schnee gekrönt. Dort liegt Serra.

Wir hatten gehofft von Bonifacio aus über Porto Vecchio und Solenzara den Bavella-Wald besuchen zu können, und dann, an Santa Lucia di Tallano vorbei, nach Sartene zurückzukehren, aber der Sous-Prefèt riet uns entschieden davon ab, da nach jener Richtung so tiefer Schnee liege, dass unser Wagen nicht durchkommen könne. Vor April oder sogar Mai ist dieser malerisch schönste der vierzig Urwälder auf Corsica nicht zu

besuchen. Ueberdies gibt es auf der ganzen Strecke zwischen Solenzara und Santa Lucia di Tallano kein Gasthaus, ausser in Levie, welches aber ausserordentlich schlecht sein soll, — nur einige Forstgebäude, wo man weder ein Bett, noch Lebensmittel, ausgenommen hartes Brot und Käse, findet. Wein gibt es überall auf Corsica und fast immer ist er gut.

Der Sous-Prefêt kam, um Abschied von uns zu nehmen; er brachte ein Empfehlungsschreiben für den Friedensrichter in Bonifacio mit. Von seinen guten Wünschen begleitet, begannen wir am folgenden Morgen die Tour nach Bonifacio. An dem Kapuzinerkloster vorbei führt die Strasse; zu Fuss kann man dieses von Sartene aus in einer Viertelstunde erreichen. Dort bietet sich die schönste Ansicht von Sartene; die Eigenartigkeit des Ortes macht sich alsdann am meisten geltend, denn von dieser Seite überschaut man die Altstadt.

Es ist oft gesagt worden, dass die Gegend von Sartene nach Bonifacio viel weniger schön sei, als die, welche zwischen Ajaccio und jener Stadt liegt, aber ich kann nicht damit übereinstimmen. Sehr verschieden ist sie: Natur durch Menschenhand nie berührt. Auf der langen Strecke sieht man nur in unmittelbarer Nähe der Wohnungen irgend welchen Anbau, und da es, wie gesagt, an der Strasse nur zwei Douaniershäuschen und einen Weiler gibt, kommt das nicht in Betracht. Die Landschaft ist von unbeschreiblich grossartiger Wildheit; überall ragen zwischen dem immergrünen Gestrüpp, den wilden Olivenbäumen und immergrünen Eichen Felsen hervor; so kühn, so löse sind die immensen Granitblöcke auf einander getürmt, dass man nicht begreift, wie dieselben

aufrecht bleiben. Auch da haben Pflanzen und Bäume Wurzel gefasst und bilden Partien so schön, so malerisch, so verschiedenartig, dass man nie müde wird, sich umzublicken.

Ein Jammer ist es, dass von manchem überfülltem Stück unserer Erde man nicht einen Teil seiner Bewohner nach Corsica schicken kann, wo an solchen Stellen wie hier der Boden so fruchtbar ist; dafür bildet der Makis einen Beweis, welcher in unbeschreiblicher Pracht sich entfaltet. Sich selbst überlassen, ohne Pflege, blüht und gedeiht er, dass es eine wahre Freude gewährt, ihn nur anzusehen. An geschützten Orten zeigten sich zwischen Sartene und Bonifacio Mitte Februar die hohen Myrtbüsche massenhaft mit reizend rosenroten Knospen bedeckt; man hätte überall anhalten mögen, um dieselben zu pflücken. Bald wird an vereinzelter Stellen der Boden angebaut werden: zu grossen Theilen ist der Makis durch Feuer vertilgt und die Erde umgepflügt worden. Dort, sagt man, wolle die Regierung Weinberge anlegen.

Wir durchfuhren das Ortola-Thal, wo die Gegend immer wilder wird, sogar die Olivenbäume und immergrünen Eichen verschwinden und der Makis herrscht unumschränkt.

Nach 20 Kilometern erreicht man die Douaniershäuschen; diese kleinen Gebäude liegen auf der Höhe, dem weit ins Meer hinaus- und schroff emporragenden Vorberge Roccapina gegenüber. Dort, auf der dem Wasser zugewendeten Seite, erhebt sich ein Genueserturm, auf der anderen und von den Douaniershäuschen leicht zu erkennen, hat das Gestein deutlich die Form eines

gekrönten Löwen angenommen. Majestätisch in seiner Ruhe liegt der König der Tiere da, lang ausgestreckt, den Kopf erhoben. Man nennt diese natürliche Felsbildsäule „den gekrönten Löwen“, auch „den Löwen von Roccapina“, und hat ihn als Sinnbild der Insel erwählt, indem man die Gestalt Corsicas, ein reizendes, junges Mädchen daraufsetzend, gemalt.

Neben dem Vorberge Roccapina befindet sich eine schöne Bucht, darüber hinaus die Südküste Corsicas; in der Ferne, von hier gesehen scheinbar anhängend, die blauen Höhen von Sardinien, so duftig, so ätherisch, dass man kaum glauben kann, es sei wirklich ein Teil unserer Erde. Gern hätten wir länger verweilt bei den guten, schlichten Douaniersleuten, aber unser Kutscher zog es immer vor, morgens die längste Strecke zu machen, damit die Arbeit nachmittags nicht zu gross für seine Pferde sei, und wir konnten ihm nur Recht geben.

Auf dieser Tour muss man sich mit Lebensmitteln versehen, denn nirgends kann man etwas bekommen. Von hier bis Bonifacio fährt man fast immer am Meere entlang, die Buchten, welche sich fortwährend folgen, an ihrem oberen Ende durchschneidend. Es ist eine unsagbar grossartig öde, wüste Gegend; die seltsam zerrissenen Klippen ragen schroff und nackt aus dem Meere empor: man meint, so müsse Norwegen aussehen mit seinen unzähligen Fjörden. Ausserordentlich zerklüftet ist das Gestein, wie durch Regen ausgewaschen, wunderbar verwittert. Der Himmel hatte sich umwölkt und trug das Seinige dazu bei, diesen tief melancholischen Anstrich der Landschaft zu erhöhen. Dann und wann brachen Strahlen durch, und das Meer, sonst so tief blau, leuchtete wie Opal.

Im Sommer soll diese Gegend sehr ungesund sein infolge der vielen Sümpfe, welche die trägen Bäche zurücklassen; dann sind die wenigen auf den Höhen sich befindenden Dörfer verödet.

In dem Weiler Pianottoli besteht nur eine Herberge, — einen schöneren Namen darf man dem Gebäude der Wahrheit gemäss nicht geben, schmutzig wie oft auf der Insel, wenn man die grösseren Städte verlässt. Man führte uns aber mit grosser Freundlichkeit hinauf in ein Zimmer und sagte, dass wir dort unsere Lebensmittel verzehren könnten; sie boten uns jede Bequemlichkeit an, welche ihr Haus zu bieten vermochte. Dann und wann kamen Männer und Frauen, die gerade im Hause sich befindlichen Gäste, herauf, um von den Fremden etwas Neues zu hören. Uns war es recht, denn so erfährt man über Land und Leute manches Interessante.

Die Tochter der Wirtin erzählte uns, sie sei sehr krank gewesen, leide am Magen; kein corsischer Arzt konnte ihr helfen. Da machte sie sich auf den Weg und reiste per Dampfer nach Marseille. Ein Doktor dort riet ihr an, nach jeder Mahlzeit eine Zigarrette zu rauchen: „Das bekomme ihr ausgezeichnet!“ behauptete sie Eine eigentümliche Kur für gastrische Affektionen!

Eine Frau, welche sich in dem Wirtshause aufhielt, berichtete, wie sie beim Spazierengehen in der Umgegend zufällig einen Banditen angetroffen habe; vertrauensvoll theilte er ihr das mit. Er wusste, dass keiner seiner Landsleute ihn verraten würde. — „Er hat ja nichts Unrechtes, — nur seiner Ehre Genüge gethan,“ setzte die Frau hinzu. Der Bandit erschlug den früheren

Bräutigam seiner Schwester, weil derselbe die Geliebte auf schändliche Weise verlassen und dann eine andere heiraten wollte. „Das durfte doch der Bruder nicht dulden, sonst wäre er ein Schändlicher, ein Ehrloser gewesen,“ meinten die Leute. Die meisten Vendettamorde werden aus diesem Grunde verübt.

Im Hause führt aus der unteren schmutzigen, rauchigen Wirtsstube eine Leitertreppe in die obere Etage durch ein viereckiges Loch in der Decke. Unten sitzen Männer vereinigt, rauchend und plaudernd. Dieses Wirtshaus hat Fenster, aber sie sind vom Schmutz fast undurchsichtig geworden. Vor der Thüre gehen Schweine spazieren, wie überall in den Ortschaften, sogar in Sartene; an der einen Seite sind Vorder- und Hinterbein zusammengebunden, um die Tiere am Fortlaufen zu verhindern..

„Vor kurzem kam ein Bandit zu uns,“ erzählte einer der Gäste, welcher sich oben zu den anderen gesellt hatte; „der Arme klagte seine Not: wie er umsonst versucht habe, das Geld irgendwo aufzutreiben. Glücklicherweise besass ich die Summe und konnte ihm helfen . . .“

„Und wenn Sie dieselbe nicht besessen hätten, würde er Ihnen geglaubt, das Verlangte sich nicht gewaltsam anzueignen versucht haben?“ frug ich.

Erstaunt sahen mich die Leute an, als trauten sie kaum ihren Ohren: „Was denken Sie, Signora,“ entgegneten alle, offenbar etwas verletzt, „der Bandit würde es natürlich geglaubt haben: er und seine Genossen wissen ja wie gut wir ihnen gesinnt sind! In dem Falle wäre

er weitergegangen zu einem anderen, der mit Glücksgütern mehr gesegnet ist.“

Als wir uns verabschiedeten, gaben wir für die Benutzung des Zimmers eine kleine Summe, wohl wissend wie wenig Ansprüche die Leute machen, und mit dem festen Vorsatze, von unserer Seite nichts dazu beitragen zu wollen, sie zu verderben. Wir hörten nachher, wie die Wirtin ihren Gevatterinnen und den versammelten Männern erzählte, wir müssten Millionäre sein, so viel hätten wir gegeben, und doch habe sie nichts für uns gethan, — keinen Centesimo verdient. Es ist von grossem Vorteil, wenn man die Sprache des Landes versteht, das ermöglicht so viel tiefere Einblicke in den Charakter des Volkes und dessen Sitten. Die Wirtin frug uns, ob wir bei ihr übernachten wollten, da das Wetter ungünstig sei. Schauernd wandten wir uns ab, es kostete grosse Mühe, unseren Abscheu vor den freundlichen Leuten zu verbergen.

Eine kurze Strecke vor Bonifacio wechselt das Gestein, der Granit verschwindet und der Kalk nimmt dessen Stelle ein. Bonifacio kommt in Sicht, die eigenartigste Stadt der Insel, — „das Gibraltar des Tyrrenischen Meeres“, — selbst weiss und auf weissen Felsen gelegen. Die Wolken verteilten sich, und im Sonnenscheine erglänzend bot sich das äusserst interessante Bild dar. Wie ein grosses, gewaltiges Steinmeer erheben sich die jäh aufstrebenden Felsen von Santa Trinita, an welche die Einsiedelei gleichen Namens gebaut ist. Es ist doch etwas Herrliches um ein südliches Klima, es muss auf das Gemüt erheiternd, versöhnend einwirken. Da kommt ein Regentag; indem man den dicht

umwölkten Himmel anschaut, meint man, das Unwetter müsse wochenlang währen; aber plötzlich bricht die Sonne durch und überflutet die Welt wie mit flüssigem Gold. Alle Schatten fliehen, und mit ihnen die unnötigen Sorgen des ängstlichen Gemütes: der Himmel scheint so nahe, Gottes Vaterherz zeigt sich so deutlich; man fühlt von neuem, wie gern Er Freude und Glück spendet!

VII.

Porto Vecchio, Sartene und Santa Lucia di Tallano.

„Bewaffnen sie sich mit Insektenpulver!“ „Bleiben Sie nicht zu lange dort, wenn sie nicht verhungern wollen!“ hatte man uns trostvoll von allen Seiten zugerufen, da wir die Absicht aussprachen nach Bonifacio zu reisen. Diese Stadt hat, was ihr Gasthaus anbetrifft, einen sehr schlechten Ruf. Leute kommen oft Samstags mit dem Dampfboote von Ajaccio an und kehren Montags dorthin zurück, in der Zwischenzeit die Nächte an Bord verbringend, aus Angst vor dem kleinen Hôtel de France, dem einzigen, welches dort besteht. Seit jener Zeit ist das Hôtel des quatre nations entstanden, Eigentümerin Veuve Bidali. Tags über besehen sie sich die Stadt und deren Umgebung.

Widerstrebend näherten wir uns dem Gasthause, zaghaft betraten wir die uns angewiesenen Zimmer, verstohlen blickten wir die Betten an und wagten endlich, aus Besorgnis die Wirtin zu verletzen, nur zögernd eine auf diese bezügliche Frage an sie zu richten.

Unberührt entgegnete sie: „O, jetzt brauchen Sie sich keine Bedenken darüber zu machen, Sie können

ruhig schlafen, es ist ja Winter, und die gefürchtete Jahreszeit noch nicht da . . .“

Es ist in Beziehung auf das Hotel viel übertrieben worden, oder vielleicht im Laufe der Jahre eine Besserung eingetreten. Was die Reinlichkeit anbetrifft, liegt es freilich noch im Argen, aber darin ist es nicht schlimmer als viele andere Gasthäuser auf der Insel und man kann hier wie dort zu der Jahreszeit, den Worten der Wirtin nach, wirklich „ruhig in den Betten schlafen.“ Diese sind, wenn auch oft sehr hart, im allgemeinen nicht so unreinlich auf Corsica, wie wir erwarteten. Im Spätfrühling und im Sommer ist Bonifacio wegen seines vielen Ungeziefers jeder Art berüchtigt; der Kalkstaub scheint darin günstig zu wirken.

Was das Essen anbetrifft, fanden wir es besser und schmackhafter zubereitet als irgendwo bisher auf unserer Reise; es zeigt sich darin, wie auch an den meisten anderen Orten dort zu Lande, ein grosser Kontrast mit den schmutzigen Zimmerböden, Treppen, Gängen und Fenstern. In den kleinen Gasthäusern werden an diesen die zerbrochenen Scheiben nie ersetzt, und man muss deswegen sehr vorsichtig sein, vor Schlafengehen nachzusehen, wenn man in den kühlen Nächten sich nicht erkälten will. Indem man die inwendig angebrachten Läden verschliesst, verhindert man das Eindringen der kalten Luft ins Zimmer.

Im Hôtel bereitet man die bouille-à-baisse ausgezeichnet, von den sehr guten Seefischen und Langousten (Seekrebsen). In dieser Beziehung ist auf Corsica ein unendlicher Reichtum. In grosser Menge finden sich besonders Sardellen und Thunfische vor. Die kleinen Flüsse

liefern alle Forellen und Aale. Während der Jagdsaison gibt es sehr viel Wild: Hasen, Wildschweine und in unzähliger Menge Krametsvögel, Schnepfen, Amseln, Feldhühner etc. Hier lernt man Napoleon I. unmutigen Ausruf: „Perdrix! toujours perdrix!“ verstehen, denn bis zum Ueberdruss werden sie einem vorgesetzt. Der Geschmack der Fische ist ein überaus guter, das Fleisch der Vögel wird, wie schon erwähnt, durch den Genuss der überreichen Beeren des Makis, sehr aromatisch. In der Nähe der Insel gibt es umfangreiche Austernbänke, besonders die Küste von Bonifacio ist ihrer vortrefflichen Austern wegen berühmt.

Der Friedensrichter Monsieur Hucherot war nach Empfang des uns vom Sous-Prefèt in Sartene gegebenen Empfehlungsbriefes gleich herbeigeeilt, um uns seine Dienste anzubieten; mit der gewohnten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit der Corsen stellte er sich während unserer Anwesenheit zur Disposition. Doppelt war diese Freundlichkeit bei dem Friedensrichter zu schätzen, da seine Gattin schon seit zehn Monaten sehr leidend gewesen und ihm besonders damals grosse Sorge verursachte. Wir versuchten alles um ihn zu überreden uns nicht überall hinzubegleiten, da es für ihn gewiss schmerzlich sein musste die Kranke zu verlassen, richteten aber nichts aus. „Sie sind Fremde, Sie bedürfen meiner Hilfe, — das genügt mir“, lautete immer wieder seine feste, bestimmte Entgegnung.

Man wird im Occident wohl kaum ein anderes Land finden, wo die Gastfreundschaft so hoch gehalten, so gewissenhaft und auf so grossmütige Weise ausgeführt wird, wie auf Corsica, wo seit langen Jahrhunderten sie sich

so eingebürgert hat, dass sie bei diesem Volke einen Teil des innersten Wesens bildet.

In Fällen von Krankheit, wie der oben genannte, bewährt sich die Familienliebe der Corsen. Die Verwandtschaft, bis zum fernsten Gliede, streitet sich um die Ehre, die Patientin abwechselnd pflegen zu dürfen und ihre Leiden durch die grösste Aufopferung, die innigste Teilnahme zu vermindern. Da fehlt es nie an willigen Händen, an warmen, selbstlosen Herzen, welche, gerade in solchen Tagen, von so unnennbarem Werte sind.

Bonifacio soll eine der ältesten Städte Corsicas sein, sie wurde im neunten Jahrhundert durch den Markgrafen gleichen Namens von Toskana gegründet, als man denselben herschickte, um diese Insel und Sardinien vor den Einfällen der Saracenen zu schützen. Von seinem Schlosse ist „il Torrione“, der jetzige Pulverturm, übrig geblieben.

Gleich am ersten Tage hätten wir gern die Grotten besucht und die Stadt vom Meere aus uns angesehen — denn nur von dort kann man einen vollkommenen Begriff von ihrer einzig seltsamen Lage gewinnen, — aber der Ostwind tobte zu stark und machte eine Ausfahrt aus dem Hafen unmöglich. Die Atmosphäre von Bonifacio ist fast immer bewegt; die Leute sagen, man könne darauf rechnen, dass es in der Woche nur einen windstillen Tag gebe. Diese Stürme müssen alle Wolken von der Umgegend vertreiben, denn Regen gibt es sehr wenig; sogar in dem für Corsica ungewöhnlich feuchten Winter waren die Niederschläge selten. I. J. 1882 hatten sie nur 3 Regentage.

Es ist das ein grosses Unglück für die Landwirtschaft, denn der Boden trocknet vollkommen aus und es erfolgten

während mehrerer Jahre Missernten. Die Bonifacier sind als das religiöseste, fleissigste Volk auf der Insel bekannt. Sie haben das steinige, unfruchtbare Erdreich, welches die Stadt umgibt, in ein wahres Paradies umgewandelt. Dort grünt im Sommer die Rebe und die Olivenbäume sind so prachtvoll, dass sie den berühmten der Balagna als würdige Nebenbuhler an die Seite gestellt werden. Früher lieferte die Umgegend einen ausgezeichneten Wein, aber, wie der Friedensrichter uns sagte, ist in den letzten Jahren die Traubenkrankheit sehr stark aufgetreten und hat manche schöne Hoffnung vernichtet.

Dort werden die Aecker 3 Jahre bebaut und bleiben dann oft bis zu 9 Jahre liegen. Die 3000 Einwoher enthaltende Stadt ist an Wochentagen fast verödet, man sieht nur alte Leute und Kinder; alles zieht auf das Land hinaus, um die Weinberge, die Felder etc. zu bestellen.

Nicht allein fleissig sind die Bonifacier, sondern auch ausserordentlich friedfertig, einen erfreulichen Gegensatz mit ihren Nachbarn, den Bewohnern von Sartene bildend. Der frühere Friedensrichter bekleidete während 33 Jahren sein Amt und in der langen Zeit kam nur ein Mord vor. Die Vendetta war unbekannt. Der Polizeikommissär, welcher in dem kleinen Gasthause an der table d'hôte ass, erzählte uns, dass sein Amt ihm gar wenig Mühe verursache, er könne meistens den ganzen Tag spazieren gehen, denn Diebstähle oder andere Verbrechen seien fast unerhört. Welcher Unterschied mit Sartene, wo das Gericht, obgleich dessen Personal verstärkt worden ist, kaum die Arbeitslast zu bewältigen vermag.

Im vorhergehenden Winter kam ein Vendettamord vor und zum grössten Erstaunen aller verübte ihn ein Bonifacier, aus Rachsucht seinen Mitbürger, einen der besten, ausgezeichnetsten Männer, einen Familienvater, meuchlings erschiessend. Als Bandit irrte nun der Mörder in den benachbarten Bergen herum, denn man hatte bis dahin seiner nicht habhaft werden können.

Die Stadt blieb im Laufe der Jahrhunderte den Genuesern immer treu, im Gegensatz zu Sartene, welches stets den Patrioten ergeben war. Dafür erhielt aber auch Bonifacio die grössten Privilegien. Aeusserst interessant ist es, die Berichte über die vielen Belagerungen zu lesen, wo die Einwohner der Stadt eine Tapferkeit, eine Ausdauer, eine Opferwilligkeit an den Tag legten, welche beinahe ans Unglaubliche grenzen und zu dem Grossartigsten gehören, was die Geschichte aufzuweisen hat.

Das Innere der Stadt ist nicht so anziehend, wie der Anblick des Aeusseren es erwarten lässt, aber ungemein interessant ein Spaziergang durch die engen, äusserst schmutzigen Gassen. Viele, Ruinen ähnliche Häuser stammen von den Pisanern, den Genuesern her und damals war alles darauf berechnet, innerhalb der Festung, auf der felsigen Unterlage, den kleinsten Raum auszunützen. Die Gebäude sind sehr schmal und hoch, die Leitertreppen furchtbar steil. Ueber den Hausthüren erkennt man noch deutlich die pisanischen und genuesischen Wappen; man meint sich in das Mittelalter zurückversetzt, indem man sich umblickt. So steil, eng und winklich sind die Gassen, dass kein Wagen durchfahren kann. Bis an den Rand des Felsens stehen die Gebäude; unmittelbar blickt man von dort in das Meer hinunter

und hinüber nach der Meerenge von Bonifacio nach Sardinien.

Drei besuchenswerte Kirchen enthält die Stadt. Die Kathedrale Santa Maria Maggiore ist von pisanischer Architektur; ehemals bildeten deren Hallen den Spaziergang der Bonifacier. San Domenico gehörte einst den Templern und ist von gothischer Bauart; sie soll, neben der Ruine der Kathedrale zu Mariani, die schönste Kirche Corsicas sein; das Aeussere ist aber sehr einfach. Die dritte Kirche, San Francesco, enthält die einzige Quelle von Bonifacio, welche aber, wie man behauptet, unbedeutend sein soll.

Was das Wasser anbetrifft, ist es in der Stadt schlecht bestellt, die Cisternen ausgenommen, welche Regenwasser liefern, bleiben die Einwohner auf den artessichen Brunnen angewiesen. Man durchbohrte nämlich den Felsen 60 Meter tief und fand eine Quelle auf dem Niveau des Meeres; diese soll aber nicht gut sein, da sie, wie es sich erwarten lässt, mit Seewasser vermischt, salzig schmeckt. Die Wendeltreppe, welche hinunterführt, ist sehr steil.

An einer Ecke des Marktplatzes erhebt sich das Haus, wo Kaiser Karl V. einst zwei Tage und eine Nacht zubrachte. Die Einfassung der Thüren aus weissem Marmor und mit Bildhauerarbeiten bedeckt, die Wappenschilder geben dem Gebäude etwas Stattliches, und zeigen, dass es einst einer wohlhabenden angesehenen Familie gehört haben müsse. Der damalige Besitzer, Cataccioli genannt, erkannte Karl V. als dieser, durch einen Sturm vertrieben, in dem unfern gelegenen Golfe Santa Manza landete. Er lud den Kaiser ein ihn nach Bonifacio zu begleiten und bat denselben das prächtige Pferd zu besteigen, auf welchem er selbst

hergeritten war. Als Karl V. zuletzt am Hafen von seinem Wirte, sich herzlich für die empfangene Gastfreundschaft bedankend, Abschied genommen und an Bord seines Schiffes zurückgegeben hatte, erschoss Cataccioli das Pferd, welches den Fürsten getragen: „nachdem der Kaiser darauf geritten, sei keiner mehr würdig es zu besteigen“ meinte er.

Napoleon I. brachte als Jüngling 8 Monate in Bonifacio zu, während welcher Zeit er den Turm der Insel Maddalena, in der Nähe Sardiniens gelegen, erstürmte. Er bewohnte damals eine sehr kleine über einem Bogen in der Nähe der jetzigen Kaserne und der Gendarmerie gelegene Stube. Die Wände derselben sind einfach mit Kalk übertüncht und das Gemach hat nur ein Fenster.

Wunderbar ist die Treppe, welche von der Höhe des senkrechten Felsens ins Meer herunterführt; sie hat vom Volke den Namen: „Escalier du roi d'Aragon“ erhalten. Während der Belagerung, heisst es, habe der König Alfonso, unbemerkt von der Besatzung, diese Stufen in dem Felsen aushauen lassen, um, da eine Erstürmung der Stadt bei der starken Lage und dem Heldenmut der Einwohner misslungen war, durch List Bonifacio zu nehmen. Bis beinahe zur Festung empor war man auf diese Weise schon gelangt, als die Arbeit entdeckt und verhindert wurde. Heutigen Tages zweifelt man aber daran, dass jene Treppe dieser Thatsache ihre Entstehung verdanke.

Beugt man sich über das Geländer vor, so blickt man unmittelbar in die Fluten hinunter, wo die Wellen sich schäumend an dem Gestein brechen, hoch aufspritzend, — eine schwindelnde Tiefe. Nicht wie jetzt, war in früheren Jahrhunderten die Treppe dem Tages-

lichte teilweise eröffnet, sie führte durch den Felsen hindurch, so dass man sich der Fackeln und Windlichter bedienen musste, um seinen Weg hinabfinden zu können.

Die Legende hat sich dieser seltsamen, aus 164 Stufen bestehenden Treppe bemächtigt und erklärt sie als Werk des San Francesco, der bei seinen vielen Reisen auch Bonifacio besucht haben soll. In einer Nacht vollendete er die Aufgabe, jedenfalls eine tüchtige Arbeit. Man glaubt, dass die Treppe aus den Felsen herausgehauen wurde, damit man der Besatzung auf diesem Wege, vom Feinde ungesehen und unbehindert, Lebensmittel zuführen könnte.

Nachmittags begleitete uns der Friedensrichter nach der Einsiedelei Santa Trinità, 6 Kilometer von der Stadt entfernt: eine Strecke weit auf der Strasse nach Sartene entlang und dann ungefähr zehn Minuten auf einem steilen, schlechten Wege den Hang hinauf, wo man aussteigen und zu Fuss gehen muss. Ausserordentlich wild ist die Gegend; in den seltsamsten Formen ragen die kahlen Felsen empor, aufeinander getürmt, die obersten Blöcke oft so weit vorragend, dass man meint, sie müssten herabstürzen, Höhlen, Thorwege, Bögen bildend.

Ueberall hat sich der Makis festgesetzt; der letzte heftige Regen wirkte Wunder, das Gesträuch begann zum Leben zu erwachen und erfüllte die Luft mit seinem Wohlgeruch. Der Cystus hatte unzählige Knospen angesetzt, der Arbutus (Erdbeerbaum) war über und über mit Blüten bedeckt, wie der Rosmarin schon den ganzen Winter. Dort blühten die Myrten in unbeschreiblicher Fülle, es gab nicht Knospen allein, sondern an den hohen Gesträuchen zeigten sich überall offene Blumen,

das Schneeweise reizend rot gefleckt. Inmitten des wunderbaren Felsenmeeres steht die kleine Kirche und die Wohnung des Eremiten; um dieselben herum eine ziemlich ebene Fläche, neben welcher die Kalkmassen jäh emporragen, die enormen Blöcke aufgeschichtet liegen.

Anfangs Mai und im September sind hier grosse Feste, zu denen wenigstens zwei Drittel der Einwohnerschaft Bonifacios und viele Leute von Porto Vecchio herbeiziehen. Sie erbauen sich aus dem Makis Lauben und belustigen sich nach dem Gottesdienste im Freien. Ein Zimmer kann der Einsiedler denen zur Verfügung stellen, welche früh genug kommen, um es zu erobern. In der Kirche sind viele Votivtafeln, aus Dankbarkeit für Errettung von Schiffbruch gestiftet, deren manche gar seltsame Bilder darstellen.

Mühsam zwischen dem Gestein emporklimmend, gelangt man endlich zur Grotte, wo ein Bandit sich während langer Jahre aufhielt. Kein Mensch wusste, was aus ihm geworden sei; endlich entdeckten Gendarmen seine Zufluchtsstätte und er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt.

Von la Trinité ist die Aussicht nach Bonifacio sehr schön, die seltsame Lage der Stadt macht sich aber nicht geltend, denn man meint, sie liege in einer von den hinteren Gebirgen ausgehenden Ebene und erkennt nicht, wie hoch die Felsenunterlage vom Meere aufsteigt.

Links von Bonifacio, auf gleicher Höhe wie dieses nach Osten zu, zeigen sich „le Sémaphore“ und der Leuchtturm des Pertusato, beide südlicher als Bonifacio gelegen; also ist die Behauptung falsch, welche oft aufgestellt worden, nämlich dass die Stadt an der äussersten

Südspitze der Insel gelegen sei. Daneben sieht man in der Ferne die Insel Maddalena; darüber hinaus Caprera, das Eigentum der Familie Garibaldi. Sardinien hatte sich für uns leider verschleiert, aber wir konnten den Turm auf dem Vorgebirge la Testa erkennen.

Bei klarem Wetter sieht man von Bonifacio aus deutlich die Häuser der Städte und Dörfer. Die Meerenge gleichen Namens ist wegen der manchmal entsetzlichen Stürme für die Schiffe sehr gefährlich. Während des Krimkrieges ging dort das französische Kriegsschiff „Semillante“ mit 830 Mann Besatzung verloren. Einige Matrosen hatten es versucht, bis an die Felsen unterhalb Bonifacio zu schwimmen. Sie klammerten sich verzweiflungsvoll an das jäh emporsteigende Kalkgestein an, wurden aber durch das hochgehende Meer immer wieder zurückgeschleudert. In ihrer Todesangst packten sie endlich den Felsen mit solcher Gewalt, dass, als die Leichen entdeckt wurden, man die Hände nicht loslösen konnte und die Arme abhauen musste, um die Unglücklichen begraben zu können.

Der Verkehr zwischen Bonifacio und Sardinien ist ein sehr unsicherer. Es kommt vor, dass man auf Sardinien, wegen eintretenden ungünstigen Windes, 8 ja 10 Tage verweilen muss, ehe man nach Bonifacio zurückkehren kann, während bei günstigem Winde die gegenüberliegende Küste in einer halben Stunde erreicht wird.

Die Stürme erheben sich so rasch und mit solcher Gewalt, dass sie den Reisenden in die grösste Gefahr versetzen.

Morgens am zweiten Tage unseres Aufenthaltes liess der Friedensrichter uns sagen, dass das Wetter für eine

Bootfahrt günstig sei. Mit wahrhaft rührender Liebenswürdigkeit war er zu sehr frühen Stunde aufgestanden, um zu forschen, ob unser Wunsch, die Grotten und die Stadt vom Meere aus zu sehen, erfüllt werden könne.

Zwei Wege verbinden Bonifacio und die kleine Marina. Die prachtvolle Fahrstrasse wurde vor ungefähr 20 Jahren angelegt, auf ihr erreicht man über zwei Zugbrücken und durch eben so viele Thore die Stadt. Sie ist mit unglaublicher Kühnheit aus dem Felsen herausgehauen, und bietet prachtvolle Blicke auf die Meerenge, Sardinien und die kleineren Inseln. Hauptsächlich schön ist die Aussicht von der Kapelle San Rocco, unweit des äussersten Thores gelegen; hier sei, behauptet man, zur Zeit der Pest das letzte Opfer hingefallen und man errichtete deswegen das Heiligtum aus Dankbarkeit.

Der Fusspfad taucht jäh in die Tiefe; in früheren Zeiten bildete er die einzige Kommunikation zwischen der Stadt und der Marina. Diese ist zu Füssen der aus dem Hafen aufstrebenden Felsen gebaut, welche mit Festungsmauern umgeben sind. Von dieser Seite ist der Anblick Bonifacios schon seltsam und ausserordentlich fesselnd, aber vom Meere aus bietet die Stadt ein so eigentümliches Bild, dass trotz der kühnsten Erwartungen man sich davon überwältigt fühlt.

Der Hafen, welcher so geschützt ist, dass man ihn den sichersten der Welt nennt, wird durch einen Arm des Meeres gebildet, dessen Bett in die Kalkfelsen hineingeschnitten ist; zu beiden Seiten ragen die natürlichen Mauern empor, wenn auch nicht so schroff wie vom Meere aus. In den nach Westen sich abzweigenden

beiden Meeresarmen werden im Sommer Seebäder genommen. Von der Ausmündung jener, der Stadt nächstgelegenen Abzweigung, wurde in früheren Zeiten bis zum jenseitigen Ufer des Hafens eine Kette gezogen, um es den Seeräubern unmöglich zu machen, mit ihren Schiffen einzudringen.

Seltsam ausgewaschen und verwittert sind am südlichen Ende Corsicas die weissen Kalkfelsen. Man behauptet, dass der sehr hoch emporgespritzte Schaum durch sein Salz zersetzend einwirke, sodass allmählich das Gestein und die Sandschichten zerbröckeln. Ob diese Annahme richtig ist, bleibt dahingestellt, denn auf der Fahrt nach Bonifacio passiert man eine Schlucht, in welcher sich infolge gleicher Verwitterung tiefe Höhlen, Rinnen und Zerklüftungen gebildet haben, ohne dass das Meer hier irgendwie einwirkt.

Le Tron St. Barthèlemi ist innerhalb des Hafens gelegen. Die Grotte öffnet sich im Gestein, unterhalb der Festungsmauern. Der Eingang ist sehr schmal und beschwerlich. Vor 3 Jahren wurde in derselben ein Mord verübt; ein Neapolitaner lockte seinen Landsmann hierher und erschlug denselben aus Brodneid. Die Leiche wurde im Wasser gefunden.

An der Ausfahrt des Hafens erhebt sich links der Timone, rechts ist an dem Felsen ein kleiner Leuchtturm angebracht, welcher la Madonetta heisst, weil oben am Turme ein Madonnenbildnis sich befindet. Il Timone hat davon seinen Namen erhalten, dass durch Verwitterung ein deutliches Steuerruder an der Spitze des Felsens entstanden ist. Lange, breite Risse, sowie herabgestürzte Kalkmassen lassen die ausserordentlich starke Verwitterung

des Gesteins erkennen. Ueber der erwähnten Grotte befindet sich das Kloster der Franziskaner, nach welchem sie benannt ist.

Die Grotte selbst gleicht einer Riesennische in der hohen, weissen Wand; an der Decke zeigen sich in dichten Franzen Stalaktiten. Auf dem Grunde des klaren, kristallhellen Wassers sieht man überall zwischen den Steinen die kleinen Seeigel (oursins). Sie werden gefangen und gespalten; sie enthalten eine dunkelgelbe, gallertartige Masse, welche als ein grosser Leckerbissen roh verzehrt wird.

Um die zwei anderen und schönsten Grotten zu besuchen, muss man in das offene Meer hinausrudern, wo dieselben sich rechts in den schroff aufstrebenden Felsen befinden. Das Meer war immer noch aufgereggt, obgleich der Wind nachgelassen hatte, und unser Nachen wurde tüchtig auf den Wellen geschaukelt. Nachdem man eine mit Stalaktiten reich besetzte Vorhalle passiert, gelangt man durch ein langes, niedriges, dunkles Portal in die Sdragonata, die herrlichste der Grotten. Stumm, regungslos sassen wir lange da, unfähig auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen, indem wir uns umblickten; tiefe Ehrfurcht ergreift die Seele bei diesem Beweise der Macht und Grösse Gottes. Welche Menschenkunst, auch die schönste, erhabenste, könnte sich mit diesem Wunderwerke messen. Wie eine gothische Halle erhebt die Grotte sich zu schwindelnder Höhe, oben eine längliche Oeffnung lassend, wo, wie bei dem Pantheon in Rom, der Himmel blau und strahlend hereinblickt. An den schmälern Stellen haben Bäume Wurzel gefasst, und beugen sich vornüber, als wollten sie die Wunder schauen, welche in der Tiefe, im Herzen der

Kalkmassen, sich offenbaren. Das Wasser ist so klar, dass man jeden Stein am Boden erblickt, obgleich, wie unsere Schiffer sagten, die Tiefe 10 bis 12 Fuss beträgt. Und wie da unten alles funkelt und leuchtet, als hätten die Meergötter ihre Schätze, ihre Edelsteine aufgehäuft. Da sieht man Felsstücke, den köstlichsten, lichtesten Smaragden gleich; daneben blitzt es tief rot, als lägen Riesenrubinen aufeinander geschichtet; weiterhin schimmert es veilchenblau. Ringsum, meint man, seien die Felsen am Rande des Wassers mit dunklem Amethyst besetzt, daneben glaubt man in der Tiefe enorme Türkisen zu sehen. Das ist ein magischer Wechsel der Farben, dessen gewaltigen Eindruck man nur begreift, wenn man das Bild selbst sieht.

In dem hohen Gewölbe flogen wilde Tauben unruhig hin und her; sie haben dort ihre Nester gebaut und halten sich im Sommer zu Hunderten hier auf, wo ihnen von den Jägern eifrig nachgestellt wird.

In der heissen Jahreszeit bietet diese Grotte herrlichen, kühlen Aufenthalt. Grosse Gesellschaften kommen von Bonifacio hierher und tummeln sich tagsüber auf dem Gestein, welches sich über dem Wasser erhebt. Beobachtet man den Rand der oberen Oeffnung genau, so findet man einen getreuen Umriss der Insel; rechts die östliche Küste, geradlinig, mit nur geringen Abweichungen, links sind die vielen Buchten der Westküste abgezeichnet.

In diese Grotte soll dann und wann ein Seekalb sich verirren. Wie man auf Corsica behauptet, gefährden diese Tiere die Weinberge, indem sie nachts ans Land kriechen und die Trauben, welche sie leidenschaftlich lieben, verzehren.

Es wurde uns schwer die Grotte zu verlassen, kommt es einem doch vor, als habe eine Feengeschichte der

Kindheit sich plötzlich verwirklicht, als sei man in ein Märchenreich gelangt, es einem vergönnt worden zu schauen, was sonst vor Menschengen sorgfältig verborgen bleibt. Alles was die Insel anbetrifft ist seltsam, das Seltsamste aber, dass die Kunde von dieser Grotte nicht mehr in die Aussenwelt gedrungen. Corsica scheint wirklich bis jetzt, dem Dornröschen gleich, von einem Banne umgeben gewesen zu sein; nur wenigen Glücklichen ward es vergönnt hindurchzudringen und diesen verbot man es streng, von dem was sie sahen, zu plaudern.

Wir besuchten jetzt die Camere, mehrere niedrige Grotten; die Einfahrt war wegen des unruhigen Meeres etwas schwierig. Wir stiegen aus, um ins Innere zu dringen. Auch dort leuchtete es seltsam verschiedenfarbig, wo ein Lichtstrahl hindrang. Hier ist es nicht so hell wie in der Sdragonata; es herrscht ein magisches Halbdunkel, und die Phantasie glaubt in jeder Ecke Berggeister hin und her huschen zu sehen, ängstlich besorgt den Eintritt Unbefugter zu wehren. Laut donnern draussen die Fluten an das Gestein, tobend Einlass begehrend, und von der Tiefe scheint ein Echo zu antworten, als ob die Wassergeister unten grollend ihre Einwilligung verweigerten.

„Da ist das Bad der Venus“, erklärte unser Gefährte. Der Name könnte nicht bezeichnender sein: in den hellen Felsen haben die Wellen eine schöne Vertiefung ausgehöhlt, wo klar wie Krystall das Wasser der Badenden harrt.

Als wir die Camere verliessen, lautete der Befehl: „Jetzt an dem Hafen vorbei, damit die Herrschaften Bonifacio vom Meere aus sehen!“ An dem Faro della Madonetta ging es vorüber, dann am Timone. Die ganze

Südküste von Corsica ragt sechzig Meter aus dem Meere empor. In dieses Gestein bauen wilde Tauben, Raben und andere Vögel ihre Nester; unaufhörlich schweben sie mit den Möwen um die Wette, vor den senkrechten Mauern hin und her. Dort unten haben sich Stalaktiten in grosser Menge angesetzt.

Wir fuhren an der sogenannten Treppe des Königs von Aragonien vorüber, die fast kerzengerade emporsteigt. „Herunter geht es leicht“, sagte der Friedensrichter lachend, „aber die hohen Stufen hinauf zu klettern ist ein unbeschreibliches Mühsal.“

Als unterhalb der Stadt die Schiffer mit Rudern innehielten und wir zu der steilen Höhe emporblickten, schwindelte uns der Kopf und wir wandten uns schauernd ab. Bis an den äussersten Rand der 60 Meter über dem Niveau des Meeres sich erhebenden Kalkmassen sind die Festungsmauern und die Häuser gebaut, diese eben so hell wie jene, da sie aus demselben Material errichtet sind. Nach unten ist das Gestein im Laufe der Zeiten verwittert und in grossen Massen herabgefallen: die ungeheueren Blöcke sieht man im Wasser liegen. Die Unterlage der Stadt ragt, einem Simse gleich, weit vor, und man fragt sich, wie lange es währen kann bis sie auch mit den menschlichen Wohnungen in die Tiefe stürzen wird? Dass es geschieht, ist sicher, ebenso wie es bei der, von den Franziskanern unter ihrem Kloster ausgehauenen und ans Meer führenden Treppe schon vorgekommen und beim Timone in kurzem vorkommen muss. Unter manchen Häusern scheint ein Block mit dem Hauptfelsen nur lose verbunden in der Luft zu schweben.

Wendet man sich um, dann zeigt sich lang ausgestreckt Sardinien; von hier aus kommt es einem vor, als sei jene Insel mit Corsica verbunden, wie es in Urzeiten der Fall gewesen sein soll. Die Atmosphäre war klarer, man erkannte die Häuser von Castel Sardo und Porto Torres; dieser ist der Hafen, wo alle Dampfboote landen und von wo man auf der Eisenbahn nach Sassari weiterfährt. Den Turm des Capo della Testa erkannten wir auch. Mit einem guten Fernrohr soll man vom Leuchtturm des Pertusato Kap sogar die Menschen in den nächsten sardinischen Ortschaften erkennen: — das heisst, man merkt an der Gestalt und den Bewegungen, dass es Menschen sind.

Wo in Bonifacio die Häuser aufhören und die Festungsmauer unweit der Kaserne beginnt, stand einst ein betrunkenener Soldat. Er war hinaufgeklettert, und indem er sich vorbeugte, verlor er das Gleichgewicht und fiel in die schauerliche Tiefe. Einige Kameraden hatten es bemerkt und eilten den jähren Pfad hinab, welcher ins Meer führt; dort ruderten sie in einem Kahne an die Stelle, vollständig überzeugt, dass sie nur den furchtbar verstümmelten, zerschmetterten Leichnam des Unglücklichen finden würden. Zu ihrem namenlosen Erstaunen sahen sie aber den Soldaten wohlgenut auf einem Felsen sitzend: er war ins Meer gestürzt und wusste nicht, plötzlich durch das kalte Bad nüchtern gemacht, wie ihm geschehen sei. An dem einen Fuss hatte er sich nur die Haut etwas aufgeritzt, sonst keinen Schaden genommen. Als er in die Kaserne zurückkehrte, verurteilte ihn sein Hauptmann zu einer Woche Arrest.

Gern hätten wir von Bonifacio aus den Semaphore und in dem Leuchtturm des Pertusato, — sogenannt, weil die Felsen durchlöchert sind, — den südlichsten Bewohner der Insel besucht, von dort aus Sardinien, sowie die vielen Inseln und Klippen in der Meerenge von nächster Nähe gesehen, aber es stürmte oder regnete während unseres Aufenthaltes unaufhörlich, so dass wir auf diese Tour verzichten mussten, da die Benutzung eines Wagens ausgeschlossen ist.

Da die Tour über Porto Vecchio, Solenzara, den Bavella-Wald nach Santa Lucia und Sartene bei dieser Jahreszeit, besonders in dem ungewöhnlich ungünstigen Winter, unmöglich war, wollten wir wenigstens von hier aus Porto Vecchio besuchen. Die Leute behaupteten, dass man morgens dahinfahren und abends nach Bonifacio zurückkehren könne; der Kutscher versicherte uns aber, dass 54 Kilometer für die Pferde zu viel sei, da dieselben uns an dem darauffolgenden Tage nach Sartene bringen sollten. Der Friedensrichter hatte einem Verwandten, welcher sich seit einiger Zeit in Porto Vecchio aufhielt, unser Vorhaben mitgeteilt und ihn gebeten, uns in jeder Weise behilflich zu sein. Ueberdies war von Monsieur de Casabianca der Arzt jener Gemeinde als unser Führer bestimmt worden: — beide Herren wechselten darin ab, uns jede Freundlichkeit zu erweisen.

Das Wirtshaus des Amis von Porto Vecchio machte auf uns einen keineswegs einladenden Eindruck. Sein Aeusseres sowohl wie die innere Einrichtung konnten sich nicht mit manchen Fuhrmannsherbergen der Heimat messen. Die Stelle der Sprungfedermatratze verrichtete wie fast allenthalben der mit Maishülsen gefüllte Strohsack, über den eine

dünne, kaum erwähnenswerte Rosshaarmatratze gebreitet war. Nur mit Mühe und Not erhielten wir frische Betttücher. Die Fensterscheiben waren vielfach zerbrochen oder sie fehlten ganz.

Mit der Reinlichkeit und speziell mit dem Waschen konnten sich die Leute nicht befreunden, sie fürchten sich durch das letztere Rheumatismus, Lungenentzündung und dergleichen zuzuziehen. Als Waschbecken dienen Gefässe, welche den beim Theetrinken benutzten Spülnapfen auffallend ähnlich sind.

Zu unserer Freude stand das Essen im Gegensatz zu der Wohnung. Es gab, obgleich die Jagd auf dieselben verboten war, Feldhühner, Amseln, Schnepfen etc. und zum Dessert wurde meistens Broccio, der gute Ziegenkäse und aus diesem bereiteter Kuchen gereicht.

Porto Vecchio ist auf Porphyrfelsen hoch und sehr anmutig gelegen und dadurch vor der Malaria erzeugenden giftigen Luft, welche den von der Flussmündung gebildeten Morästen entsteigt, einigermaßen geschützt. In früheren Jahren zog fast die ganze Einwohnerschaft zu Anfang des Sommers auf die Berge und die Stadt war wie ausgestorben. Während des letzten Jahrzehntes blieben die Meisten unten, obwohl sie das Fieber, welches erfolgreich mit Chinin bekämpft wird, nicht verschont.

Der Golf von Porto Vecchio, der einzige natürliche an der Ostküste, ist sehr gross und vollständig von Bergen umschlossen. Die Oeffnung, 5 Kilometer breit, erscheint vom Lande gesehen klein, ja, sie verschwindet an einigen Stellen vollständig, so dass man meint einen Landsee mit grünen, reichbewaldeten, gebirgigen Ufern vor sich zu haben; — ein gar liebliches, freundliches Bild. Kein

Wunder, dass die Vereinigten Staaten von Amerika den Wunsch hegten, diesen Golf und die Stadt als Marinestation im Mittelmeere zu gewinnen; die französische Regierung liess sich aber um keinen Preis dazu überreden. Den Einwohnern von Porto Vecchio wäre die Besitzergreifung der Amerikaner nicht unlieb gewesen: „Sie hätten ein paar Millionen anlegen können, um unseren Golf zu dem grössten und besten Hafen des Mittelmeeres umzugestalten“, sagen sie; „Italien so nahe, würde der ganze Handel dieser Insel sich hierher gezogen und uns grosse Reichtümer eingetragen haben.“

Schöne Korkeichen bedecken die Umgegend der Stadt, Olivenbäume und Weinberge zeigen sich nach allen Richtungen. Der Doktor begleitete uns im Wagen, da er uns die prachtvollen Waldungen zeigen wollte, welche sich in der 5 Kilometer breiten Ebene bis an die Berge ausdehnen. Diese boten sich uns tiefblau dar, wie ein verdichteter Widerschein des wolkenlosen Himmels.

Alle 5 oder 7 Jahre werden die Stämme der Korkeichen geschält. Zwischen den Bäumen, welche nicht dicht stehen, wächst meistens hoher Makis, der den kostbaren Stämmen Schutz gewährt. Diese Waldungen gehören nicht der Gemeinde von Porto Vecchio, welche sehr arm sein soll, sondern sind im Besitze von Privatleuten und tragen denselben grosse Summen ein. Der Wert dieser Wälder steigt fortwährend.

In Porto Vecchio und der Umgegend floriert die Vendetta.

Ein Steuereinnnehmer, welcher von Zeit zu Zeit das Land durchziehen musste, um die rückständigen Abgaben für die Regierung einzutreiben, erzählte, dass er seines

Lebens nicht sicher sei. Einst schlug ein Bauer halsstarrig ab, die Schuld zu bezahlen und zerriss den Steuerzettel. Ringsum standen des aufsässigen Mannes Freunde, jeder die Flinte in der Hand, bereit eine Kugel bei der kleinsten Herausforderung auf den Regierungsbeamten abzuschliessen. Wenn dieser nicht ein sehr besonnener Mann gewesen und während der ihm angethanen Beleidigung die geringste Empfindlichkeit gezeigt hätte, wäre es um ihn geschehen gewesen. Dass dieses keine unnütze Befürchtung sei, zeigte sich kurze Zeit darauf, wo jener Bauer seinen eigenen Bruder, einer kleinen Meinungsverschiedenheit wegen in aufloderndem Jähzorn erschoss.

Ein Dorf gibt es in der Umgegend, wo die Einwohnerschaft in zwei feindliche Parteien geteilt ist, die sich gegenseitig auflauern. Da kann es wohl geschehen, dass man sich in der Person versieht und ein Unbeteiligter erschossen wird. Dem Vater des Steuereinnehmers, welcher das gleiche Amt bekleidete, wäre es einige Male beinahe so ergangen; irrtümlicher Weise für einen Feind gehalten, wurde er zum Glück nicht tödlich verwundet. „Deswegen ist es besser nicht in der Dunkelheit zu reisen“, sagte man uns auch hier.

Eine weitere Gefahr liegt darin, mit einer in der Vendetta begriffenen Person auszugehen, denn die Kugel, welche ihr zgedacht ist, könnte einen selbst erreichen . . . Und dieses Volk nennt sich religiös! . . . Der Bandit bekreuzigt sich fleissig, wenn er an den vielen Heiligenbildern vorübergeht; das hält ihn aber nicht davon ab, den nächsten Augenblick das Herz seines Todfeindes zu durchbohren. Wunderbar ist es, wenn man bedenkt, dass Bonifacio, wie ein gefeites Eiland in diesem

Meere von Rache und Verbrechen sich erhebt. Dort Friede, Ruhe und Wohlgefallen, hier Mord, Leidenschaft und wilder Hass. „Das kommt davon, weil die Bewohner von Bonifacio, Männer sowohl wie Frauen und Kinder, von Herzen gottesfürchtig und wahre Christen sind“, sagte uns ein Bewohner jener Stadt; „viele unserer Landleute würden höchst erbittert sein, wenn man ihnen Mangel an Religion vorwürfe, aber sie nehmen die Gebote unseres Heilandes nur in so weit an, als dieselben ihren Leidenschaften nicht widerstreben. Den Worten: „Liebet Eure Feinde“ verschliessen sie hartnäckig ihr Ohr. „Das vermögen wir nicht“, sagen sie, „dem Beleidiger nachzustellen, uns an demselben zu rächen, steckt einmal in unserem Blute.“ In Bonifacio wissen wir aber, dass wer ein Jünger Jesu Christi sein will, sich befleissigen muss, sich dessen Geist mehr und mehr anzueignen.“ Wir konnten nur ganz und gar mit dieser Ansicht übereinstimmen.

Ein grosses Unglück besteht darin, dass keine aus Corsen zusammengesetzte Jury die Banditen zu mehr als 5 Jahren Gefängnis verurteilen darf, denn damit würde jeder für sich und seine Familie das Todesurteil unterschreiben. „Erst wenn alle, welche einen Vendettamord begangen haben, nach Frankreich transportiert werden und vor französischen Gerichten sich verantworten müssen, ist eine Besserung in dieser Beziehung zu hoffen“, sagte man uns oft.

Was die Sprache der Bonifacier anbetrifft, ist dieselbe das reinste Patois, welches wir bis dahin antrafen, und ähnelt am meisten dem Italienischen; dort kostet es nicht die geringste Mühe sich verständlich zu machen, wenn man diese Sprache spricht.

Unser Kutscher wollte uns überreden, von Porto Vecchio aus die route forestière, la traverse genannt, zu benutzen und so Pianottoli auf kürzerer Strasse zu erreichen, anstatt den grossen Umweg über Bonifacio zu machen, aber die Leute rieten uns davon ab, da die letzten heftigen Regengüsse jenen Weg arg zugerichtet hätten und der Wagen im Kot stecken bleiben könnte. Der Vice-Recteur und der Inspekteur, welche hier die Schule besichtigt hatten, wagten es auch nicht, jene kürzere Strasse zu wählen, und verliessen zu gleicher Zeit mit uns Porto Vecchio.

Den Weg zwischen dieser Stadt und Bonifacio kann man in zwei, höchstens dritthalb Stunden zurücklegen, obgleich dann und wann eine Steigung kommt. Die Ostküste der Insel ist nicht so grossartig wie die Westküste, die Anhöhen sind niedriger; sie treten weiter vom Meere zurück und verlieren sich allmählich in eine Ebene, welche hin und wieder Erhebungen zeigt. Berg und Thal sind mit Vegetation überwuchert: schöne, saftige Weiden und tüppiger Makis, dazwischen viele Olivenbäume, welche sehr in die Höhe schiessen und ausgezeichnetes Holz aber wenig Früchte liefern. Ueberall ragen Kalkfelsen hervor. Die Ulmen wurden Mitte Februar schon grün. In den Wiesen und unter dem Makis war der Boden mit Crocus, Anemonen und Gänseblümchen dicht besetzt, ein gar bunt durchwirkter Teppich.

Als wir morgens an dem darauffolgenden Tage Bonifacio verliessen, stellte sich der Friedensrichter trotz der frühen Stunde ein; er wollte uns nicht ohne ein freundliches Abschiedswort ziehen lassen, und bis zum letzten Augenblick seine freundliche Fürsorge bekundend, brachte

er einen Empfehlungsbrief für seinen Schwager Monsieur Arrighi, Procureur de la République in Calvi und Sohn des noch lebenden Geschichtsschreibers, mit. Wir werden stets mit grosser Freude an jenen Aufenthalt in Bonifacio zurückdenken.

Der Weg von dieser Stadt nach Sartene ist viel anstrengender für die Pferde als die entgegengesetzte Richtung, denn er steigt fast fortwährend, und der letzte tropische Regen hatte den Boden sehr aufgeweicht, so dass die Räder des Wagens tief einsanken. An der Chaussee wurde fleissig gearbeitet, und die Dampfwalze that dabei vortreffliche Dienste, indem sie die frischgelegten Steine in die Erde presste. Es gereicht der französischen Regierung zum Lobe, dass sie für die Anlage von Strassen auf Corsica das möglichste geleistet hat; dieselben können sich kühn den besten deutschen an die Seite stellen.

Die beiden Kutscher — der Vice-Recteur nebst Familie hatte sich, nach Sartene zurückkehrend, uns angeschlossen — trieben die Pferde nahezu unbarmherzig an. Diese begannen endlich lustig zu traben, ihre Müdigkeit schien vergessen. „Sie sehen die Lichter von Sartene und wissen, dass der Stall nicht mehr fern ist,“ erklärte Dominique, unser Kutscher.

Die armen Tiere mussten einen Rasttag haben, und wir liessen es uns gern gefallen, denn in dem Hôtel du Commerce, wo wir wieder einkehrten, ist man gut aufgehoben. Schon der herrlichen Aussicht wegen ist dieses Gasthaus dem anderen vorzuziehen; von dem Gebäude fällt der Hang schroff ab und das ganze Thal, sowie die schönen Berge im Nordosten sind von den Fenstern aus

zu überschauen. Abend war der Sonnenuntergang prachtvoll, besonders die mit Schnee bedeckten Anhöhen leuchteten rosig. Die den Golf von Valinco umschliessenden Berge schimmerten veilchenblau, und darüber strahlte der Himmel orangefarben; das Meer spiegelte diese Glut wieder.

Der Wirt des Hôtel du Commerce beabsichtigte in den nächsten Tagen ein kleines Gasthaus in Bichisano anzufangen, was für Reisende eine weitere Annehmlichkeit sein wird.

In der Umgegend Sartenes findet man noch die Heidendenkmäler, die Menhirs und Dolmens, welche so oft in Sardinien vorkommen; das Volk nennt sie Stazzone del Diavolo oder Stantari. Wie uns der Sous-Prefêt sagte, sind die meisten schwer zu erreichen; sie befinden sich im Privatbesitz und liegen sehr versteckt. Diese Stazzone haben dadurch ihren Namen erhalten, dass die säulenartigen Steine einen Kreis einschliessen. Wenn man nach Santa Lucia de Tallano fährt, sieht man an der Brücke, welche über den Rizzanese führt, die Ueberreste eines solchen Denkmals; nur zwei Steine, ein grösserer und ein kleinerer, sind aufrecht geblieben.

Der Sous-Prefêt begleitete uns. Wir gingen an der Kaserne vorbei und erreichten fünf Totenkapellen, welche eine Gruppe bilden und an die eine der zwei Spitzen des Berges angebaut sind. Unten an dem steilen Hang ruhen amphitheatralisch die Häuser von Sartene. Hier erst gewinnt man einen vollen Eindruck von der malerischen Gegend. Pozzano und Abellara, jene einstigen Brutstätten der Vendetta, liegen versteckt und sind von hier aus nicht zu sehen; man zeigte uns später Pozzano,

als wir von Probriano nach Olmeto hinauffuhren, aber Abelara ist auch von dort aus nicht sichtbar.

Der Sous-Prefet deutete auf einen Turm, welcher zu der Zeit erbaut wurde, als die Einwohner der zwei Ortschaften sich befehdeten. Er war stark befestigt und diente der einen Partei als Zufluchtsstätte. Dann und wann zogen sie bis an die Zähne bewaffnet hinauf, um geborgen und zwanglos auf kurze Zeit ihr Leben geniessen zu können.

Von jener Zeit erzählt man folgende Begebenheit: ein Mitglied der einen Partei ging während des Winters auf die Berge und wurde dort von einem Schneesturm überrascht. Die Flocken waren so gross und fielen so rasch, dass bald der Pfad bedeckt und unkenntlich geworden war; so kam es, dass er sich verirrte, und als die Nacht herbeikam, sich unfern der Wohnung seines Erzfeindes befand.

Behertzt klopfte er an die Thüre: „Hier bin ich, wehrlos Euch preisgegeben!“ rief er, als sein Gegner und mehrere von dessen Sippe ihm entgegentraten; „dem Unwetter ausgesetzt, würde ich doch mein Leben verlieren, also ziehe ich es vor, durch Euere Hand den Todesstoss zu erhalten. Dadurch wird mir weniger Leiden bereitet.“

Die Feinde griffen nach ihren Flinten, ihre Züge strahlten, ihre Augen blitzten vor Freude; darauf hatten sie kaum zu hoffen gewagt, den Gehassten so leicht in ihre Macht zu bekommen, — nun konnten sie ihrer Rache Genüge thun.

„Haltet einen Augenblick inne!“ rief der Eindringling, „ehe Ihr von Eueren Waffen Gebrauch macht,

bedenkt, dass ich um Euere Gastfreundschaft bitte, und sogar dem Feinde gegenüber werdet Ihr dieselbe kaum verweigern.“

Die vorher so hämisch bewegten Züge glätteten sich, ein milder Ausdruck trat in ihre Augen und rasch wurden die Flinten beiseite gestellt. Was nur das Haus enthielt, setzten sie dem Gaste vor, keine Mühe war zu gross, um denselben zu ehren; man räumte ihm das beste Zimmer ein. Den nächsten Morgen gab die ganze Sippe dem das Geleite, welchem sie bis dahin Nacht und Tag aufgelauret hatten, damit er sicher zu den seinigen gelange, ihm unterwegs kein Unfall zustosse. Wären sich die beiden Parteien in nächster Stunde wieder begegnet, so hätten sie ohne Bedenken sich gegenseitig umgebracht.

Reizende Blicke gewährt der Weg von Sartene nach Santa Lucia, von welcher Seite man auch jene Stadt sieht, das Bild ist immer ein unendlich anziehendes, gar verschiedenes, aber immer schönes. Indem man der Tiefe zufährt, merkt man erst, wie hoch Sartene auf seinem Felsenhorst thront. Nach Bonifacio macht die Stadt einen recht ansehnlichen Eindruck.

Die Strasse führt das grüne Rizzanesethal hinauf und schlängelt sich dann zwischen den Bergen empor. Die 18 Kilometer legten wir in $2\frac{3}{4}$ Stunden zurück, obgleich die Steigung sehr stark ist.

Santa Lucia liegt unweit der Spitze auf einem hohen Berge, in drei Theilen sich hinziehend, einer immer höher als der andere. Jeder dieser Theile hat seinen Geistlichen und seinen Bürgermeister. Monsieur Bernardi, der Friedensrichter, welchen der Sous-Prefèt in Sartene uns als Führer erbeten, fand sich gleich ein und versah auf die

liebenswürdigste Weise sein Amt bei der Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten. Er geleitete uns an das Kloster. Im Jahre 1850 wurden die Mönche, wie man behauptet, aus Eifersucht der Priester, daraus verjagt, weil die Klosterbrüder alles Land der Umgegend allmählich als Eigentum erworben hatten und folglich an Macht und Einfluss immer zunahmen.

Das Kloster wurde durch die Tochter des Rinuccio gegründet, deren Leiche man in der Kirche beisetzte.

Ueber dem Grabe befindet sich ein liegender Stein, worauf sie abgebildet ist, einen Rosenkranz in den Händen haltend, an dem ein Geldbeutel hängt, als Zeichen ihrer Wohlthätigkeit.

Das einst stattliche Gebäude ist zu einer Ruine zerfallen, das Gotteshaus hat man aber in letzterer Zeit restauriert.

Hinter dem Kloster befindet sich eine Totenkapelle, bis vor kurzem die einzige Begräbnisstätte für Reiche und Arme von Santa Lucia di Tallano. In der Mitte des Bodens lässt sich ein viereckiger Stein, in welchem ein Ring befestigt ist, herausheben: da schleuderte man die Leichen hinein, ohne Sarg und ohne Bekleidung. Nun beginnen die begüterten Familien sich selbst Kapellen zu erbauen, oder kaufen sich im Makis ein Stück Erde.

Vor mehreren Jahren vermutete man, dass ein in der gemeinschaftlichen Grube schon seit vierzehn Tagen Ruhender vergiftet worden sei, und dem Dr. Casabianca, dem jetzigen Sous-Prefèt von Sartene, wurde die Aufgabe gestellt, den Leichnam zwischen den vielen anderen herauszusuchen zu lassen, denselben zu identifizieren und dann zu untersuchen. Das geschah, aber alle dabei

Betheiligten mussten das Unternehmen durch langes Kranksein büßen.

Uns erzählte ein Beamter, dass er als Kind mit seinen Kameraden oft vor einer solchen gemeinschaftlichen Totenkapelle gespielt habe. Einst beschlich die Knaben der Wunsch in die entsetzliche Grabstätte hinunterzuschauen. Sie entfernten den Stein, — und als Mann schauderte der Erzähler noch, als er des damaligen Anblicks gedachte. In ihrem Eifer zu entkommen, stiess ein Knabe den andern an, sodass dieser hineinfiel; jammervoll war des armen Kleinen Hilfesgeschrei, aber in ihrem panischen Schrecken wagte keiner im Laufen innezuhalten. Längere Zeit musste das Kind in der schauerlichen Grube bleiben, und schwebte nachher wochenlang am Rande des Grabes; weder die Eltern noch der Arzt glaubten an sein Aufkommen.

Wir stiegen den Hang höher hinauf, um Santa Lucia vollkommen überschauen zu können. Der Berg, auf dem das Dorf ruht, ist ringsum von emporstrebenden Anhöhen eingeschlossen, scheinbar von der Welt abgeschieden, denn hier kann man weder das Thal des Rizzanese, Sartene, noch das Meer sehen. Man muss eine ziemlich beträchtliche Strecke ausserhalb des Ortes spazieren, um eine Fernsicht zu gewinnen. Im Sommer wenn die unzähligen Obst-, die Kastanien-, und anderen Bäume, sowohl wie die Weinberge in ihrem Blätterschmucke prangen, soll diese Landschaft entzückend sein.

Nie wird auf die Erde eine gleiche Sorgfalt verwendet wie bei uns, und doch bringt sie die prachtvollsten Ernten hervor. Viele Olivenbäume gibt es in der Umgegend; der Kanton liefert bei einer guten Ernte 300 000 Liter Oel, wovon jedes mit einem Franc bezahlt wird; allein

in den letzten Jahren waren auch hier in Folge der Trockenheit vollkommene Missernten. Sehr malerisch sieht das sogenannte Gerten- oder Rutenkraut aus, an welchem die grossen federichten Blätter in hohen Büscheln von schön grüner Farbe wachsen. Die Pflanze hat dadurch ihren Namen erhalten, weil, wenn sie emporwächst, die rohrartigen Stiele als Strafwerkzeuge für unartige Kinder benutzt werden. Das Gertenkraut soll sehr giftig sein und im Falle des Genusses seitens der Tiere tödlich wirken.

Monsieur Bernardini zeigte uns jenseits des Thales, zu Füssen eines hohen Berges, Loreto di Tallano, wo die Vendetta, wie bei Porto Vecchio, noch in vollem Flore ist. Auf dem Platze dort stehen die Einwohner, einander gegenseitig auflauernd, eifrig bemüht die Gegner zu erschliessen. Zögernd, zitternd verlässt ein jeder sein Haus, welchen die Notwendigkeit zwingt ins Freie zu treten, denn den nächsten Augenblick schon kann er von der Kugel des Feindes getroffen, tot hinstürzen; — keine Minute sind sie ihres Lebens sicher, weil hinter jedem Baume das Verderben droht. Wenn ein Unbetheiligter aber an Loreto vorbeigeht oder -fährt, würde er nichts von diesem allem merken: höflich grüssen die Einwohner den Fremden, ihm herzlich gern Auskunft gebend, Dienste leistend, und ihn freundlich einladend, von ihrer Gastfreiheit Gebrauch zu machen. Diese ewigen Widersprüche in dem Charakter der Corsen befremden den Reisenden; sie sind ein Rätsel, welches er umsonst zu lösen versucht.

In Loreto war es, wo die Gendarmen und deren Gefangener mit zwei Schüssen niedergestreckt wurden.

Dort führt die Strasse von Santa Lucia di Tallano nach Zicavo vorüber; wenn wir das früher erfahren, hätten

wir diese Route wählen können, anstatt über Probriano, Olmeto und Bichisano jenen Ort und die Bäder von Guitera zu erreichen, aber bei dem Mangel eines Fremdenführers, konnte man nur durch Erfahrung lernen.

Infolge seiner hohen Berge eignet sich Santa Lucia vortrefflich zu einer Sommerstation. Die Hitze ist nie gross, das Wasser daselbst vorzüglich. Was die Unterkunft anbetrifft, war bis jetzt schlecht für die Reisenden gesorgt, denn das Gasthaus ist schmutzig und sehr unwohnlich. Monsieur Bernardini, seiner Vaterstadt treu ergeben, lässt aus eigenen Mitteln ein Hotel errichten und von dem Kontinente einen guten Wirt herkommen, damit derselbe die Gäste nicht allein aufnehmen, sondern auch zufriedenstellen kann. Das Gebäude ist fertig, aber bis jetzt, Dezember 1884, hat der Eigentümer noch keinen Wirt gefunden. Von dem neuen Gasthause wird man eine prachtvolle Aussicht über das äusserst malerische Thal geniessen. Hier ist der rechte Ort für die, welche des Getriebes der Welt müde, sich in Gottes herrlicher Natur und bei guten, schlichten Menschen ausruhen und erholen möchten. Auch ein Privathaus wird an Fremde vermietet.

Die Lebensmittel sind erstaunlich billig. Das Rindfleisch kostet, ohne Rücksicht auf welche Teile, 1 Franc 20 Centimes das Kilo, Hammelfleisch 1 Franc für das gleiche Gewicht, Hähne 1 Franc das Stück, die besten 1 Franc 50 Centimes. Für Forellen bezahlt man nur 65 Centimes das Pfund. Obst wird fast verschenkt, so gross ist der Ertrag jener unzähligen Bäume; Trauben kann man für fünf Centimes das Pfund kaufen, den ausgezeichneten, in weiten Kreisen rühmlich bekannten Wein für 30 bis 40 Centimes das Liter. Bei einer mittleren

Ernte liefert der Kanton 300 000 Liter. Ein Vetter des Herrn Bernardini legte vor einiger Zeit eine Pflanzung Cedrabäume an, deren Erfolg über alle Erwartungen ging, und es gewährt eine wahre Freude, sie gedeihen zu sehen. Alle Landwirte wollen seinem Beispiele folgen.

In der Umgegend von Santa Lucia wird der prachtvolle, nur auf dieser Insel vorkommende Granit Orbicularis gefunden. In den graublauen Steinen zeigen sich schwarz und weiss umränderte kreisförmige Flecken. In der Kapelle der Medici in Florenz wurde dieser kostbare Granit verwendet.

Als wir nach wenigen Stunden von Monsieur Bernardini Abschied nahmen, um nach Sartene zurückzukehren, überreichte er uns seine Karte: „Wenn Sie irgend welche Auskunft, oder sonst einen Dienst brauchen“, sagte er, „dann wenden Sie sich an diese Adresse; es wird zu jeder Zeit für mich die grösste Freude sein, Ihnen einen Gefallen zu thun.“

VIII.

Von Bichisano nach den Bädern von Guitera und Zicavo; von den Bädern von Guitera nach Santa Maria Ziché, Cauro, Bastelica und nach Ajaccio zurück.

Die Fahrt von Bichisano nach den Bädern von Guitera möge keiner versäumen, denn für den Naturfreund bietet sie eine fortgesetzte Reihe von herrlichen Landschafts-Bildern. Die Gegend ist ausserordentlich gebirgig; zwischen den Höhen stürzen laut rauschend Giessbäche dem Meere zu. Die engen, schluchtartigen Thäler sind mit immergrünem Laube ausgefüllt; Brücken verbinden die Hänge, kühn in einem Bogen den Raum überspannend. Sie sind ausserordentlich malerisch, aber auf den zu Schwindel geneigten Menschen macht es keinen angenehmen Eindruck, dass diese oft hoch über dem Wasser schwebenden Brücken nur mit einer Brustwehr versehen sind; an der anderen Seite fallen sie unmittelbar vom Rande ab. Man hat behauptet, dass die vielen mit Holz beladenen Wagen die eine Mauer allmählich zertrümmert, indem die hin und her schwingenden Stämme durch den starken Anprall die Steine hinunter geschleudert hätten, aber es scheint unglaublich, dass auf diese Weise an allen Stellen die Brustwehr

vollständig und immer an der gleichen Seite zerstört worden sein sollte.

Die Strasse macht grosse Biegungen und das Fahren auf derselben erscheint sehr gefahrvoll, da der Weg oft kaum so breit ist, dass zwei Wagen nebeneinander fahren oder sich ausweichen können, und manchmal fast senkrecht in die Tiefe abstürzt. Trotzdem bekundete unser Kutscher nicht die mindeste Bangigkeit, er fuhr vielmehr in schnellem Trabe dahin.

Reizend sind die Blicke von den Brücken, die Schluchten hinauf und hinunter, wo zwischen dem dichten, glänzenden Laube die Giessbäche, über enorme Steinblöcke fortstürzend, reizende Wasserfälle bilden. Der schönste von diesen ist unweit Mocca, wo das Wasser sich in einem grossen Strahl von dem hohen Felsen herunterwirft und, lange bevor es das Thal erreicht, in Schaum aufgeht. Was birgt diese Insel doch für Naturschönheiten, von denen keine Zunge spricht, und doch wären sie viel mehr des Anblicks wert, als manche weitgerühmte, starkbesuchte Punkte in anderen Ländern. Im Sommer muss diese Tour noch viel schöner sein, wenn die unzähligen Kastanienbäume belaubt sind.

Wir fuhren dem Monte Verde entgegen, immer höher hinauf, und glaubten uns schon den Schneespitzen nahe. Das Dorf Lerusi scheint ihnen zu Füssen angelehnt. Dort verlangte der Kutscher zwei Stunden Mittagsruhe für seine Pferde, und wir konnten den Monte Verde, welcher sich so glänzend gegen den tiefblauen Himmel abhob, nach Wohlgefallen betrachten. Drei Wolken hatten sich an die höchste Spitze gelagert, die einzigen in dem sonst wolkenlosen Himmel; sie bewegten sich nicht, denn kein

Lüftchen wehte. Die Sonne schien warm, wie bei uns im Mai oder sogar im Juni.

Wir spazierten dem Wagen voraus im Taravo-Thale, dem Monte Verde immer näher. In dem Dorfe lief alles zusammen, um uns anzustauen, denn in diese Gegend kommen selten Reisende, am seltensten Damen. Ein Mann blieb vor uns stehen und betrachtete uns forschend: „Das ist merkwürdig,“ sagte er endlich, „Sie haben gewiss ein schönes, behagliches Heim, warum gehen Sie in die weite Welt, setzen sich allen Gefahren, Unbequemlichkeiten aus, wo Sie es so viel besser haben könnten?“ und er schüttelte missbilligend das Haupt. Wir versuchten nicht einmal uns zu rechtfertigen, wir hätten ihn ja doch nicht überzeugen können: wo der Standpunkt, die Ansichten und Ziele des Lebens so verschieden sind, kann ein Mensch den anderen nicht verstehen. Indem wir weiterschritten und uns dann und wann umsahen, erblickten wir den Bauer, welcher immer noch stille stand, sein Haupt bedächtig wiegend: wir waren ihm offenbar ein unerklärliches Rätsel, unser Verfahren in seinen Augen ein bedenkliches, strafwürdiges.

Von Lerusi aus zeigt der Weg die gleichen schroffen Wendungen, indem er sich zwischen den Bergen hin- und herschlängelt.

Die Strecke von Bichisano bis zu den Bädern von Guitera beträgt 32 Kilometer, von denen man 21 bis Lerusi zurücklegt. Ueberall blickten dunkle, köstlich-duftende Veilchen an den Rainen und in den Wiesen zwischen den Halmen hervor: meistens in Gruppen, eines üppig über das andere sich drängend. Der letzte Regen hatte auch hier den Boden aufgeweicht, so dass der

Wagen bedenklich hin- und herwiegte, was bei dem schmalen Wege und den tiefen Abgründen ohne irgend welche Brustwehr keinen behaglichen Eindruck machte.

Indem man weiterfährt, wird das Thal immer enger, die Gegend wilder; das Gestein ragt zwischen der immergrünen Vegetation hervor, mit Farrenkräutern, Moos und Epheu bedeckt. Dort befindet sich eine Brücke, die in einem Bogen den Bach überspannt, welcher fünfzig Meter unterhalb vorbeirauscht; schauernd blickt man hinab in das zischende Wasser. Auch hier ist nur eine Mauer an der Brücke, und der Weg macht dort eine so scharfe Wendung, dass man meint, die Pferde müssten jenseits in die Tiefe hinabstürzen.

Die Bäder von Güitera liegen in dem unbeschreiblich malerischen Taravothale. „Wegen der Unterkunft dort brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen“, hatte Dominique, unser Kutscher gesagt, „da sind ja die berühmten, vielbesuchten Bäder, wohin von allen Weltgegenden Gäste während der Saison herbeiströmen!“ Wir dachten an unsere deutschen Kurorte und erwarteten grosse Dinge, glaubten uns geborgen.

Der Wagen blieb vor einem scheunenartigen, verkommen aussehenden Hause stehen. Wir blickten den Kutscher fragend an: „Müssen Sie Ihre Pferde dem Ziele so nahe noch einmal füttern?“ erkundigten wir uns in der Meinung, es sei ein Stallgebäude.

„Hier ist das Gasthaus“, antwortete Dominique.

Wir trauten unseren Ohren, unseren Augen nicht. Da glich doch der Albergo degli Amici in Porto Vecchio, trotzdem er so schlecht war, einem Palaste. Wie versteinert sassen wir da, und wagten nicht aus-

zusteigen: „Es gibt gewiss noch ein anderes Hotel?“ fragen wir.

„Keines ausser diesem, es ist das Badeetablissement.“

Tief aufseufzend liessen wir uns dazu bewegen den dunkeln Hausflur zu durchschreiten, die wackelige Leiter-
treppe ohne Geländer hinaufzusteigen. Auf den Zimmer-
böden lagen Zigarrenasche, Schwefelhölzchen, Pfropfen und
Staubflocken bunt durcheinander, — der Schmutz und
die Aufhäufungen eines halben Jahres; auf dem Lager
befanden sich noch die Betttücher des letzten Inhabers,
welcher im Herbst hier Genesung von seinen Leiden ge-
sucht hatte. Wir bestanden darauf das andere Wohnhaus
anzusehen, in der Hoffnung etwas Besseres zu finden, —
dort sind die Bäder; es schien ja unmöglich, dass in dem
weitgerühmten Kurorte man nicht befriedigendere Unter-
kunft finden sollte. Jenes Gebäude war noch schlimmer,
und zögernd kehrten wir nach der früheren Stätte zurück.
Man musste sich in sein Schicksal ergeben, denn an
Weiterfahren war nicht zu denken: „Die Pferde sind zu
müde“, lautete Dominiques bestimmte Entgegnung.

Die Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit der Corsen
bewährte sich auch hier: zu allem waren die guten Wirts-
leute gern bereit, keine Mühe schien ihnen zu gross, ob-
gleich sie in ihren Herzen wohl über die difficilen Gäste
staunten, welche auf reine Zimmerböden, frische Bett-
wäsche und viel Waschwasser so grosse Stücke hielten.
Weisse Kissenzüge besass man nicht, wir mussten uns
mit dunklen, kattunenen begnügen. Ich fühle mich immer
von neuem veranlasst zu wiederholen: dass eine äusserst
warme Liebe zur Natur dazu gehört, um die vielen Ent-
behrungen und Unannehmlichkeiten einer Reise durch das

Innere der Insel zu ertragen. Und oft frug ich mich in Guitera, ob es nicht besser für den an Rheumatismus Leidenden sein würde, sein Uebel zu behalten, als sich der Qual eines drei- oder sogar vierwöchentlichen Aufenthaltes in dem Kurorte auszusetzen. Es ist ein Jammer, wenn man bedenkt, dass diese Quellen, welche so viele kranke Menschen heilen, einer so grossen Anzahl Leute zum Reichtum verhelfen könnten, in diesem Lande nicht mehr verwertet werden.

Uebersaus hübsch ist die Lage des Badeetablissemments, — welches nur aus einigen Häusern besteht —, zu Füssen des Monte Verde, und des Monte Incudine, welche im Winter mit Schnee bedeckt sind. Ringsum erheben sich die grünen schützenden Berge. Der Taravo durchfließt das Thal, lustig über Felsblöcke hinwegrauschend.

Auch hier erwachte der Frühling; nach allen Richtungen dufteten Veilchen und sprosstn Crocus.

Die Einrichtung des Etablissemments ist eine äusserst primitive. Die Badekabinette haben aus Ziegeln zusammengesetzte Wannen und sind keineswegs einladend. Die Quelle ist unter freiem Himmel gefasst, von einer runden Mauer umgeben, aber nach oben offen, sodass Thau und Regen hereinfallen und jeder was ihm beliebt ins Wasser werfen kann: — kein angenehmer Gedanke für solche, welchen das Trinken der Quelle verordnet worden! Bezeichnend ist, dass der Besitzer des Badeetablissemments uns nicht sagen konnte, wie viele Grade die Quelle habe; wir frugen nach einem Thermometer: „es gibt keinen im Hause,“ entgegnete er.

Die Quelle ist sehr heiss und stark; sie soll, wie Dr. Biermann erzählt, das mächtigste Mineralwasser Corsicas

sein und wird vielfach mit Erfolg angewendet. Es gibt zwei Quellen von 28 Centigraden, mehrere andere von 40—55 Centigraden. Das Wasser enthält Schwefelnatrium, Kohlensäure und Stickgas. Bei Gelenkanschwellungen, Kontrakturen, Rheumatismus, Gicht, Lähmungen, Apoplexien u. s. w. wirkt es oft Wunder. Trotzdem treffen jedes Jahr nur 3—400 Gäste ein: — freilich kann es einen nur wundern, dass bei solcher Unterkunft und Verpflegung so viele sich herwagen. Wie man uns aber versicherte, soll während der Kurzeit alles besser eingerichtet sein und den Gästen mehr geboten werden, als dieses im Winter möglich: — das will ich gern glauben, aber allem Anscheine nach fehlt das beste: die Reinlichkeit, ohne welche das andere unerträglich ist. Die Saison findet im Frühjahr und im Herbste statt, denn im Sommer bleibt das Thal nicht frei von Malaria.

Wir wollten von hier aus die Marmano- und Sorba-Wälder besuchen, aber ein Holzhändler, welcher dort Geschäfte macht, riet uns entschieden davon ab: er meinte, es würde viel besser sein, im April von Vivario aus, auf der Route nach Corte, die Tour zu machen. In den Wäldern liegt der Schnee noch sehr tief und die Luft ist bitter kalt; schlimmer noch muss es auf dem Col de Verde sein. Prachtvolle Bäume gibt es dort: es wurden jetzt Stämme den Berg heruntergefahren, welche einen Begriff davon gaben: — 40 Meter sollen manche in der Länge haben.

Der Holzhändler erzählte uns, dass vor langen Jahren die französische Regierung einen Kommissär nach der Insel herüberschickte, um einen Bericht über den Wert des corsischen Holzes abzugeben. Ungerechterweise

lautete dessen Urteil sehr ungünstig. Das Holz des pin maritime soll freilich von geringem Werte sein, weil es sehr leicht ist und rasch fault, aber der pin lariccio liefert ausgezeichnetes Material, denn es ist äusserst fest mit Harz vollkommen durchzogen und demzufolge un- gemein dauerhaft. Jener Bericht bereitete dem corsischen Handel enormen Schaden, weil dadurch der französische Markt verschlossen wurde und nur die Ausfuhr nach Italien übrig blieb. Durch Mangel an Konkurrenz wird der Preis von den Genuesern und Neapolitanern sehr herabgedrückt und folglich kann der Gewinn nur ein geringer sein.

Von Guitera machten wir nachmittags einen Ausflug nach Zicavo, denn die Strecke beträgt nur 7 Kilometer, freilich mit starker Steigung. Das malerische Taravo- Thal weiter hinauf führt der Weg, der eine zeitlang von einer Seite des Flusses zur anderen kreuzt.

Dominique hatte um unsere Erlaubnis gebeten, einen Wirt auf dem Bocke mitnehmen zu dürfen, welcher eine unweit Zicavo gelegene Ortschaft bewohnt. Dieser zeigte uns das Dorf Guitera, hoch auf dem Berge gelegen, eine beträchtliche Strecke von den Bädern entfernt. Er erzählte uns viel von den Banditen. Vor 6 Jahren war er Geschäfte halber die Berge hinaufgegangen, da sprang plötzlich aus dem dichten Gebüsch ein Bandit hervor und setzte ihm seine Flinte an die Brust.

„Ich habe mich verirrt,“ sagte der vor dem Gesetze Flüchtige, „Ihr müsst mir den Weg zeigen!“ Da durfte man nicht widerstreben, aber nur ungern gehorchte der Wirt, denn falls er von einem Gendarmen überrascht

worden wäre, hätte er 3 bis 4 Jahre Gefängnisstrafe erhalten, weil er einem Banditen zur Flucht verhalf. Scheinbar ergab er sich willig in sein Schicksal, wartete aber eine Gelegenheit ab, wo er, plötzlich sich ins Dickicht werfend, entkommen konnte und der Bandit unverrichteter Sache abziehen musste.

In seinem Albergo hat der Wirt oft Banditen beherbergt, da dieselben den Besitzer um Gastfreundschaft ansprachen. Einmal war dieses den Gendarmen wahrscheinlich verraten worden und die Sbirren umzingelten das Gebäude. Der Wirt schwebte in grosser Gefahr: fand man die Flüchtlinge in seinem Hause, dann würde er ins Gefängnis fortgeschleppt worden sein, um dort jahrelang von den Seinigen getrennt zu schmachten. Und obendrein konnten die Banditen an den Verrat irgend eines Familiengliedes glauben, und in dem Falle würde nicht allein des Wirtes Freiheit aufs Spiel gesetzt, sondern er, sowie Weib und Kind waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Es stand ihnen überdies noch der Verlust von Hab und Gut bevor, denn aus Rache würden die Verwandten der Banditen ihnen Haus und Stall angezündet haben. Draussen schlugen die Gendarmen polternd an das Thor und drohten dasselbe zu zerschmettern, wenn ihnen nicht freiwillig Eintritt gestattet werde. Es blieben nur wenige Augenblicke zur Ueberlegung. Der Hausbesitzer erinnerte sich, dass im Keller eines der grossen Weinfässer leer sei: die zwei Banditen mussten in dasselbe klettern und jede Spur des Geschehenen ward verwischt. Die Augen reibend, als habe vor kurzem erst der zunehmende Lärm ihn aus dem tiefsten Schläfe geweckt, öffnete der Wirt das Thor und leugnete standhaft, dass die Flüchtlinge in

seinem Hause sich befänden. Er stellte es den Sbirren frei, nachzusehen wo sie wollten; dem armen Manne schlug aber das Herz zum Zerspringen, indem die Gendarmen das Gebäude durchsuchten, besonders als sie den Keller betraten. Zum Glück für den Wirt kam es den Eindringlingen nicht in den Sinn, die Fässer zu untersuchen, und sie zogen endlich ab, über die unnütze Mühe laut scheltend.

Wieder wurde uns der Rat erteilt, nicht in der Dunkelheit zu reisen, wo die vor dem Gesetze Flüchtigen erst ihre Schlupfwinkel verlassen und die Gegend durchziehen: „Die Banditen würden Ihnen nichts zu leid thun, Ihnen kein Haar krümmen, denn sie sind Ehrenmänner,“ meinte der Wirt, „es könnte Ihnen aber passieren, dass man Sie höflich ersuchte, Ihren Wagen zu verlassen, um den anderen Platz zu machen, damit diese rasch an ihren Bestimmungsort befördert würden. Dann stünden Sie ratlos auf der Chaussee da, sich selbst überlassen, weit von menschlichen Wohnungen entfernt, — was für Damen keineswegs eine angenehme Lage wäre!“ — Uns überrieselte es kalt bei dem blossen Gedanken.

Indem man das Taravothal verlässt, dringt man in eine wilde Felsenschlucht ein, wo der Weg, stark steigend, aus dem schroff aufragenden Gesteine herausgesprengt worden ist. In der Tiefe jagt ein smaragdfarbener, schäumender Nebenfluss dem Taravo zu.

Am Ende dieser Schlucht, und schon von Anfang derselben an sichtbar, nur dann und wann durch einen Felsenvorsprung versteckt, liegt das grosse Dorf Zicavo, von den Bergen zu beiden Seiten schön eingerahmt, in

einer amphitheatralischen Höhlung des Incudine Berges zerstreut.

Man kann es nicht begreifen, dass die Diligence auch nachts diesen schmalen Weg befährt, dessen Rand unmittelbar jäh abfällt, wo keine Mauer Schutz gewährt: mich wundert es nur, dass jemand sich alsdann dazu bewegen lässt, den Wagen zu besteigen, besonders da die corsischen Kutscher, den Neapolitanern gleich, furchtbar schnell fahren. Wie muss das schwere Fuhrwerk dann an den scharfen Wendungen schleudern, besonders wenn es steil bergunter, den Bädern von Guitera zufährt.

Nur hier und da tauchen die Felsen über das üppige Laub der Kork-, sowie der Immergrünen Eichen und des Makis empor; bis an die Bergspitzen schlagen oft die grünen Wellen hinauf. Vom Bache steigen isolierte Felsen gen Himmel. An den Abgründen zeigt sich überall die corsiche Nieswurz, deren gelbgrüne Büschel mit noch helleren Blumen reizend von dem dunkeln Granit abstecken.

Zicavo ist reichlich mit gutem Wasser versehen, es hat sechs Brunnen und wäre vortrefflich zu einer Sommerstation geeignet; da es 2300 Fuss über dem Meere gelegen, an den steilen Hang des Berges angebaut ist und von allen Seiten vom Luftzug erreicht wird. Wie man uns erzählte, kann vor 9 Uhr morgens die Sonne nicht hindringen und die Luft ist sehr gesund, niemals zeigt sich dort eine Spur von Malaria. In die Umgebung kann man nach allen Richtungen die herrlichsten Spaziergänge machen. Leider werden auch hier diese Vorzüge nicht ausgenützt, welche vielen Menschen grossen Gewinn bringen könnten.

In Zicavo zeigten sich, wie in allen Ortschaften auf Corsica, unzählige Schweine in allen Grössen, von den neugeborenen an, welche oft 5 bis 6 an der Zahl hinter ihrer Mutter herlaufen, die Luft mit ihrem unmusikalischen Grunzen erfüllend, bis zu den gemästeten, welche bald geschlachtet werden sollen, und träge im Kote oder in der Sonne liegen, den Weg allen Fussgängern versperrend. Der Corse hält es für ungebildet, diese Tiere in Gegenwart anderer, zu erwähnen; er setzt immer entschuldigend die Worte hinzu: „je vous demande pardon!“ Wenn er auch wiederholt das Thema berührt, er vergisst nie, die Nachsicht seiner Gefährten zu erflehen.

Man hat die Bewohner der Insel oft Barbaren genannt, besonders die Franzosen schildern die Corsen in den unvorteilhaftesten Farben, und kommen nur höchst ungern hierher. Alle Beamten betrachten die zwei Jahre, welche sie gewöhnlich auf der Insel verbringen müssen, als eine Art Verbannung, und können kaum den Zeitpunkt erwarten, da sie erlöst werden. Aber man vermag, als Fremder, es nicht genug anzuerkennen, dass die Inselbewohner, bis zu den untersten Klassen, besonders den Damen gegenüber, die zarteste Rücksicht, eine stets sich gleichbleibende Höflichkeit und Liebenswürdigkeit an den Tag legen.

Nie vorher war es uns so schwer geworden uns verständlich zu machen, wie in den Bädern von Guitera und in Zicavo, wo selten Fremde hinkommen; nur nachdem wir das, was wir mitteilen wollten, in den verschiedensten italienischen Wendungen angebracht, erreichten wir endlich unseren Zweck.

Kaum hatten wir das Dorf betreten, da versammelten sich Neugierige um uns, wie so oft in den Ortschaften;

der Schwarm folgte uns überall hin: „sono inglesi!“ hörten wir immer wieder, — Engländer sind alle Fremde.

Man hat den Weg zwischen den Bädern von Guitera und Santa Maria Zichè einen der schönsten der Insel genannt, und wir mussten gestehen, dass er den Gipfel-punkt aller Schönheiten bildete. Unbeschreiblich üppig ist die Vegetation, ein Berg scheint immer grüner als der andere zu sein. Die Anhöhen sind sich sehr nahe, der Zwischenraum durch Laub wie durch smaragdfarbene Seen ausgefüllt, so dass man den Boden, die Felsen nirgends sieht. Nur in der Nähe aller Dörfer giebt es dichte Kastanienhaine, welche damals natürlich noch kahl waren. Die Ortschaften Corrà, Frasseto etc. zeigen sich hoch oben an den Hängen angebaut in unbeschreiblich malerischer Lage. In diese grüne, blühende, farbenschildernde Welt herein, blickten rückwärts die hohen mit Schnee gekrönten Berge Verde, Incudine und Coscione.

Die Steigung bis zum Col Arriccia ist eine starke, für die Pferde anstrengende, aber die Strasse viel breiter und besser als die jüngst befahrenen, wenn auch ohne Schutzmauern. Von dem Col genießt man eine prachtvolle Aussicht über die zurückgelegte Strecke, welche uns bei der langsamen Ersteigung fortwährend so herrliche Bilder bot und jenseits auf die noch zu durchfahrende Gegend: es ist sehr schwer zu entscheiden, welcher von den beiden der höchste Preis gebühre.

Man kann die Strasse nach Guitera zwischen der überreichen Vegetation deutlich verfolgen: das Bade-etablissement selbst liegt versteckt, man sieht aber die Schlucht von Zicavo hinauf, an deren Extremität die Häuser des Dorfes hell in dem blendenden Sonnenschein blitzten.

An der anderen Seite des Col ist auch eine vollständige Gebirgslandschaft, in der Ferne durch das tiefblaue Meer abgegrenzt. Hinter uns war alles wilde, üppige, herrlich blühende Vegetation, vor uns der Boden aufs reichlichste fast bis an die Spitzen der mächtigen Höhen angebaut. Der Makis ist dort der Landwirtschaft fast überall gewichen, — und nach allen Richtungen zeigen sich Dörfer, inmitten unzähliger Obst- und Kastanienbäume, Weinberge und Aecker, — man scheint plötzlich in eine andere Welt versetzt. Reizend nahmen sich, wie prächtige Riesenbouquets über die Landschaft zerstreut, die Obstblüten aus, rosenrot und weiss. Dichte Waldungen von Kastanienbäumen gibt es. Die Schweizer hatten Recht, als sie uns sagten, dass es auf Corsica Stellen gebe, welche den schönsten Alpenlandschaften ihrer Heimat gleich kämen und dort fehlt die südliche Vegetation, welche in ihrer unbeschreiblichen Fülle das Auge entzückt.

Von Santa Maria Zichè kehrten wir nach Cauro zurück. Einen reizenderen Aufenthalt für den Frühling kann man sich nicht denken als diesen Ort; im Winter ist er zu kalt, denn sogar Ende Februar war die Luft morgens und abends sehr kühl und in der Frühe sahen wir die Felder ringsum mit Reif bedeckt. Nirgends froren wir auf der jetzigen Reise so wie hier, und mussten uns im Kamine Feuer anzünden lassen. Auf einem Berge malerisch gelegen, ist das Dorf zu beiden Seiten von Thälern eingeschlossen, das eine derselben wird vom Prunelli durchflossen.

Sehr interessant ist der alte Teil des Ortes, dessen Häuser seit Jahrhunderten Wind und Wetter ausgesetzt

gewesen; zwei derselben sind so baufällig, dass sie verlassen werden mussten. Sie könnten manches erzählen von der alten aber keineswegs guten Zeit, wo auf der dicht bei Cauro emporsteigenden Felsspitze, die Saracenen ihr Lager hatten und nachts umherzogen, um die Bewohner der Umgegend und die vorüberziehenden Reisenden auszuplündern.

Von den Fenstern des Hotel de France überblickt man die herrliche Gegend, die grossartige Gebirgswelt nach Nordosten und auf der entgegengesetzten Seite einen Teil des Golfes von Ajaccio mit der Stadt selbst, und den Iles Sanguinaires. In den verschiedensten Beleuchtungen bot sich das prächtige Bild dar: abends bei feurigem Himmel und morgens wenn die Häuser von Ajaccio so klar sich von der dunkeln Anhöhe, zu deren Füßen sie ruhen, abhoben, dass man jedes einzelne zählen konnte.

Die Wirtin gab einen Beweis ihrer echt corsischen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Wir hatten einige Male Feuer im Kamine anzünden lassen, wobei eine Menge Holz verbrannt wurde, als wir aber die Rechnung erhielten, war dieses nicht angegeben. Wir erinnerten die Witwe daran, doch sie entgegnete fest: es sei bei ihr nie Brauch gewesen das zu thun. Unsere Widerreden nützten nichts. „Keinem Gast habe ich jemals einen centesimo dafür abgenommen“, sagte sie, „da werde ich es doch wahrlich nicht bei Ihnen thun.“ Das Makisholz kostet nicht viel; wie wir später in Vico erfuhren, bezahlen die Leute nur zehn Franken für einen hochaufgehäuften Leiterwagen voll; und da sind ansehnliche Stämme dabei. So gross sind die Wurzeln der Erika,

dass sie häufig ein halbes Meter im Durchmesser haben. Aus ihnen schnitzt man Pfeifenköpfe.

Cauro befand sich in grosser Aufregung, denn eben war die Nachricht von einem in Santa Maria Zichè verübten Morde angelangt. Als wir am vorhergehenden Tage mittags dort anhielten, hatte unser Kutscher in dem kleinen Café einen schönen, 24jährigen Burschen angetroffen, dessen Züge, wie Dominique uns erzählte, von Wohlwollen und Lebensfreude strahlten. An dem Abend desselbigen Tages spielte dieser Jüngling mit einem anderen Karten, wo bei einer geringfügigen Veranlassung Streit entstand. Der Kamerad des jungen Mannes zog in jäh aufloderndem Zorne seinen Revolver heraus, den die Corsen ja fast stets bei sich führen und drückte ihn auf seinen Gefährten ab. Die Kugel drang durch den Ellenbogen in die Brust und sterblich verwundet hauchte der Arme schon in der darauf folgenden Nacht sein Leben aus. Der Mörder war in die Berge entflohen.

Das Tribunal eilte bei der Nachricht gleich von Ajaccio nach Santa Maria Ziché herbei und hatte sich für den nächsten Tag telegraphisch bei der Wirtin des Hôtel de France in Cauro zum Gabelfrühstück angesagt. Umsonst erwartete man aber die angemeldeten Gäste, bis endlich eine Botschaft kam, welche mitteilen sollte: die Herren seien eiligst nach Sari berufen worden, weil dort ein neuer Mord stattgefunden habe. Der Vater eines jungen Mädchens hatte dessen Geliebten erdolcht, weil dieser es abgeschlagen die Tochter zu heiraten.

Alle sehen es allmählig ein, dass die Regierung nicht umhin kann, strengere Massregeln zu ergreifen, damit der Sache Einhalt geboten wird. Die Banditen sind oft sehr

verwegen: unbesorgt wagen sie sich manchmal, sobald die Dämmerung eintritt in die Dörfer, in die Städte herein, — ja man behauptet, dass sie sogar Ajaccio betreten, allen Gendarmen zum Trotz. Am vorhergehenden Abend waren drei derselben in ein Wirtshaus von Cauro gekommen, grosse, robuste Gestalten, das dunkle durch die Sonne verbrannte Gesicht von langem schwarzem Barte eingerahmt. Es fiel den anderen Gästen auf, dass die drei sehr stark bewaffnet waren, dass sie ihre Flinten vorsichtig an den Stuhl lehnten, die geladenen Revolver vor sich auf den Tisch legten und die Dolche prüften, damit sie jeden Augenblick bereit wären ihr Leben, ihre Freiheit zu verteidigen. Ausserordentlich höflich waren die Neuangekommenen gegen jeden, sich eifrig unterhaltend. Endlich erhoben sie sich, bezahlten ihre Zeche und entfernten sich verbindlich grüssend. Bei ihnen war ein den meisten bekannter Mann aus der Umgegend gewesen; diesen überfiel man mit Fragen, als er einige Zeit darauf zurückkehrte, nachdem er seine Gefährten ein Stück Weges begleitet hatte. Er wusste die drei geborgen, leugnete deshalb nicht, dass dieselben Banditen seien und sich nach menschlicher Gesellschaft sehnend in den Ort gewagt hätten.

Diese Sehnsucht ergreift die Flüchtlinge oft, denn der Corse ist von Natur gesellig, für die rein menschlichen Beziehungen äusserst empfänglich. Man erzählte uns folgendes, was in einer grösseren Stadt vorfiel. Ein junger Mann liebte ein junges Mädchen leidenschaftlich, wurde aber von ihr nicht wieder geliebt. Immer von neuem bestürmt, liess die Geliebte sich endlich dazu bewegen, eine Ehe einzugehen, bereute aber diesen Ent-

schluss als es zu spät war. 14 Tage nach der Hochzeit entfloh sie mit einem anderen. Der betrogene Gatte folgte ihr nach; es gelang ihm, ihre Spur aufzufinden, und als er sie traf, erschoss er sie. „Der Ehemann hatte Recht, seiner Frau ward was sie verdiente!“ urteilten die Leute; so völlig war jedermann hiervon überzeugt, dass sogar die Verwandten der Ermordeten an keine Vendetta dachten. Der Mörder entfloh und treibt sich im Makis herum, sein Leben mühsam fristend. Manchmal kann er dem heissen Wunsche nicht widerstehen, den Heimatsort wiederzusehen, eine Nacht unter vertrautem Dache zu ruhen, wo er die müden Glieder wie einstmals im Bette ausstrecken kann. Dann schleicht er sich bei der Dunkelheit in die Stadt. Dort besitzt er einen Freund, welchen er innig liebt und der ihm mit der ganzen Wärme, Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit eines Corsen zugehan ist. Der Bandit weiss, dass das Heim jenes Freundes für ihn immer offen steht. Dieser kennt die ganze Gefahr, welcher er sich aussetzt: wenn man den Flüchtling innerhalb seiner Mauern anträfe, dann würde er selbst auf lange hinaus ins Gefängnis geführt. Das weiss er alles ganz gut, aber er bedenkt sich keinen Augenblick: „Wir haben uns von klein auf gekannt, uns stets innig geliebt,“ sagt er, „was wäre die Freundschaft wert, welche vor Opfer zurückscheute!“ Nicht allein in der Familienliebe, sondern auch in der Freundschaft sind die Corsen unendlich treu und selbstlos, gern bereit alles zu wagen, zu dulden, zu entbehren, wenn es das Wohl des anderen gilt. Schon deswegen ist eine Reise nach Corsica von Nutzen, weil sie in dem Menschen die edelsten Gefühle wachruft und bestärkt, —

das Herz zum unablässigen Weiterstreben auffordert, sich selbst zu vergessen, anderen zu leben.

In den wenigen Jahren, seit er seine Frau umbrachte, hat der Bandit sich seltsam verändert: er war damals ein junger, kräftiger Mann, aber die vielen Anstrengungen und Mühseligkeiten haben seine Gestalt gebeugt und abgezehrt, sein Haar gebleicht: — in dem besten Lebensalter stehend, ist er schon ein Greis geworden.

In der Umgegend Cauros befinden sich in grosser Menge die Bauspinnen (*areignées maçonnes*), welche so häufig auf Corsica vorkommen, besonders bei Ajaccio und in den Sandschichten der Kalkfelsen von Bonifacio. Die englische Benennung *trapdoor spider* bezeichnet am treffendsten die Haupteigentümlichkeit dieser wunderbaren Tiere. An abschüssigen Hängen, neben Strassen und Pfaden, in mit kleinen Steinen vermischem Erdreich bauen sie gern ihre Nester, aus den ringsum sich befindenden Materialien zusammengesetzt und dann durch den aus ihrem Körper sich absondernden Schleim dicht verkittet.

Von aussen gleicht das Fabrikat einer knorrigen, länglich runden Wurzel, schwarzgrau von Farbe. An der Oberfläche des Bodens ist nur die Fallthüre sichtbar, kaum von den Baumwurzeln zu unterscheiden, welche sich hier und da zeigen. Zum Ueberfluss, um die Aehnlichkeit noch grösser zu machen, befinden sich Erdklümpchen, Stückchen Moos etc. darauf.

In der Tiefe dieses Nestes haust das Tier, den Tag über sorgfältig sich verbergend, die Nacht aber geht es auf Raub aus. Wie man behauptet, soll dann und wann die Spinne ihre Fallthüre offen halten, um sorglose In-

sekten zu bethören: ahnungslos betreten diese die Höhle, und ehe sie es sich versehen, wird die Oeffnung verschlossen, und die heimtückische Bewohnerin fällt über das unglückliche Opfer her.

Im Hôtel Continental in Ajaccio kam ein Kind auf den Gedanken, eine solche Spinne zu fangen; diese wurde in die bereitgehaltene, an dem Deckel durchlöchernte Kiste gesetzt, wo genügende Erde, Steinchen etc. sich befanden. In der Gefangenschaft fing die Spinne unterirdisch ihre Arbeit an, und bald sah man die Fallthüre, welche sich aufheben liess; — nur musste irgend welches Material dem Tiere gefehlt haben, denn der Bau hatte nicht die sonstige Festigkeit. Alle in die Kiste geschmuggelten Fliegen holte sich deren Bewohnerin, und schien dabei vortrefflich zu gedeihen. Sehr oft verlassen die Spinnen ihre Nester, um sich neue zu errichten: — im Frühjahre soll das hauptsächlich der Fall sein, wo man die schönsten, vollkommensten Exemplare findet.

Von Cauro aus besuchten wir Bastelica, eine Tagespartie: 20 Kilometer beträgt die Entfernung. Dieses Dorf, eines der grössten Corsicas, enthält mehr als 3000 Einwohner. Es liegt von Bergen umgeben; eine beschneite Spitze des Monte Renoso ragt hinter diesen empor. Der Schnee auf dem Monte Scaldasole schmilzt auch während des Sommers nicht; bis tief an den Hängen heruntersammelt man ihn dann in den Spalten, wo die Sonne nicht hindringt, und bringt ihn nach Ajaccio, um ihn in gleicher Weise wie das Eis im Norden zu verwenden.

Wunderbar schöne Kastanienbäume gibt es in diesem Thale, noch prächtigere Exemplare als in Vico; wir

liessen eines derselben messen: der Umfang des Stammes betrug, 3 Fuss von der Erde entfernt, 8 Meter und 20 Zentimeter. Im Sommer müssen die Häuser in dem reichen Laubwerk fast verschwinden; die Waldungen reichen bis weit an den Bergen empor. Hundertjährige Eichen sahen wir viele, weisse und grüne, — wie man die im Winter kahlen, und in unserer Heimat vorkommenden, und die stets belaubten hier nennt. Eine solche Eiche liefert 1000 Liter Eicheln. Obstbäume jeder Art kommen in grosser Menge vor.

Das Dorf selbst ist nicht schön, und gleicht in seiner Prosa allen anderen auf der Insel, denn nach jeder Richtung laufen an den Beinen gefesselte Schweine, in den verschiedensten Alterstufen stehend, herum, wie wir sie in solcher Uebersahl nirgends antrafen. Die am Kopfe schroff aufsteigenden Borsten geben ihnen das Ansehen von Wildschweinen. Der Herr, welcher sich uns mit grosser Liebenswürdigkeit als Führer angeboten hatte, erklärte eifrig, dass jene „schwarzen Tiere“ während der Saison die Kurgäste nicht belästigten, denn zu der Jahreszeit werden die Schweine in die Berge abgeführt.

Bastelica ist nämlich eine Sommerfrische, besonders für die Lungenkranken, welche während der Hitze nicht in Ajaccio bleiben können. Bisher war das Dorf kein angenehmer Aufenthalt: was die Unterkunft anbetrifft, blieb viel zu wünschen übrig. Es soll aber jetzt ein neues Hotel im Hause des Joseph Ferreloni eingerichtet werden, wovon man sich besseres verspricht. Wir sahen uns die Zimmer an, diese sind, obgleich sehr einfach, rein und die Betten ziemlich gut, die Böden von

Kastanienholz, dunkler als wir es gewohnt, aber das ist die Farbe des Materials.

Viele Ressourcen hat Bastelica nicht, und wer Unterhaltung erwartet, darf dorthin nicht gehen, aber dem Naturfreunde wird es viele Genüsse in seiner herrlichen Umgebung bieten. Unter den Kastanienhainen gibt es schöne, schattige Plätze, wo man seinen Feldstuhl aufschlagen und ruhen kann; lustig rauschen dort Bächlein von allen Seiten herunter.

Der Weg von Cauro nach Bastelica ist ein sehr schöner. Die grünen Berge gleichen, in ihrem reichen Blätterschmucke, jenen zwischen den Bädern von Guitera und dem Col Arriccia. Nur der kann sich einen Begriff davon machen, welcher es gesehen hat, wie sich dort alles ineinander unlöslich verschlingt. Die Farrenkräuter, welche damals noch tot waren, wachsen im Sommer an den Gesträuchen hoch empor. Und doch sagt man, dass es Stellen auf der Insel gebe, wo der Makis noch viel dichter sei: dort hausen die Banditen. So undurchdringlich sind die Gebüsch, die Pflanzen unterhalb verwoben, dass nicht einmal Vögel durchschlüpfen könnten. Der Bandit sucht sich eine Lücke neben Felsen oder an Bäumen, wo er hineinkriecht, um sich vor den Gendarmen zu verbergen; deswegen heisst es bei der Flucht eines Vendettamörders: „er ist in den Makis gegangen.“

Ehe man Bastelica erreicht, durchfährt man einen Fichtenwald, dieser Gemeinde gehörig. Der Pin lariccio ist von ungemeiner Schönheit, gerade gewachsen, von prachtvoller Form. Unseren deutschen Begriffen nach stehen die Bäume der corsischen Wälder nicht dicht zusammen. Nachher ist die Gegend so wild, so gross-

artig, wie man dieselbe sich nur vorstellen kann, gänzlich unbewohnt, nur eines Chausseewärters Häuschen befindet sich dort. Fast nackt ragt der Granit gen Himmel, spitzen Thürmen, dann wieder Säulen gleich, oder Ritterburgen ähnlich; niedriges immergrünes Gestrüpp klammert sich an die schroffen Abgründe an. Hier und da zeigen sich Waldungen von Fichten und Immergrünen Eichen, hauptsächlich in den Schluchten sich hinaufziehend. Schäumend bricht der Prunelli sich zwischen den vielen Hindernissen seine Bahn. Ueber die anderen Anhöhen hinaus ragen Monte Renoso und Monte Scaldasole.

In Bastelica erblickte der grosse Patriot Sampiero zuerst das Licht der Welt; man zeigte uns das kleine, schlichte Gebäude, welches verwittert und vor Alter dunkelbraun geworden ist.

Auf dem Rückwege fuhren wir an den Verwandten des in Santa Maria Ziché ermordeten Jünglings vorüber; zu Fuss und zu Maulesel eilten sie diesem Orte zu, um bei dem Leichenbegängnisse anwesend zu sein, denn nach 24 Stunden begräbt man auf Corsica die Toten. Die Frauen sassen à califourchon auf den Tieren. Die armen Eltern waren am vergangenen Tage eiligst herbeigerufen worden.

Niemals haben wir die Voceri gehört, obgleich in Ajaccio bei den unteren Klassen sie noch gebräuchlich sind. Wenn man nicht in irgend einer Beziehung zu den Leuten steht, kann man natürlich bei einer so traurigen Veranlassung sich nicht eindrängen. Die Leiche wird auf den Tisch gelegt, und alle Mitglieder der Familie versammeln sich darum. Eine Verwandte des Verstorbenen, die Gattin, die Tochter, die

Schwester, die Kousine oder eine Freundin des Hauses tritt an die Ueberreste des Entschlafenen heran. Stumm in sich versunken steht sie einige Zeit da, ihr Auge zu Boden oder gen Himmel gerichtet. Dann fängt sie an zuerst langsam, feierlich, improvisierend, meistens in Versen, die Tugenden, die schönen Herzenseigenschaften des so schmerzlich Vermissten zu preisen. Immer rascher, bewegter, leidenschaftlicher wird ihre Stimme, indem es ihr klarer wird, was sie, was alle eingebüsst haben. Durch ihren Schmerz übermannt, stockt sie dann und wann von Schluchzen unterbrochen und alle Anwesenden stimmen in ihr Wehklagen ein, sich die Haare ausreissend, die Hände ringend, sich mit der geballten Faust an die Brust, auf die Stirne schlagend.

Unbeschreiblich ergreifend soll eine solche Szene sein: „Ich bin keineswegs weich“, erzählte ein Mann, der mir den Vorgang beschrieb, „und nichts kann sonst eine Thräne meinem Auge entlocken, aber bei den Voceri habe ich manchmal geweint wie ein Kind. Sie können es nicht begreifen, wie das die Seele erschüttert, wenn die voceratrice, in dem Uebermass ihrer Verzweiflung, einen Blick in ihre stürmisch bewegte Brust gewährt und alle Anwesenden mit sich fortreisst. Am ergreifendsten aber ist es, wenn der Tod nicht ein natürlicher, sondern durch Mörderhand verursachter war. Dann wird die ganze feurige Redekunst eines bitteren Hasses dazu angewendet, um die nächsten männlichen Verwandten zur Vendetta aufzustacheln.“

Ungemein leidenschaftlich sind die Corsen in ihrer Trauer; in jenem schwersten Augenblicke, wenn man die eingesargte Leiche dem Hause entführt, und die Sicherheit

des entsetzlichen Verlustes sich bei den Ueberlebenden am deutlichsten, am greifbarsten dem gemarterten Herzen offenbart, dann schreien die Zurückgebliebenen laut auf, weithin schallen ihre Stimmen; sie stürmen ans Fenster um der Leiche nachzusehen, sich die Haare ausreissend. „O, mein Sohn!“ „mein Gatte!“ „mein Bruder! gebet ihn mir wieder, führt ihn nicht fort!“ jammern sie in ihrem grenzenlosen Schmerze.

Eine Dame hörte einst, als sie bei Vico spazieren ging, vor einer Totenkapelle seltsame, klagende Laute; erschreckt näherte sie sich der Stelle. Auf den Stufen kniete eine, in tiefe Trauergewänder gehüllte weibliche Gestalt: die Jammerlaute entfuhrn ihren Lippen, indem sie wieder und immer wieder ihren Kopf gegen die Steine anschlug, worunter man ihr teuerstes Kleinod beigesetzt hatte. Sie war dahingeeilt, um nach der Trauerfeierlichkeit, die Voceri zu wiederholen, ihrem gefolterten Herzen Luft zu machen.

Im Norden verbirgt sich der Schmerz in Einsamkeit, flieht alle Oeffentlichkeit, will von keinem gesehen werden, — im Süden hingegen ist es dem leidenschaftlichen Herzen Bedürfnis, laut, stürmisch seine Qual zu offenbaren, die ganze Welt zum Anteil auffordernd. Nur Gott kann ermessen, welche von den zweien es am tiefsten empfinden, am aufrichtigsten meinen.

Ueber Suarella und Eccica kehrten wir dieses Mal nach Ajaccio zurück: eine unvergleichlich schönere Fahrt als die gewöhnliche. Der Weg gewährt einen wahren Reichtum an reizenden Aussichten; keiner sollte es unterlassen, ihn zu wählen. Nur leicht zu Schwindel geneigten Personen wäre er abzuraten, denn die Strasse ist sehr

schmal und man fährt fortwährend am Abgrunde entlang, ohne dass irgend welche Mauer Schutz gewährt. Ueberdies war bei unserer Anwesenheit der Weg durch die heftigen Regengüsse so schlimm zugerichtet worden, dass die Räder in den Kot versanken, oder die einen auf der Bergseite hoch emporstanden, während die anderen am Rande der Strasse so tief einfuhren, dass der Wagen sich bedenklich dem Abgrunde zuneigte. Entschieden sollte man die Tour bei der Rückkehr nach Ajaccio wählen, weil es dann bergab geht und die Pferde nicht so angestrengt werden. Man fährt die Schlucht des Prunelli entlang, meistens auf halber Höhe der eircleschroff abfallenden Granitmauer.

Die beiden Dörfer Suarella und Eccica sind unbeschreiblich malerisch; sehr schön ist in diesem eine mächtige hundertjährige Immergrüne Eiche, in deren Krone von der oberen Etage des dicht danebenstehenden Hauses aus eine Brücke führt, so dass man sich dort wie in einer herrlichen, hoch in der Luft schwebenden Laube befindet.

Als wir die Hauptstadt erreichten, klagte man anfangs März über die Hitze; bei Tag verliessen die Kurgäste selten das Haus, sondern warteten den Abend ab, um sich dann bei der köstlichen Kühle zu erfrischen.

IX.

Die Rundtour von Ajaccio nach Vico, Evvisa, La Piana, Carghese und nach der Hauptstadt zurück. — Die letzten Ausflüge in der Umgebung Ajaccios.

Bei dem schönen Wetter wollten wir die Rundtour über Vico, Evvisa, La Piana und Carghese mit der anderen Reise vereinigen, und hielten uns deswegen bei der Rückkehr von Sartene und Bonifacio nur wenige Stunden in Ajaccio auf. Nachdem unsere Pferde die Strecke morgens von Cauro nach der Hauptstadt zurückgelegt hatten, erklärte der Kutscher, dass es unmöglich sein werde, noch an demselben Tage Vico zu erreichen und wir folglich die Nacht in Calcatoggio zubringen müssten. Es war das keine verlockende Aussicht, nachdem wir wiederholt den alten Reim vernommen hatten:

„Calcatoggio! Calcatoggio!

Mala cena, e peggio alloggio!“

(Schlechtes Nachtessen, und noch schlimmere Unterkunft.)

Wir sollten die darin enthaltene Wahrheit zur Genüge an uns bestätigt finden. Als wir in Ajaccio ein Telegramm dorthin abschicken wollten, entgegnete man zu unserem Schrecken: „dass Calcatoggio keine Telegraphenstation sei;“ wir ahnten ja, was uns bevorstehe.

Bei der Ankunft, als die Sonne dem Untergange nahe war, empfangen wir die unangenehme Nachricht, dass keine einzige Stube frei sei. Da war guter Rat teuer! An Weiterfahren durfte man der Pferde wegen nicht denken, denn vor Sagona gibt es keine weitere Unterkunft. Endlich erklärte die Wirtin sich bereit, ihr eigenes Zimmer uns abzutreten; sie forderte zwar eine für Corsica hohe Summe dafür, wir dankten aber Gott, ein Dach über unseren Köpfen zu haben. Auf der Insel muss man es nie versäumen, die Preise für alles Verlangte vorher zu bestimmen, manchmal eine ebenso notwendige Massregel dort wie in Italien. Was uns geboten wurde, war sehr kümmerlich, und nur insofern zu ertragen, weil man die Alternative bedachte, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, sich bei der sehr kühlen Luft — im offenen Wagen — seinen Tod zu holen. Trotzdem beharrte die Wirtin an dem darauffolgenden Morgen nicht bei ihren schon hohen Forderungen, sondern erdachte die unglaublichsten Mittel, um Geld zu erpressen, und erging sich in Schmähungen, als wir eine Widerréde anzubringen wagten. Es war das erste Mal auf der Insel, dass wir solches erfuhren, denn bisher war jeder, mit dem wir in Berührung kamen, voll Rücksicht und Liebenswürdigkeit gewesen.

Als wir Calcatoggio verliessen und Sagona zufuhren, erwartete uns an der Strasse einer der reichsten Gutsbesitzer des Ortes, und dem Kutscher „Halt!“ zurufend, begann er sein Bedauern mit aufrichtigster Wärme auszudrücken, dass wir so Widerwärtiges in seinem Heimatsdorfe erfahren hätten. „Die Wirtin sei weit und breit bertichtigt, und wer einmal hingekommen, thue es gewiss

nicht wieder im Leben. Hätte ich von Ihrer misslichen Lage gestern abend nur Kenntnis erhalten," fuhr der Gutsbesitzer fort, „ich wäre zu Ihnen geeilt, um Sie herzlich zu bitten, meine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, Ihnen zu sagen, dass Sie mir dadurch viel mehr Befriedigung gewähren würden, als ich Ihnen; denn Gäste zu ehren, dieselben nach Vermögen zufriedenzustellen, ist für uns Corsen die grösste Freude. Sollten Sie jemals Calcatoggio wieder berühren, so bitte ich Sie inständigst, mein Haus als Ihr eigenes zu betrachten.“ Die letzte Nacht war keineswegs angenehm gewesen, aber als der Gutsbesitzer mit so vieler Innigkeit dieses sagte, war alles vergessen: auf dieser Insel, wo man bei Schritt und Tritt solche Gesinnungen antrifft, lassen sich die vielen Mühseligkeiten, jedes Missgeschick leichter ertragen, welche eine Reise mit sich bringt. Das Gemüt wird erfrischt und belebt, so dass es jede Misstimmung schnell abwirft.

Wir bedauerten es später sehr, dieses Mal die Route über Sari nach Vico nicht gewählt zu haben, welche ausserordentlich schön sein soll, freilich länger und anstrengender für die Pferde, weswegen alle Kutscher davon abraten.

In Sagona hielt Dominique wieder an, um seinen Tieren Mittagsruhe zu geben. Dieses Mal wählten wir das kleine Wirtshaus von Laurent Arrighi; es ist nicht rein, aber die Betten der zwei kleinen Stuben sind ebensogut wie anderwärts in den kleineren Orten der Insel, und die Leute so freundlich, dass man gern manches Fehlende übersieht.

Abends fanden wir bei der Familie Pozzo de Borgo eine rührende Bewillkommnung; wir hatten auch hierher

nicht telegraphiert, aber als sie unseren Wagen vom Fenster aus erblickte, eilte die Tochter freudestrahlend auf die Strasse herab.

Bei dem herrlichsten Wetter fuhren wir in Vico ein, und hofften für die ganze Tour den so sehr notwendigen klaren Himmel zu behalten, sollten aber auf traurige Weise enttäuscht werden. Wenn man irgend welche Anlage zum Aberglauben gehabt, man hätte stutzig werden müssen! Seit Bonifacio behielten wir das prächtigste Wetter, fortwährenden Sonnenschein und köstlich milde Luft, doch kaum erreichten wir Vico, da trat ein plötzlicher Wechsel ein. Wir statteten dem Kloster unseren Besuch ab, um wieder die herrliche Aussicht zu geniessen. Da fing der Ostwind zu blasen an, und in der darauffolgenden Nacht heulte er in erschreckender Weise um das Gasthaus herum: schien es doch, als mache die „wilde Jagd“ sich ein besonderes Vergnügen daraus, unaufhörlich das Hôtel de France zu umtoben, so dass die Fensterscheiben klirrten, und man befürchten musste, sie würden eingedrückt; Steinchen, sich im Kamine lösend, fielen prasselnd herab.

„Vous n'avez pas de chance!“ sagte Mademoiselle Pozzo di Borgo am folgenden Morgen. Und wirklich wir hatten, was Vico anbetrifft, Unglück; nach unserem letzten Besuche schneite und stürmte es hier oben kein einziges Mal; viele Familien und Gesellschaften machten bei dem herrlichsten Wetter die Rundtour, und nun mussten wir den Ort gerade erreichen, als diese Aenderung eintrat. Wir erkundigten uns, ob es zu gewagt sei, den Col de Sevi bei einem solchen Winde zu passieren: „Es ist nicht der Mistral, welcher auf dem Passe sehr gefähr-

lich,“ entgegnete man uns, „und der Himmel hat sich nicht bewölkt.“

Der Himmel war freilich klar, wir konnten an Regen, an Schnee nicht denken, indem wir den steilen Hang erklimmen. Der Anblick von Vico fesselte uns immer wieder; die Gegend nimmt sich von dieser Höhe viel grossartiger aus, denn man sieht, wie weit der Horizont dieses unten so engen, trichterartigen Thales ist, und die Spitzen der Schneeberge, Ausläufer des Monte Rotondo, waren wahrhaft blendend im Sonnenschein, indem sie sich über den Wolken gegen den tiefblauen Himmel abhoben. Diese Wolken begannen allmählich uns Sorge zu machen, indem wir höher und höher emporstiegen: „Sie werden uns Schnee bringen!“ sagte der Kutscher, sein Haupt bedenklich wiegend; „wir hätten in Vico bleiben sollen.“ Dominique wusste, dass er seinen Pferden nicht viel zutrauen dürfe, nachdem sie beinahe 3 Wochen unterwegs gewesen waren; in Ajaccio mahnten wir umsonst dazu, die Tiere zu wechseln, frische zu nehmen. Jeder Kutscher hat von seinem Herrn zwei Pferde zuerteilt bekommen, für welche er verantwortlich ist: da herrscht eine gewisse Eifersucht, keiner will seine Pfleglinge einem Kollegen anvertrauen.

Wir konnten immer noch nicht an Schnee glauben, denn über uns war keine Wolke; ausserdem betrug die Entfernung von Vico nach Evvisa nicht ganz 21 Kilometer: wir mussten gewiss unser Ziel vor einem etwa eintretenden Unwetter erreichen. Am Horizonte wurde es sichtbar dunkler; und mit einer Plötzlichkeit, welche in gebirgigen Regionen den Menschen immer wieder überrascht, so oft er das Gleiche auch erfahren hat, zogen

die Wolken herauf. Zuerst fielen nur einzelne Flocken, der Wind nahm aber rasend an Stärke zu, er blies gerade den Pferden entgegen. Diese blieben erschrocken stehen, und auf dem steil abschüssigen Wege rollte das Fuhrwerk dem Abgrunde zu, welcher schroff vom Rande abfällt. Dominique konnte nur gerade zur rechten Zeit mit dem Fusse hemmend in das Rad eingreifen, um mit Anstrengung aller Kräfte den Fall zu verhindern. Wir sprangen zum Wagen hinaus, ein Glück war es, dass dieser so niedrig.

Ehe man es sich versah, hatte der Himmel sich vollständig umwölkt, dicht fiel der Schnee, der Wind wehte so stark, dass man kaum aufrecht stehen konnte; aber man musste den steilen Weg mühsam erklimmen, keuchend, mit dem Sturme kämpfend. Ermattet geboten wir öfters dem Kutscher stille zu stehen, damit wir im Wagen ausruhen vermöchten, aber es nützte nichts, denn immer wieder stutzten die Pferde, jeden Augenblick musste Dominique sich darauf gefasst machen und wiederholt sprangen wir hinaus. An ein Aufhalten der Schirme war bei dem tobenden Winde nicht zu denken, dieselben wären gleich in tausend Stücke zerrissen worden; immer dichter fiel der Schnee herab, unsere Hüte, unsere Kleider bedeckend.

Wir begegneten auf der ganzen Strecke nur einem einzigen menschlichen Wesen, einem Manne; hoch, breit gebaut, mit dunkel von der Sonne verbranntem Gesichte und langem Barte, glich er auffallend, in seinem schwarzen Baumwollen-Samtanzuge und den Dolchen und Revolvern im Gürtel, der Flinte um die Schulter geschlungen, einem Banditen. Seine Augen öffneten sich weit, als er Damen

allein bei einem solchen Unwetter hier antraf: „Wie ist es auf dem Col?“ frugen wir gespannt.

„Da ist es entsetzlich,“ entgegnete er, „wie Sie hinüberkommen wollen, begreife ich nicht! Ich bin keineswegs leicht, wie Sie wohl beurteilen können,“ setzte er lachend hinzu, „aber ich hatte meine liebe Not, dem Sturme Widerstand zu bieten, der mich gar zu gern in den Abgrund geworfen hätte. Der einzige Rat, welchen ich Ihnen erteilen kann, ist der,“ fuhr er gutmütig fort, „setzen Sie sich in den Wagen, denn es wird dem Winde schwerer werden, das Fuhrwerk, die Pferde, Sie und den Kutscher zur gleichen Zeit aufzuheben, und Sie alle in die Tiefe zu schleudern.“

Leichter gesagt, als gethan! Wir versuchten es wiederholt, obgleich wir auch dort vor dem immer dichter fallenden Schnee keinen Schutz fanden: „ich darf die Decke nicht aufziehen!“ sagte Dominique traurig, „sonst wird dieselbe von dem Winde zerfetzt.“ Immer wieder brachten die Pferde den Wagen und uns in die grösste Gefahr, so dass wir es endlich vorzogen, lieber dem Sturme zu trotzen. Es wäre jetzt thöricht gewesen, umzukehren, denn wir befanden uns Evvisa ebenso nahe wie Vico, und rückwärts war der furchtbar steile Weg, welcher, bei dem tiefen Schnee und dem glatten Boden, noch gefährlicher sein musste als sonst. Jener fiel stetig in grossen Flocken, er drang in die Kleider ein, so dass der Körper immer kälter, starrer wurde.

„Wir sind nur ein halbes Kilometer von dem Col de Sevi entfernt“, sagte Dominique, als wir das letzte Mal rasch aus dem Wagen sprangen; „können Sie soweit

gehen, dann ist uns geholfen.“ Ein halbes Kilometer! sonst so kurz, wie furchtbar lang wurde jetzt die Zeit. Der Wind hatte sich zum Orkane erhoben, nur indem man sich mit seinem ganzen Gewichte demselben entgegenwarf, konnte man auf den Füßen bleiben, — meine Schwester versäumte das und wurde zweimal eine Strecke fortgetragen. Jeder Schritt musste mühsam, quallvoll erkämpft werden. Manchmal bot ein Felsenvorsprung wenigstens einigermaßen Schutz, doch trat man vor, brauste der Sturm die Schlucht herunter, sodass man sich bebend fragte, ob wir die jenseitige natürliche Schutzmauer jemals erreichen würden. Der Wind trieb den Schnee ins Gesicht, die Augen erblindend; man glaubte sich in eine weisse, rasch vorbeitreibende Wolke eingehüllt. Die Kräfte liessen nach, man fühlte, dass der Kampf nicht mehr lange fortgesetzt werden könne und Betäubung bemächtigte sich des Gehirnes.

Endlich hatten wir den Col erstiegen, — es musste der Col sein, denn wir fühlten deutlich, dass der Weg jetzt abwärts zu führen beginne; aber wo befanden sich der Kutscher, der Wagen, die Pferde? Konnte der Wind sie in die Tiefe geschleudert haben? frugen wir uns entsetzt. „Dominique!“ rief ich in den heulenden Sturm hinein.

„Sie sind, Gott sei Dank; ans Ende gelangt! jetzt steigen Sie bitte ein!“ entgegnete eine Stimme jubelnd in unserer Nähe. Der brave Mensch hatte, mit corsischer Gutmütigkeit, unsere missliche Lage aufs tiefste bedauert. So furchtbar war der Schneesturm, dass wir weder den Kutscher, das Fuhrwerk, noch die Pferde erkennen konnten. Dominique hatte sich auf die Erde geworfen, um so

leichter der Wut des Orkans zu entgehen, von welchem er umgeworfen, oder gegen die Felsen geschleudert zu werden befürchtete.

Der Col de Sevi ist 3672 Fuss über dem Meere gelegen und bei schönem Wetter soll sich dem Reisenden ein bezauberndes Bild darbieten; von der Kette des Coscione, des Monte Rotondo schweift der Blick bis zur Insel Asinara hin, welche sich nahe der Küste Sardiniens aus dem Meere erhebt. Nachdem wir den Col überschritten hatten, hörte es zu schneien auf und der Nebel verteilte sich in so weit, dass wir die prächtige, mit Schnee bedeckte Landschaft bewundern konnten. An dem Dorfe Christinacce führt der Weg vorüber.

Auf dem Col hatten wir geglaubt, dass unsere Leiden jetzt vorüber wären, aber bei dem Herunterfahren versagten die Pferde immer wieder ihrem Lenker den Gehorsam: an das Klima Ajaccios gewöhnt, vermochten sie einen solchen Kontrast nicht zu begreifen. Halb erstarrt langten wir in dem Hotel Carrara in Evvisa an und konnten ohne Unterstützung den Wagen kaum verlassen. Die guten Wirtsleute waren äusserst besorgt; unsere hochrot aufgeriebenen Hände und Füße, unsere ganze Gestalt wurde in gewärmte Tücher eingehüllt, sodass endlich das Blut wieder richtig zu zirkulieren begann; eiligst bereiteter Thee belebte die Kräfte.

Dieses kleine Gasthaus ist das reinlichste, welches wir bisher auf Corsica antrafen und wird von jedem, der es besucht hat, rühmlichst erwähnt, besonders wegen der Gefälligkeit und Freundlichkeit seiner Besitzer. Das Essen ist auch recht gut, und sind die ausgezeichneten

Menschen gern dazu bereit, den Gästen alles nach Gefallen einzurichten.

Die ganze Nacht hindurch schneite es lustig und der Sturm heulte. Als wir den nächsten Tag erwachten, hatte der Wind den Schnee so hoch vor den Fenstern angehäuft, dass man kaum die Läden aufschlagen konnte und es schneite immer noch. Wir frugen beklommen, was aus uns werden solle, denn dieses Wetter konnte, 2765 Fuss über der Meeresfläche, bei dieser Jahreszeit noch lange dauern, wir vollkommen eingeschneit werden. Unser Zimmer, das einzige welches wir erobern konnten — die anderen waren von Engländern besetzt — besass kein Kamin. An ein Entrinnen durfte man nicht denken; die Kutscher erklärten, dass bei dem Schnee und dem schmalen Wege es für uns alle lebensgefährlich sein würde, Porto und La Piana zuzufahren. Wir mussten uns in unser Schicksal ergeben und warten: — wie schwer ein solches Warten ist, weiss mancher aus eigener Erfahrung . . . Unzählige male blickten wir alle zum Fenster hinaus, aber es wollte sich keine Besserung zeigen; das sonst so schöne, malerisch gelegene Evvisa war in Nebel eingehüllt und was sichtbar mit Schnee bedeckt.

Der kühlen Luft wegen wäre dieser Ort eine angenehme Sommerfrische, wenn es nicht so sehr an Schatten fehlte.

Ein Ausflug nach den Aitone und Valdoniello Wäldern war nicht ausführbar: im April, manchmal sogar Ende Mai beginnt man erst mit dem Transport der Stämme. Die Engländer drangen am vergangenen Tage nur 4 bis 5 Kilometer dort ein, denn weiter kann man im Winter nicht fahren. Das ist gerade der weniger schöne Teil

des Aitone Waldes, welcher 1716 hectares Bodenfläche bedeckt. Der hauptsächlichste Baum ist der pin lariccio und viele Buchen gibt es auch. Die Bocca di Vergio bildet den höchsten Punkt dieser Strasse. Der Valdoniello Wald ist der zweitgrösste der Insel, denn er bedeckt 4647 hectares Bodenfläche. Im Winter ist die Bocca niemals zu überschreiten, sie erhebt sich 4788 Fuss über der Meeresfläche und der tiefe Schnee versperrt allen Wagen den Weg, nur zu Pferd kann man alsdann hingelangen. Der beste Zeitpunkt, um diese Partie zu machen, ist, ausser dem Sommer, der Herbst; letztes Jahr konnte man noch im Dezember den Vergio Pass überschreiten, von wo man in den Niolo hinunterschaut, das höchstgelegene Thal der Insel. Sehr wild und unfruchtbar muss dasselbe sein.

Feuersbrünste haben in diesen einst so prächtigen Wäldern grossen Schaden angerichtet, unzählige Riesebäume zerstörend. Auf solche Weise geschieht hier zu Lande viel Unheil: man glaubt, dass es meistens durch Unvorsichtigkeit entsteht, indem während des Sommers glühende Zigarren und brennende Schwefelhölzchen in das Dickicht geworfen werden und bei der grossen Trockenheit das Feuer sich mit rasender Schnelligkeit verbreitet. Andernteils klagt man die Schäfer, die Hirten an, welche gern den Makis verbrennen, weil die Asche den Boden ausgezeichnet düngt, so dass eine vortreffliche Weide für das Vieh entsteht. Es ist ein ewiger Kampf zwischen den Behörden und den Ziegenhirten, weil deren Pfleglinge so zerstörend auf die Vegetation einwirken; man legt ihnen Hindernisse in den Weg, wo man nur kann und die Hirten rächen sich nach ihrer Art.

Der Valdoniello Wald wird durch Monsieur de Chanton sehr stark exploitiert, und man soll nicht mit der gewünschten Mässigung verfahren, so dass der prachtvolle Forst endlich vollkommener Zerstörung entgegengehen muss.

Das englische Ehepaar sorgte dafür, dass ein Feuer im Kamine unterhalten blieb: die grossen Stämme von Erica, Myrten, Arbutus, Cystus, von Immergrünen Eichen u. s. w. wurden auf einander gehäuft und brannten lustig, eine angenehme Wärme durch das kleine Wirtszimmer verbreitend.

Den nächsten Morgen klärte sich der Himmel auf, nachdem es die ganze Nacht vorher noch tüchtig geschneit und gestürmt hatte. Man brachte uns den Bericht, dass der starke Wind den Weg ziemlich rein gefegt habe, fast allen Schnee in den Abgrund treibend, sodass wir ungefährdet in die Tiefe gelangen könnten. Nur auf der Höhe hatte es geschneit, in den Niederungen war Regen gefallen, Alle rieten uns dringend an, nicht länger hier auszuharren, da man nicht wisse wie lange das Wetter sich halte und an eine Fahrt in die Wälder sei vielleicht auf Wochen hinaus nicht zu denken. Ueberdies konnte man bei dem fusshohen Schnee nicht einmal in der Nähe spazieren gehen.

Wir schlossen uns dem englischen Ehepaare an. Ein klares Bild von Evvisa und der Umgebung wurde uns noch beim Abschiede gestattet: freundlich ruht der kleine Ort, seine Kirche umringend, zwischen den Bergen; nach der Seite, welcher wir zufuhren, erhoben sich schroff die Felsen, welche in so verschiedenen Farben erstrahlen, hier und da mit Schnee geflekt, denn dieser konnte an dem

jäh abschüssigen Gestein nicht überall liegen bleiben. Zwischen jenen Felsen wand unser Wagen sich hindurch; der Weg ist, wie schon erwähnt, sehr schmal und steil aus den Felsen herausgesprengt, welche fast senkrecht in die grausige Tiefe abfallen, wo der Porto-Bach braust und schäumt; dieser liefert die köstlichsten Forellen. Zuerst bedeckte Schnee die Strasse und dieser war gefroren, sodass man bei jedem Schritte befürchten musste, die Pferde könnten auf dem glatten Boden ausgleiten und wir schwebten in grosser Gefahr alsdann hunderte von Fuss in die Tiefe geschleudert zu werden.

Immer enger wird die Schlucht, immer steiler der Abgrund; äusserst spärlich ist die Vegetation, welche sich in niedrigen Büscheln an den Felsen angewurzelt hat. Diese, seltsam zerklüftet und wildzerrissen, schimmern in dem schönsten Kolorit: es ist ein wunderbar unbeschreiblich grossartiger Anblick. Brücken überspannen die Schlucht in einem kühnen Bogen; man schaut schwindelnd hinab, wo weit unten der Porto tobt; unbehindert kann der Blick in die Tiefe tauchen, denn an der einen Seite ist auch hier keine Schutzmauer an den Brücken. Nirgends zeigt sich die geringste Spur von Anbau: wir sahen vor Ota keine menschliche Wohnung.

Die Lage dieses Dorfes ist eine sehr malerische: hoch an dem steilen Felsen hängen die Häuser; weit oberhalb, an der mittelsten der drei Spitzen jener himmelstrebenden Steinwand, liegt ein loser Block; meint man doch, er müsse jeden Augenblick herabstürzen und Ota Zerstörung, Vernichtung bereiten. Die Sage behauptet, dass der Geist eines Mönches diesen Stein schützend mit seinen Armen umfange, um die Ortschaft vor dem Verderben

zu bewahren; unausgesetzt muss er seine Aufmerksamkeit darauf richten, damit er das Unheil von Ota abwende. Weit unten, zu Füßen des Dorfes, befindet sich eine malerische Brücke, l'Onda genannt, wie ein Spitzbogen den Porto überspannend; darunter bildet dieser einen reizenden Wasserfall. Dort soll der Bach eine beträchtliche Tiefe haben. Das Bassin wurde, — so meinen die Leute der Umgegend, — durch den Teufel ausgehöhlt, und alte Frauen hören seine satanische Majestät oft dort stöhnen.

Bei Ota sind viele Cedrabäume angepflanzt worden, welche hier eben so gut wie am Cap Corso gedeihen: — nur brauchen sie zwischen diesen bergenden Felsen nicht so geschützt zu werden wie dort. Aus den Früchten bereitet man das nach allen Weltgegenden versendete Zitronat.

Am Ende der Schlucht zeigt sich in weiter Ferne das glänzend blaue Meer: ein Bild wie die allerkühnste Phantasie sich ein gleiches nicht vorzaubern könnte. Ueberall steigen die Felsen in spitzen Zacken, Türmen, Säulen gleich, gen Himmel. In das Meer ragt ein Vorgebirge weit hinaus: der Capo Rosso, noch farbenschillernder als das Gestein, zwischen welchem wir uns bisher durchgewunden hatten, vom schönsten, wärmsten Rot.

Je tiefer wir kamen, desto mehr verschwand der Schnee und die Luft wurde milder, — man schien plötzlich in eine andere Welt versetzt; nur auf den Spitzen der hohen Felsen blitzte es noch weiss, unten blühte die Erica in wunderbarer Ueppigkeit, und die Nieswurz prangte in ihrer Blumenpracht, als ob Schnee und Eis unerhörte Erscheinungen seien.

Nach 20 Kilometern erreicht man Porto, ein Etablissement des Monsieur de Chanton, des vorhergenannten Exploiteurs des Valdoniello-Waldes. Hierher werden die Stämme gebracht, um per Schiff aus dem Hafen von Porte an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Aus den Fichten des grossen Forstes wird auch viel Terpentin gewonnen. Abseits vom Wege, am Ende der Schlucht, welche wir zu durchfahren hatten, zu Füssen der steilen Felsen angelehnt, liegt Porto, ehemals ein kleines Dorf, nun auf wenige Häuser beschränkt. Reizend nehmen sich die Ueberreste des viereckigen Genueserturmes aus, auf einem seltsam geformten Felsen den kleinen Hafen überragend. Den nördlichen Arm des Golfes von Porto bildet, langausgestreckt, der Capo Rosso, das rotschimmernde Vorgebirge, welches wir schon von weitem erblickten. Die Felsen ragen überall senkrecht zu beträchtlicher Höhe aus dem Meere empor, ihren Schatten über das Wasser werfend, und dem Bilde etwas Dunkles, Geheimnisvolles verleihend, mit dem die Porphyrfelsen des Capo Rosso einen wunderbar schönen Kontrast bilden. Wir schauten uns nach allen Richtungen um, ob wir nicht einige Adler erblicken könnten, welche an dieses jäh aufsteigende Gestein ihren Horst anbauen; sie müssen, indem sie ihre Kreise beschreiben, und dann dem Himmel zuschweben, einen prachtvollen Zug in der ernst erhabenen Gegend abgeben. Im Sommer soll Porto sehr ungesund sein: die durch den kleinen Fluss zurückgelassenen Moräste verursachen höchst gefährliche Miasmen.

Der Weg von Porto nach La Piana, (12 Kilometer), wurde erst vor 18 Jahren angelegt, und ist ein wahres Wunderwerk, nicht allein der enormen Hindernisse wegen,

welche es da zu überwinden gab, sondern in Beziehung auf die Naturschönheit, welche er dem staunenden Blicke eröffnet hat. In kühnen Windungen, dem Gestein mühsam abgerungen, leitet die Strasse allmählig zu den Spitzen der riesigen Porphyrfelsen empor. Die Feder zaudert, wenn sie eine solche Gegend beschreiben soll, denn man fühlt, wie machtlos die menschliche Sprache ist, wo es gilt eine solche Prachtschöpfung des grossen Gottes mit Worten zu malen. Man möchte die Aufgabe einem Salvatore Rosa überlassen, dessen Pinsel allein einen schwachen Begriff von der erhabenen Schönheit hätte geben können.

Indem man emporsteigt, blickt man immer wieder von den jäh aus dem Meere emporragenden Felsen auf Porto hinunter, auf den Hafen, den Golf — ein Anblick, welcher durch seinen eigentümlichen Zauber stets von neuem das Auge entzückt. Der Weg war durch die letzten, heftigen Regengüsse beschädigt: Schritt für Schritt vermochten die Pferde nur vorzudringen, da in dem aufgeweichten Erdboden die Wagen versanken, aber man konnte sich über das langsame Fahren nur von Herzen freuen, denn so verlängerte sich ein Hochgenuss, wie er dem Menschen selten zu Theil wird. Wir kamen an eine Stelle, wo die durch den Regen gelockerten Felsblöcke auf die Strasse herabgestürzt waren; grosse Mühe kostete es die Fuhrwerke vorbeizubringen. Zwischen den Felsen weideten schwarze Ziegen, das Geläute ihrer Glocken war ausserordentlich musikalisch. Am Gestein wächst überall die rosenrot blühende, baumartig emporragende Erica, deren Blüten so üppig wucherten, dass sie das Grün an vielen Stellen verbargen. Das waren die einzigen Exemplare, welche wir auf der Insel sahen, sonst sind die

Blüten immer weiss, leicht mit rot gefleckt. Durch das dichte Gebüsch blickt man in das funkelnde Meer unmittelbar hinunter und hinüber nach dem Capo Rosso jenseits der Küste in der Richtung nach Caloi zu, welches mit Porto durch eine gleiche Corniche-Strasse verbunden ist, wo für den Reisenden sich auch die herrlichsten Naturgenüsse darbieten. Wir frugen uns oft, nach den Erfahrungen der jüngst vergangenen Tage, ob es Wahrheit, ob wir wirklich in eine solche, von Sonnenschein blitzende, farbenprächtige Welt plötzlich versetzt sein könnten, oder ob ein herrlicher Traum uns das Gesehene vorführe? Keine Welle kräuselte das Meer: wie ein hellaufblitzender, arzurblauer Spiegel lag es vor uns da. Und wie mild war die Luft, durch ein köstlich kühles Lüftchen erfrischt.

So hoch steigt, wie gesagt, in unzähligen Windungen endlich im Zickzack der Weg empor, dass man die Spitzen der Riesen-Porphyrfelsen erreicht: diese nennt man die Calenches. Von ihnen kann nur der sich einen Begriff machen, welcher sie gesehen hat. Eine solche Verwitterung des Porphyrs würde ich für unmöglich gehalten haben: zerklüftet, wild zerrissen, durchhöhlt, ausgewaschen, hat er Formen angenommen, welche den Beschauer in fortwährende Verwunderung versetzen. Nachdem wir so viel von den Calenches Felsen vernahmen, machten wir uns auf etwas äusserst Seltsames, Aussergewöhnliches, Eigenartiges gefasst, aber was wir jetzt schauten, überstieg bei weitem unsere kühnsten Erwartungen. An den zackigen, zugespitzten Felsgipfeln wandert staunend der Blick in die Runde, und man traut seinen Augen nicht. Deutlich, unverkennbar bieten sich die eigentümlichsten Erscheinungen dar: Gruppen, Statuen, Bildnisse der ver-

schiedensten Art. Da gibt es Skelette von Sauriern der Vorzeit, Löwen, Hunde, Kaninchen etc.; dann wieder Frauengestalten mit lang herabhängendem Haar. An einigen Stellen ist der Porphyr so ausgewaschen, dass er einem hingeworfenen Tuche ähnlich geworden ist: man sieht wie bei Stalagmiten, die Falten, Fransen etc. Wir erkannten ohne irgend welche Anstrengungen der Einbildungskraft einen ringenden Athleten, den sterbenden Gallier des Capitols von Rom. Dann wieder erhob sich ein Hohepriester, sein heiliges Gefäss emporhaltend, neben ihm ein Pharisäer. Und das ist alles keine Vorspiegelung der Phantasie, unwiderstehlich drängt sich die Bezeichnung des Bildes dem Beschauer auf. Man könnte tagelang zwischen den seltamen Felsen sich herumtreiben, und immer würde man neue Entdeckungen machen: es ist eine zu Stein gewordene Märchenwelt, die Verwirklichung eines kühnen Jugendtraumes. Manche Felsspitzen beugen sich über den Weg; mit tiefen Rissen, geborsten, meint man, sie müssten auf den Waghalsigen herabstürzen, der in diese Zauberwelt hereingedrungen ist, und Grauen erfasst die Seele.

Wunderbar, unvergleichlich sind auch die Farben des Gesteins, wie man sie nie vorher erblickte, und ohne sie gesehen zu haben, für übertrieben gehalten haben würde. Rot ist der Grundton, dann wieder gelb, rosa, veilchenblau, mit schwarzen, grünen und weissen Moosen, Flechten und Pilsen bedeckt.

Man fährt durch ein Felsenthor. Hier trafen wir drei mit langen Stämmen beladene Wagen auf der schmalen Strasse an; wegen des Schleuderns des Holzes und der zahlreichen Gespanne ist eine solche Begegnung sehr ge-

fährlich. Von dort blickt man noch einmal auf die umschliessenden Felsen des Golfes von Porto hinunter, — welches eigentümliche Kolorit hat die Gegend! Aeusserst üppig wächst überall an dem Gestein ein hochrotes korallenähnliches Moos.

La Piana liegt sehr malerisch, ziemlich hoch über dem Meere auf einem runden Hügel ausgebreitet, die Kirche den Häusern voran, wie ein Hirte seiner Herde. Man blickt hinüber nach den Calanches-Felsen, welche man von hier aus in einer halben Stunde zu Fuss erreichen kann — so sagen wenigstens die Corsen; aber ihre Strecken muss man, wie schon erwähnt, meistens mit zwei oder sogar drei multiplizieren. Es ist jammerschade, dass nicht ein besseres Gasthaus in La Piana besteht, denn man kann sich keinen genussreicheren Aufenthalt für einige Tage denken, als diesen Ort, wo die herrlichste Aussicht sich darbietet.

Dort sieht man den neben dem Monte Baglia Orba (2630 Meter) sich erhebenden Monte Taornato (2315 Meter), dieser auch Pertusato genannt, weil er ungefähr um drei Fünftel seiner Höhe ein Loch hat, welches die ganze Masse durchhöhlte. Etwas nach Sonnenaufgang scheint die Sonne durch diese Oeffnung. Dort ist ein so grosser Zug, dass jedes Licht verlöscht, und man Fackeln oder Laternen mitnehmen muss. Moufflons flüchten sich oft in diesen sonderbaren Tunnel, und die Jäger, welche das wissen, stehen dort auf der Lauer und erschiessen das arme Wild. Jenes Loch des Porphyrfelsens ist mehrere Meter hoch und breit.

Der Legende nach hat der Teufel diese Oeffnung durchbohrt. Fleissiger, als er sonstwo geschildert wird,

arbeitete hier die satanische Majestät mit dem Pfluge und den Ochsen auf dem Campo Tilo und kam dort in einen Streit mit St. Martin, welcher den Teufel zu vertreiben wünschte. Von Ingrimme erfasst, vergass Satan auf seine Arbeit zu achten, sodass der Pflug gegen einen Felsen anfuhr und zertrümmert wurde. Umsonst versuchte der Teufel den Schaden zu reparieren: in seinem Zorne darüber schleuderte er den Hammer in die Luft, und dieser, gegen den Felsen fahrend, durchbohrte denselben, jenseits ins Meer fallend. Als der Teufel sich umwandte, war St. Martin verschwunden, und dort erblickt der Wanderer noch heutigen Tages Pflug und Ochsen zu Stein verwandelt.

Man behauptet, dass man von La Piana aus bei sehr klarem Wetter Antibes erkennen könne.

Das Hôtel des Voyageurs ist ausserordentlich schmutzig und dessen Wirt eifrig bemüht, seine Gäste zu übervorteilen. Für Reisende wäre es ratsam, Lebensmittel mitzubringen und dieselben entweder im Wagen oder im Freien zu verzehren. Das Hôtel des Voyageurs liegt an der Strasse; im Orte selbst soll, wie wir später erfuhren, ein Mann namens Pierre Jean Versini einige Zimmer für Fremde eingerichtet haben; er liefert auch die Kost, sodass, wenn die Notwendigkeit jemanden dazu zwingt in La Piana zu übernachten, er dort bessere Unterkunft findet. In dem Orte besitzt Monsieur de Chauton, der Exploiteur des Valdoniello-Waldes, ein grosses Haus.

Die Gegend von La Piana nach Carghese, zwanzig Kilometer Entfernung, ist keineswegs unschön, aber nach der prachtvollen, unsagbar grossartigen Partie, welche wir jüngst erblickten, kann sie den Menschen nicht fesseln; —

jene nimmt die Seele noch vollkommen in Anspruch und beschäftigt sie ausschliesslich.

Carghese ist so gelegen, dass man den Ort, von dieser Seite nahend, erst sieht, wenn man ihn schon erreicht hat. Auf einem langen, in das Meer sich ziemlich schmal ausstreckenden Vorberge ruht er zwischen zwei Hügeln, an den hintersten amphitheatralisch angebaut und von Süden aus weit sichtbar, denn, wie schon gesagt, auf einigen Bergen in der Umgegend Ajaccios erblickt man Carghese. Auf den beiden Erhebungen des Vorberges steht je ein Genueser Turm, und nie sahen wir so viele Kaktusse, ausgenommen bei der Hauptstadt, wie sie hier die Hänge besetzen.

Im Jahre 1676 suchten die Griechen von Morea aus, durch die unerträgliche Knechtung der Türken dazu veranlasst, auf der Insel eine Zuflucht. Die Genueser traten ihnen diese Gegend ab, und bald erblühte das Land unter den fleissigen Händen zu vorher ungekannter, ungeahnter Pracht. Immer wieder wurden die Einwanderer durch die Corsen angefeindet, welche es nicht vergeben konnten, dass die Griechen zu den verhassten Genuesern hielten. Mit grosser Tapferkeit nahmen die Fremden aus Dankbarkeit für die Regierung Partei, den werkthätigsten Beistand spendend. Hauptsächlich hatten die Einwanderer sich gegen die Bauern von Vico zu wehren, welche wiederholt von ihren Bergen herabkamen, die Kolonie angriffen, viele Einwohner derselben töteten und das Vieh forttrieben. Die Griechen mussten ihre Frauen und Kinder immer wieder auf Schiffen nach Ajaccio vorausschicken, ehe sie, bis zum letzten Augenblicke sich gegen die Uebermacht verteidigend, nachfolgen konnten. In jenen Zeiten gab

es nämlich keine Kommunikation zwischen dieser Küste und den übrigen Teilen der Insel, erst im Jahre 1865 wurde die Strasse angelegt, und somit war die Lage der Griechen eine äusserst peinliche. Vollkommen von aller Welt abgeschnitten und durch die Feinde bedrängt, konnten sie nur auf dem Meere Ajaccio erreichen. Mehrmals flüchteten sie auf diese Weise nach der jetzigen Hauptstadt, wo ihnen stets Unterkunft angeboten wurde. Seit 1814 sind sie im ruhigen Besitze ihres Grund und Bodens geblieben und bewohnen das von Marbeouf angelegte Dorf; sie können unbehindert den Segen ihres Fleisses geniessen.

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts wurde das griechische Kostüm beibehalten; dann legte man es ab, weil es zu Verfolgungen Anlass gab; doch sogar bis in die dreissiger Jahre trug man es noch dann und wann.

Früher verheirateten sich die Einwanderer nur unter einander, aber die letzten Jahrzehnte haben darin eine grosse Veränderung gebracht und im Laufe der Zeit wird der so sehr eigentümliche griechische Typus allmählich verschwinden. Bei Schritt und Tritt gibt es jetzt aber noch genug, besonders an den Frauen und Kindern, um den Reisenden zu fesseln: Gestalten, Gesichtszüge, welche in ihrer tadellosen Regelmässigkeit bei den klassischen Bildwerken, die bis auf unsere Zeiten sich erhalten haben, als Modelle gedient haben könnten. Man glaubt zu träumen, indem man sich umblickt.

Und auch das Dorf, sowie dessen Umgebung bilden noch immer wie in der Vergangenheit einen erfreulichen Kontrast mit den anderen corsischen Ortschaften: alles spricht von Wohlstand, durch Arbeitsamkeit geschaffen.

Die vielen gemischten Ehen erweckten das Bedürfnis eine lateinische Kirche zu besitzen; sie befindet sich der griechischen gegenüber. Am schönsten nimmt diese sich von allen Seiten aus. Wir gingen ins Innere und überzeugten uns, dass sie keine orthodoxe ist.

Ausserordentlich mild soll das Klima von Carghese sein, noch milder, behauptet man, als in Ajaccio; und man sollte es auch meinen, denn die Vegetation war viel weiter vorgeschritten: alle Feigenbäume hatten Blätter, was in der Umgegend der Hauptstadt nicht der Fall war. Die Einwohner erzählten uns, dass seit zwei Monaten kein Regen gefallen sei; wir konnten uns überzeugen, dass der Boden vollkommen ausgetrocknet war. Als wir aber am folgenden Tage Sagona erreichten, zeigte sich die Erde ausserordentlich nass. Weinberge umringen Carghese, deren Ertrag ein ausgezeichneter ist, und eine grosse Menge Maulbeerbäume gibt es.

Das kleine Hôtel des Voyageurs fanden wir einfach, aber reinlich, und das Essen gut, wenn es bei demselben auch an Mannigfaltigkeit der Speisen fehlte. Der Hausflur des Gebäudes lässt, wie fast überall auf Corsica, viel zu wünschen übrig und macht auf den Ankömmling einen unangenehmen Eindruck. An den Decken aller Zimmer sind die querliegenden Balken unmaskiert. Hier sollte jeder noch mehr wie sonstwo auf der Insel den Preis wie in Italien vorausbestimmen, wenn er nachherigen Ueberforderungen entgehen will. Der Wirt, Signor Corviotti, ist ein Grieche, seine immer noch sehr schöne Frau Corsin, von La Piana gebürtig. Die beiden bedienen selbst ihre Gäste. „Es kommen so selten welche“, sagte Signora Corviotti, „da wäre es nicht der Mühe wert Dienstboten zu halten.“

Das englische Ehepaar hatte uns hierher begleitet, und die Empörung der Dame ward erregt, als sie vernahm, dass Monsieur le Conducteur an der table d'hôte teilnehmen werde. Bei der Benennung fiel ihr nur der in der Heimat dem Eilwagen beigegebene Führer ein und ihre Seele ergrimmte darob. „Wo ich auch hingehge, verfolgen mich diese Conducteurs!“ sagte sie, ihre Nase rümpfend. Es wurde der erschreckten Wirtin schwer, die hochmütige Dame zu beruhigen und derselben begreiflich zu machen, was die in Frankreich angestellten conducteurs des ponts et chaussées bedeuteten; „Signori di nobil condizione, ben educati, welche die Arbeit an Brücken und Chausseen beaufsichtigen, aber mit der diligence nicht im entferntesten etwas zu thun haben“, sagte Signora Corviotti eindringlich. Für die Exklusivität der Briten ist Corsica wahrlich kein Land! Beim Reisen überhaupt muss der gebildete Mensch, wenn er Genuss davon haben will, die Sachen nehmen wie sie sind und sich freuen, wenn er mit andern in Berührung kommt, von denen er etwas lernen und seine Kenntniss über Land und Leute bereichern kann.

Bei Tisch kam nach der Suppe das halbe Huhn, aus welchem jene gekocht worden war, später servierte man die andere Hälfte gebraten. Bei kleineren Gesellschaften zerlegt man das Tier in drei verschieden zubereitete Teile. Auf Corsica muss der Reisende sich auf dergleichen gefasst machen.

Die Häuser des Dorfes, sowie dessen Bewohner machen einen reinlichen Eindruck, was bei der Bereisung dieser Insel doppelt angenehm berührt, da man der Wahrheit gemäss eingestehen muss, dass die unteren Klassen in

dieser Beziehung den Italienern nichts voraushaben und sich in der Unreinlichkeit zu gefallen scheinen.

Der Blick auf das Meer von Carghese aus und die sich weit ausstreckende Küste von Corsica ist unbeschreiblich fesselnd. Lange standen wir am Brunnen und betrachteten mehrere Frauen, welche ihre malerischen Krüge auf dem Kopfe oder der Schulter trugen; glaubte man sich doch in das Altertum zurückversetzt, als die Cargheserinnen, welche sich gern bewundern liessen, unbeweglich standen, herrlichen Bildsäulen gleich.

Die schöne Wirtin erzählte uns, dass ihre Schwiegermutter noch das griechische Kostüm getragen habe und als sie starb, legte man es ihr an. Das sei ein prächtiger Anblick gewesen. Von blauer Seide war das Unterkleid, das obere rot und von dem gleichen Stoffe.

Der Weg von Carghese nach Sagona (etwas mehr als vierzehn Kilometer) ist ein herrlicher, besonders bei so klarem Wetter, wie es uns vergönnt wurde, immer am Meere fährt man entlang. Ueber uns funkelte der Himmel, die Sonne blendete in ihrer Pracht; aber in der Richtung nach Evvisa zu schneite es auf den Anhöhen, das konnte man, wie auch am vergangenen Tage, deutlich erkennen. Die Schneeflocken wurden dort durch den tobenden Wind tüchtig herumgewirbelt. Der Anblick liess uns durch seinen Kontrast das gewährte farben-glühende Bild doppelt würdigen.

Reizend sieht Carghese aus, indem man weiter fährt. Die Pferde brauchten jetzt nicht angespornt zu werden, denn sie wussten, es gehe Ajaccio zu und lustig galoppierten sie. Domeniques Gesicht glänzte auch: „Wie werden meine Mutter, meine Braut sich freuen!“ sagte er jubelnd.

Bei Sagona in einer Bucht sahen wir die gestrandeten Ueberreste der an dieser Küste während des Winters gescheiterten Schiffe hoch aufgeschichtet. Nach jenem Unheil fand man am Ufer ein grosses Stück Kalbfleisch, das damals als Braten für den nächsten Tag hatte zubereitet werden sollen; der Koch, welcher damit beschäftigt gewesen war, nahm, als er die Unmöglichkeit der Rettung erkannte, sich selbst das Leben, denn da er nicht schwimmen konnte, meinte er umkommen zu müssen, — die übrige Mannschaft wurde aber gerettet.

Unfern Sagona musste der Kutscher den Wagen anhalten, denn in den Wiesen neben dem Wege zeigten sich wildwachsend unzählige Narzissen und Veilchen, die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllend. Mehrere grosse Sträusse pflückten wir. Es wurde einem wieder schwer, sich zu verwirklichen, dass vor so kurzer Zeit man noch von Eis und Schnee umringt gewesen war. Es ist seltsam, wie viel die corsische Vegetation aushalten kann, wie kräftig und widerstandsfähig sie ist: der herrliche Makis zwischen Sagona und Vico hatte durch den Frost Ende Januar in den oberen Regionen nur wenig gelitten, kaum sah man hier und da einen abgestorbenen Zweig; der übrige Teil blühte mit gewohnter Pracht. Der Cystus zeigte sich am meisten beschädigt.

Zu Füssen des Berges, auf welchem Calcatoggio liegt, wird am Ufer des Meeres jetzt eine Saline errichtet, welche sobald wie möglich in Betrieb gesetzt werden soll. Ueber jeden solchen Fortschritt freut man sich auf Corsica. Von Calcatoggio spazierten wir zum Col Sebastiano hinauf. Der Himmel verdüsterte sich immer mehr, die fernen Schneeberge hüllten sich in Wolken ein.

Um halb fünf Uhr nachmittags erreichten wir Ajaccio: „Donnez moi un sous!“ Das waren die ersten Worte, welche uns bei der Einfahrt in die Stadt begrüßten; sie erinnerten uns daran, dass während der 23 Tage unserer Abwesenheit man uns kein einziges mal angebettelt hatte.

Die folgenden neun Tage waren solche, wie man sie im Süden nicht erwarten sollte: ein Gewitter folgte dem andern, und dazu gesellte sich der Mistral, — ein Sturm draussen auf dem Meere, wie man ihn entsetzlicher sich nicht denken kann. Eines der grössten Dampfböte der Gesellschaft Transatlantique hatte erlittenen Schadens wegen zur Ausbesserung in Algier zurückbleiben und ein kleineres Fahrzeug dessen Dienst versehen müssen. Dieses war 51 Stunden zwischen Ajaccio und Marseille unterwegs und die Ueberfahrt soll wahrhaft grässlich gewesen sein. Zu einer Zeit gab man es verloren und die Bewohner der Hauptstadt waren in grosser Aufregung, denn um keinen Preis möchten sie, dass ein solches Unglück stattfände; es würde ja in Zukunft abschreckend auf Reisende einwirken.

Nicht allein vom Unwetter, sondern auch durch die Kälte hatte man zu leiden: der Schnee wirbelte lustig in der Luft herum und blieb über Nacht, ja einige Stunden während des Morgens auf Dächern und in den Gärten liegen, freilich eine sehr leichte durchsichtige Decke, — aber es war trotzdem Schnee! Gegenüber, jenseits des Golfes, zeigten sich die Berge bis tief an ihren Hängen herunter beschneit. Der Photograph nahm gleich eine Ansicht davon, um das wunderbar merkwürdige Bild für alle Zukunft aufbewahren zu können; er bot es uns zum

Verkauf an, doch wir schlugen es energisch ab, denn eine angenehme Erinnerung ist das nicht.

Alles tröstete sich mit der Nachricht, dass es an der Riviera, in Neapel, Sizilien sogar viel schlimmer sei; dort, an einigen Orten der Riviera, gab es nicht eine leichte, durchsichtige Decke wie in Ajaccio, sondern zwölf, noch mehr Zentimeter Schnee, und er blieb tagelang liegen. In Neapel soll der Thermometer nachts vier Grad Kälte Celsius angezeigt haben, während er in Ajaccio nur einmal bis zwei Grad über Gefrierpunkt fiel. Ein Herr schrieb aus Messina, dass, als er abends sein Café verliess, der Schnee auf dem davor stehenden Tischchen hoch aufgeschichtet lag. Seit 20 Jahren erlebte man im Süden so etwas nicht.

„Sie haben entschieden Glück!“ rief man uns von allen Seiten zu; „gerade mit dem letzten Sonnenschein treffen Sie hier ein und hatten unterwegs so viel klares Wetter.“ Von den 23 Tagen waren 16 schön gewesen und an mehreren der übrigen regnete es erst abends, also durften wir uns in dem abnormen Winter nicht beklagen.

Im Süden ist solche aussergewöhnlich schlechte Witterung schwer zu ertragen, da die Einrichtung zum Heizen äusserst mangelhaft; es kostete einen harten Kampf, genügendes Holz aufzutreiben. Der Makis wurde stark geplündert; es that einem weh, die mit herrlichen Blüten bedeckten Reisigbüschel zu sehen, welche alle ins Kamin wandern sollten. Ja, das Ertragen solcher Tage ist keine Kleinigkeit, doch wie bald sind alle Leiden vergessen, wenn das Wetter sich endlich aufklärt und Tage folgen, so strahlend, so wonnig, dass sie viel mehr

als genügenden Schadenersatz für alles Durchgemachte bieten. Der Himmel leuchtete wunderbar, die Schneeberge blitzten wie der krystallhellste Zucker; flutend funkelten die Sonnenstrahlen Sternen gleich auf dem Azurspiegel des Meeres. — Der Anblick war im wahren Sinne des Wortes überwältigend. Alle jenseitigen Berge am südlichen Arme des Golfes schimmerten abends purpurn, jedes Häuschen hob sich weiss glänzend von den Hängen ab; man konnte sich an dem köstlichen Farbenspiel nicht satt sehen. Durch die Erinnerung an jene jüngstverlebte Vergangenheit wurde der Genuss zehnfach verstärkt.

Alle Kommunikation zwischen der West- und der Ostküste Corsicas war noch immer unterbrochen: auf den Pässen lag der Schnee drei Meter hoch, sodass die Eilwagen nicht hinüberdringen konnten. Nur bis Bocognano fuhr die diligence, und jenseits bis Vivario, dazwischen transportierten berittene Gendarmen die Briefe und Postpakete. Die Corsen seufzten, dass ihre Eisenbahn noch nicht fertig sei, denn zu solchen Zeiten macht sich die grosse Notwendigkeit derselben am meisten fühlbar. In alle Verhältnisse wirken diese Stockungen im Verkehre hemmend ein und es entstehen dadurch Misstände, welche fast unerträglich sind. Lange Jahre werden aber jedenfalls vergehen, ehe dieser Wunsch der Insulaner sich erfüllt, denn die Ingenieure sind auf grössere Schwierigkeiten gestossen, als sie anfangs erwarteten.

Von Evvisa traf der Bericht ein, dass die Einwohner Mangel an allem litten: das Holz, die Lebensmittel waren ausgegangen, das Oel fror ihnen in den Lampen: Wir jubelten, dass wir uns nicht durch den Wunsch, den Actonewald zu sehen, hatten aufhalten lassen.

Wir begrüßten das schöne Wetter mit der grössten Freude, auch schon deshalb, weil wir vor unserer Abreise, Ende März, noch die Ausflüge machen wollten, welche wir bis jetzt aufgespart hatten, in der Hoffnung, die Vegetation im vollem Flore zu sehen.

Die Chapelle St. Antoine wollten wir vor allen Dingen besuchen. Bis zur Sträflingsanstalt gleichen Namens führt der Weg; etwas weiter kann man fahren, dann muss man aber aussteigen und einen Pfad verfolgen, der das Thal weiter hinauf an den sehr steilen Bergen entlang führt. „Eine Viertelstunde braucht man, um sein Ziel zu erreichen“, sagte man uns, doch die Viertelstunden der corsischen Landbevölkerung dehnen sich ins Unendliche aus. Ein Teil des Golfes von Ajaccio sowie im Hintergrunde die Berge bleiben lange sichtbar, welche mit ihrer vermehrten Schneedecke so wunderbar in der Sonne funkelten. Die Gegend wird immer wilder, niedriger Cystus bedeckt die Hänge.

Endlich erreicht man die Höhe und blickt staunend in das jenseitige Thal hinunter; hinter sich das vor kurzem geschaute sonnige, in den prächtigsten Farben erglühende Bild, welches eben hinter Felsen verschwand, und nun ist man plötzlich, mit einem Schlage, in eine grundverschiedene Gegend hineinversetzt. Schroff steigen die Steinmassen an beiden Seiten empor, ausgewaschen, wie durchpflügt, mehrere Felsen isoliert sich erhebend. Da ist keine Spur von Vegetation. Jenseits des einsamen, öde romantischen Thales erblickte man eine Bucht der Westküste, in welcher überall Klippen aus dem Wasser emporragen. Und inmitten dieses unaussprechlich düsteren, melancholischen Thales steht die weiss angetünchte

Kapelle, von schlichter, roher Architektur, und trotzdem in dieser Umgebung sich so ungemein malerisch ausnehmend.

Zwischen den jäh aufstrebenden, seltsam verwitterten Granitmassen hausten in früheren Zeiten die Banditen, und in der Morgendämmerung stiegen sie die schwindelnden Steige herab, um in diesem kleinen Heiligtume dem Mönche ihre Beichte abzulegen und das Abendmahl zu nehmen. Die Gegend war für die Flüchtlinge wie geschaffen, das empfindet jeder, indem er sich umschaute und die Einsamkeit fühlt, sodass man unwillkürlich schaudert. Keine menschliche Wohnung gibt es weit und breit, nur jenseits des schroff abfallenden Thales stehen jetzt zwei graue, von Ziegenhirten bewohnte Häuschen. Als wir das erste Mal die Chapelle St. Antoine besuchten, stiegen über dem Meere schwarze, drohende Gewitterwolken auf, den dunkel ernsten Anstrich der Landschaft noch vermehrend.

Wir sahen eine Höhle an, wo einige Banditen ehemals sich häuslich eingerichtet hatten: die Wohnstätte war auf seltsame Weise wie durch Menschenhand ausgehöhlt, sodass sich inwendig eben so viel Raum bot, wie in den corsischen Hütten. Eine natürliche Spalte in der Rückwand vertritt das Fenster, mehr Licht einlassend, als die Bauern sonst in ihren Häuschen haben. Vorne zeigt sich die Oeffnung, welche als Hausthür diente. Während der Abwesenheit der Banditen drangen eines Tages Soldaten und Gendarmen dort ein, und besetzten die Höhle. Bei Rückkehr der Flüchtlinge gab es einen heissen Kampf; mehrere Banditen fielen, andere wurden gefangen genommen, die übrigen flohen. Seit jener Zeit ist diese Gegend verödet geblieben, und man hat die untersten Höhlen als Ziegenställe eingerichtet.

Wir besuchten die zwei unweit der Kapelle gelegenen Hütten; an einander gebaut, erhebt sich die eine kaum merklich über die andere. Sie dienen als Wohnung für zwei Familien, welche sich in vier Haushaltungen zerteilen. Ausserordentlich malerisch sind die Gebäude, aus grauen Granitblöcken errichtet. Im unteren Raume, gleicher Erde, befindet sich die gewohnte Stube ohne Fenster, wie ich sie auf dem Wege nach der Solarioquelle beschrieb. Oben ist, was selten der Fall, ein weiteres Stockwerk aufgebaut, und hier wo die Thür nach aussen fehlt, mussten winzige, viereckige Fenster angebracht werden. Diese besitzen aber keine Scheiben, nur Läden, um das Eindringen des Regens zu verhüten. Baumäste ragen hier und da aus Lücken in den Mauern hervor; dort, sowie an kahlen Stämmen im Erdreich angebrachter Bäume sind die Kessel und die anderen Küchengeräte aufgehängt.

Alle Mitglieder der verschiedenen Familien waren vor der Thüre gelagert und ergötzten sich über unser Interesse: sie begriffen nicht, was wir an ihren schlichten Wohnungen zu bewundern fänden. Sehr freundlich zeigten sie uns den an jenem Tage verfertigten, schneeweissen Broccio, welcher reihenweise in Weidenkörbchen auf Brettern stand. Diese tragen die Leute auf dem Kopfe oder der Schulter, wenn sie den Käse in die Ortschaften zum Verkaufe bringen. Sie erklärten uns die Bereitung des Broccio: ein kleines Stückchen von dem Magen eines Lammes hebt man in einer Flasche voll kalten Wassers auf, wovon ein wenig in die Milch geschüttet wird. Das sondert alles Fett von den wässerigen Teilen und jenes bildet den Broccio. Der Anblick jener mit Wasser angefüllten und

Stückchen von Lammagen enthaltenden Flaschen machte, von Unreinlichkeit überzogen, keinen Appetit erweckenden Eindruck; man muss hier zu Lande nicht in die Geheimnisse von Küche und Speisekammer einzudringen versuchen, — da gilt das englische Sprichwort:

„where ignorance is bliss, it is folly to be wise.“

Bis Ende Juni können die Hirtenfamilien hier ausharren, dann verursacht der unten sich befindliche See Miasmen und macht die Luft so ungesund, dass jene Leute auf die Berge entfliehen müssen. Erst wenn die Kurgäste sich von Ajaccio entfernen und die Milch nicht mehr so stark verlangt wird, beginnt die Zubereitung des Broccio in grosser Menge.

Diese malerischen Häuschen und die kleine weissleuchtende Kapelle, in dem mit spärlichem Grase bewachsenen, abschüssigen Thale, von seltsam grossartigen, phantastisch geformten Felsen umringt, boten ein Bild, welches sich unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägt: den mächtigen Eindruck kann nur der begreifen, welcher den Kontrast der beiden Landschaften an sich selbst erfahren hat.

Die Gegend zwischen der Sträflingsanstalt und dieser Kapelle ist sehr einsam, man trifft nur Zuchthäusler, meistens Araber, ihre dunkeln Herden hütend, an. Jene Männer haben dieses Amt erhalten, weil sie sich durch gutes Betragen das Vertrauen ihrer Vorgesetzten erworben, und man sie deswegen sich selbst ohne Aufsicht überlässt, aber sie machen trotzdem mit ihrer dunkeln Haut und den wild blitzenden Augen einen unheimlichen Eindruck, besonders wenn man sie in einer so öden, verlassenen Gegend erblickt.

Bei unserer Rückkehr von dieser Partie bekamen wir einen Muflon zu sehen: vor längerer Zeit eingefangen und gezähmt, wurde er wie eine Ziege am Leitseil geführt, und sah die Vorübergehenden mit seinen grossen, dunkeln Augen zutraulich an. Der Körper gleicht nicht im entferntesten einem Schafe, sondern einem Rehe; das Tier hat auch keine Wolle, sondern Haare. Die Hörner sind sehr gross und nach unten zu in die Runde gekrümmt.

Im März ist eine Fahrt nach der St. Antoine Strasse schon wegen der Cyklamen anzuempfehlen, welche dort in tüppigster Fülle am Wege blühen.

Sehr schön nehmen sich auch um diese Jahreszeit von der Alata-Strasse die unendlich vielen Pfirsichbäume aus, deren Blütenpracht wie ein herrlich leuchtendes, glühendrotes Netz den Boden überzieht. Dieser Richtung zu machten wir unsere Abschiedspartie nach dem Pozzo di Borgo Berg, an dessen Hang die Grabkapelle dieser Familie angebaut ist.

Eine kurze Strecke ehe man die Villa Pozzo di Borgo erreicht, welche an jenem Unglücksmorgen der Graf verliess, um sich nach Ajaccio zu begeben, biegt der Weg links ab; dieser ist stellenweise sehr steil und sandig, weswegen die Fahrt von den Kutschern nur ungern unternommen wird, aber keiner sollte sie versäumen, denn die Aussicht, welche man dort genießt, ist über alle Begriffe befriedigend. Was man von der Spitze des Berges als Gesamtheit vor sich hat, wird abwechselnd dem Auge immer wieder vorgeführt, sodass man sie dem Gedächtnisse tief einprägen kann.

Die Kapelle ist ein Rundbau, mit vortretendem Portal, aber sorgfältig verschlossen und verhängt wird dem Vorübergehenden kein Blick ins Innere gestattet.

Von der einen Spitze des Berges blickt man in den Golf von Ajaccio unmittelbar hinunter und erkennt genau, wieviel unzählige Buchten er enthält. Gerade zu seinen Füßen liegt die Hauptstadt. Von der anderen Spitze überschaut man ein Panorama, wie man dasselbe nicht prächtiger wünschen könnte. Nach Norden zeigt sich in weiter Ferne der hochrot angehauchte Capo Rosso, welcher jenseits den Golf von Porto einschliesst. Davor, lang ausgestreckt, der Vorberg, auf dessen Sattel zwischen den zwei durch Genueser Türme gekrönten Hügeln Carghese lagert. Unfern davon, am funkelnden Golfe gleichen Namens gelegen, die Häuschen von Sagona. Rechts, dem Beschauer näher, an den steilen Hang angebaut, Sari. Wir begrüßten Appieto und die Kapelle von Alata, beide, eines hinter dem andern, auf ihren Bergen ruhend. Nach Osten ragten der Monte d'Oro, der Monte Rotondo, der Monte Renoso bis an die Wolken empor.

Ostern wollten wir noch ruhig in Ajaccio verbringen, ehe wir unsere zweite Tour durch den Rest der Insel begannen. Das Fest bietet keine Eigentümlichkeiten, ausser am Samstag in der heiligen Woche, wo um zwölf Uhr eine höchst absonderliche Feier stattfindet. Jeder hält seine Flinte, seine Pistole bereit, und wenn mittags die Glocken zu läuten beginnen, fängt ein wahrhaft betäubendes, hirnverwirrendes Knallen an. Auf der Strasse, von den Fenstern, den Gartenmauern blitzt es nach allen Richtungen, sodass der Unvorbereitete sich unter Tollhäuslern wägend entsetzt eine sichere Zufluchtsstätte sucht.

Am aufgeregtesten sind alsdann die Kinder, scharenweise durchziehen sie die Strassen und die Umgegend. Jeder Schwarm trägt eine Kiste oder ein altes Stück Möbel, laut schreiend, tobend, mit einander ringend, denn jeder befürchtet seinen Anteil an dem Spass zu verlieren. Endlich wird das Mitgebrachte auf die Erde geworfen, und mit Stöcken schlagen die Kleinen auf den Gegenstand los, einen wahren Heidenlärm erhebend und nicht eher ruhend, bis die Kiste, das Stück Möbel in tausend Stücken auseinanderfährt. So wird die Auferstehung unseres Heilandes in Ajaccio gefeiert!

Am aufgereiztesten sind die Kinder, welche
 weise durchziehen sie die Strassen und die
 jeder Schwarm trägt eine Kiste oder ein
 laut schreien töhrend mit einander kämpfend
 bedienter seinen Anteil an dem Spass zu
 wird das Mitleid auf die Erde geworfen und
 stöcken schlagen die Klauen auf der
 einen wahren Heldenmuth erbeut und nicht

X.

Von Ajaccio nach Bocognano. — Besuch bei den Banditen von Bella-Coscia.

Am 31. März wandten wir uns Bocognano zu, denn mehr noch als den berühmten Foggia-Pass zu sehen, welcher, wie viele behaupten, die grossartigsten Naturschönheiten der Insel aufweist, war es uns darum zu thun, die Banditen von Bella-Coscia, welche in jener Gegend hausen, in der Pentic-Schlucht aufzusuchen.

Es schien ein gewagtes Unternehmen für zwei Damen allein, ohne männlichen Schutz, aber wer längere Zeit auf der Insel Corsica verweilt, bekommt ein unerschütterliches Vertrauen zu deren Bewohnern: eines Corsen wegen wird er dieses blinde Vertrauen nie bereuen, denn ein edleres, grossmüthigeres, zuverlässigeres Volk gibt es auf Gottes Erdboden nicht, — eines, dem die Gastfreundschaft heiliger ist. Ueberdies besaßen wir Empfehlungsbriefe an einen der höchsten Beamten Bocognanos und durften uns auf dessen Hilfe, dessen Rat verlassen.

Corsica betretend, muss man sich auf die absonderlichsten sozialen Verhältnisse gefasst machen. Wie so viele ihrer Genossen, entflohen die Banditen von Bella-Coscia nach den Bergen, weil sie Vendetta begangen

hatten. Im Jahre 1846 flüchtete der zwanzigjährige Antoine Bonelli dorthin, ihm schloss sich zwei Jahre später der jüngere Bruder Jacques an. Bei der ersten Blutrache blieb es nicht, ein Mord aus Ehrgefühl folgte dem anderen, bis die feindliche Familie ausgetilgt war. Zuerst verurteilte man die Brüder nur zu fünf Jahren Gefängnisstrafe, doch endlich hatten sie jede Gnade verwirkt: sie sind längst für vogelfrei erklärt. Wer sie lebendig oder tot einliefert, erhält sechs tausend Franken für jeden Kopf und wird noch überdies zum chevalier de la légion d'honneur ernannt.

Diesen Preis zu gewinnen, sind schon viele Gendarmen ausgezogen; es ist aber keinem gelungen. Offen wird niemand den Banditen entgentreten, wenn er die Gefahr kennt; Antoine Bonelli und sein Bruder sind nämlich die bestmöglichen Schützen: hundert Meter mit der Pistole, zweihundert mit der Flinte treffen sie ihr Ziel, ohne jemals zu fehlen, — „c'est à coup sur!“ sagen die Brüder selbst.

Umsonst haben sogar Soldaten und Gendarmen vereint es versucht, diese Banditen zu fangen; mehrmals stiegen sie in beträchtlicher Menge hinauf, in die Penticaschlucht eindringend, und den Monte d'Oro so viel wie möglich umstellend: da sie die Schlupfwinkel der Brüder nicht ermitteln konnten, sollten diese durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Doch diese Flüchtlinge haben mehrere Grotten des mit ewigem Schnee gekrönten Granitriesen auf ein Jahr, ja, welche sogar auf achtzehn Monate mit Proviant, mit Munition versehen und konnten unbesorgt diesen fruchtlosen Angriffen trotzen. Keiner vermag ihnen dorthin zu folgen, so steil, so scheinbar

unzugänglich sind diese Zufluchtsstätten, so undurchdringlich ist das immergrüne Gestrüpp.

Einmal wurde die Belagerung 6 Monate fortgesetzt; die Gendarmen, die Soldaten meinten ihren Zweck erreichen zu müssen, ehe der in diesen Höhen so strenge Winter eintrat: — sie wussten nicht, dass Antoine und Jacques Bonelli, sich auf ihnen nur bekannten Pfaden entfernend, inzwischen vergnügt, alle Sicherheit geniessend, in der Umgebung Orezzas jenseits der Insel hausten, die Zeit gelassen abwartend, bis ihre Bedränger abgezogen seien.

Seitdem hat man die Banditen in ungestörtem Besitze der Schlucht gelassen, höchstens, dass dann und wann hinter Felsen versteckt ein Gendarm gespannt abwartete, ob die Brüder zufällig vorbeikämen und ihm so die höchst erwünschte Gelegenheit geboten würde; aber der Glaube an einen solchen Glücksfall ist fast erloschen, denn mit äusserster Vorsicht verfahren die Banditen. Ueberall stehen Posten aus, mit Fernröhren bewaffnet, um die Gegend überschauen zu können: niemand naht ungesehen bei Tag der Schlucht. Vor ihren Landsleuten fürchten sich die Brüder nicht, denn keiner würde sie verraten.

So viel hatten wir von den Banditen gehört, dass wir uns mit höchster Spannung Bocognano zuwandten. Das reizend grüne Gravenethal hinauf führt der Weg, dem Monte d'Oro immer näher, zwischen welchem und dem Monte Renoso der Fluss entspringt.

Bocognano ist wunderschön vor dem Eingange des Vizzavona-Schlundes gelegen, aus zehn verschiedenen an den Hängen zerstreuten Weilern bestehend. Im Sommer

müssen die Häuser unter den dichtstehenden Nussbäumen fast verschwinden, deren es Prachtexemplare in grosser Menge hier gibt. Hoch ragen zu beiden Seiten die Ketten des Monte d'Oro (2653 Meter), des Monte Renoso (2221 Meter) gen Himmel, der Granit hier und da auf den Höhen aus dem blendenden Schnee hervorschauend. Dieser schmilzt an den höchsten Spitzen sogar im Hochsommer nicht.

In dem ersten Weiler, welchen man erreicht, dem ansehnlichsten von allen, befindet sich das Haus, die jetzige Gendarmerie, wo Napoleon I. als Jüngling gefangen sass und von der Wut des Pöbels bedroht, es ihm gelang, durch das Fenster gleicher Erde zu entkommen. Unfern dieses Gebäudes steht das Hôtel de l'Univers, doch umsonst suchten wir dort Unterkunft; alle Zimmer waren besetzt. Wir wandten uns an den Beamten, und dieser wusste gleich Rat.

„Am Eingang des Ortes, wenn man von Ajaccio kommt, ist ein kleines Haus“, sagte er, „dem François Vesperini gehörig; es ist zwar einfach, aber die Leute sind freundlich und gefällig und gern bereit, ihr Möglichstes zu leisten. Ueberdies sind sie nahe Verwandte der Banditen von Bella-Coscia“, flüsterte er uns zu; er hatte die Briefe gelesen und kannte unseren Wunsch.“ Ich werde Ihnen auch dort im kleinen Hotel einen Ingenieur vorstellen, welcher von Nutzen sein kann. Der junge Mann kam erst kürzlich an, will selbst in die Penticca-Schlucht eindringen, um den jüngsten Banditen, seinen Freund, zu besuchen.“

Wir verstanden, brauchten nicht weiter zu fragen. Öffentlich durfte der Beamte bei einer solchen Sache

nicht helfen, aber jedermann weiss, dass es fast keinen einzigen seiner Kollegen gibt, sogar von den höchstgestellten, welche nicht zu irgend einer Zeit heimlich zur Penticca hinaufzogen, denn so grossartig ist diese Zufluchtsstätte, so interessant deren Bewohner, dass man der Versuchung nicht zu widerstehen vermag.

Bei der Familie Vesperini fanden wir Unterkunft; sehr achtungswert sind diese Menschen. Dem grössten Mangel preisgegeben, dienten der Vater und der älteste Sohn als Postillione der Messagerie, vermochten aber nur mit knapper Not die zahlreiche Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Da entschloss sich die Tochter Martha, auch ihre Kräfte bis aufs äusserste anzustrengen und dem Beispiel des Vaters und des Bruders folgend den Eilwagen über den Foggia-Pass nach Corte zu führen. Während fünfzehn Jahren versah sie dieses Amt, auch zur strengen Winterzeit dem furchtbarsten Wetter trotzend. Wie der Sturm alsdann dort oben manchmal heulen muss, wie tief der Schnee oft in jenen Regionen ist, kann man sich denken, denn der Pass hat 3500 Fuss Höhe über dem Meere. Der Gedanke, ihren Lieben ein sorgenfreieres Los zu bereiten, genügte, um Martha alles Ungemach, jede Entbehrung freudig ertragen zu lassen. Nun ist sie erst 33 Jahre alt, aber sie scheint das Greisenalter erreicht zu haben.

Ein Franzose, die Opferfreudigkeit der Familie bewundernd, liess derselben Geld, um dieses kleine Gasthaus zu errichten, und nun haben die Vesperini ihre Schuld abgetragen, geniessen unbesorgt den Erfolg ihres Fleisses.

Abends sassen wir in der kleinen Gaststube, und der junge Ingenieur erzählte uns von den Banditen. Einen

schwer errungenen Urlaub benutzend, — er arbeitet an der Eisenbahn, welche nun zwischen Ajaccio und Bastia erbaut wird — wollte er seinen Freund aufsuchen. Im vergangenen Sommer erschoss nämlich ein Neffe der beiden Brüder Bonelli den Mann, welcher ihn beleidigt hatte, und bei beiden Onkel fand er die herzlichste Aufnahme. Die Gerichte verurteilten den jungen Mann zu fünf Jahren Gefängnis. „Ich will einen so beträchtlichen Teil meiner schönen Jugend nicht zwischen Mauern eingeschlossen verbringen“, sagt der Jüngling immer, „lieber entsage ich meinem Berufe, jeder schönen Aussicht für die Zukunft und teile die harten Entbehrungen, die steten Gefahren meiner Oheime, denn ein grosses Gut bleibt mir alsdann: die Freiheit!“ „Wenn mein Freund zu zwölf Monaten Gefängnishaft verurteilt worden wäre, dann hätte er sich vielleicht dazu entschlossen, die Strafe abzusitzen“, sagte der Ingenieur, freilich sicher ist es auch nicht, setzte er plötzlich stutzend hinzu, „denn Antoine ist ein stolzer Gesell, und der Gedanke, gefangen gewesen zu sein, würde sein Gemüt lebenslänglich bedrücken, so kann er fröhlicher bleiben.“

Dem Ingenieur war es eine schwere Prüfung gewesen, als der Freund so jählings entfliehen musste. Sie hatten zusammen studiert, waren an dem gleichen Orte angestellt gewesen, um beim Eisenbahnbau thätig zu sein; dasselbe Zimmer bewohnten sie gemeinschaftlich. Seit jenem Tage trafen sich die jungen Männer nicht, und die Sehnsucht war so mächtig gewesen, dass sie Signor Marcelli unwiderstehlich hergetrieben hatte. Am nächsten Tage wollte er uns in die Penticca-Schlucht begleiten. Den Banditen teilte man durch einen Brief diese Absicht mit; ein Bote sollte dorthin abgehen.

Still in sich versunken sass der Ingenieur einige Zeit da, wir aber gedachten alles dessen, was wir über die Blutrache gehört hatten. Endlich wagten wir laut auszusprechen, wie traurig eine solche Unsitte sei, welche im Laufe der Jahrhunderte so Entsetzliches auf der Insel anrichtete.

Der Ingenieur antwortete zuerst nicht, plötzlich zusammenfahrend, warf er das schwarze Haar von der Stirne zurück und blickte uns mit den dunkeln Augen ernst an. Darauf zog er seinen Dolch hervor, welcher fast ein halbes Meter in der Länge mass, und dann die beiden geladenen Revolver, welche er im Gürtel, nebst weiterer Munition trug: „Ich hoffe, dass ich davor bewahrt bleibe, Vendetta begehen zu müssen“, sagte er dann, wie zu sich selber redend, „tritt mir aber der Italiener entgegen, welcher meinen Vetter umbrachte, dann bleibt mir keine andere Wahl: ich muss ihn augenblicklich erschiessen, oder erschlagen, denn ich bin der nächste Verwandte des Ermordeten.“

Die letzten Worte wurden mit eiserner Bestimmtheit ausgesprochen, man fühlte, dass keine irdische Macht diese Absicht wankend machen könne, und unwillkürlich stellte unsere Phantasie sich die entsetzliche Scene vor, welche sich abspielen musste, wenn jener Italiener am folgenden Tage uns in den Weg trat; die Anwesenheit von Damen würde darin nicht die geringste Aenderung bewirken, denn ein Mord darf nicht ungerächt bleiben! Das ist die feste Ueberzeugung aller Corsen.

Sollte der nächste Verwandte auch zögern, den begangenen Frövel zu sühnen, dann würde er auf unliebsame Weise durch andere daran erinnert werden, durch Spott

und Hohnworte, was man in dem corsischen Dialekte „rimbeccare“ nennt. Besonders dem Sohne eines ermordeten Vaters gibt man den „rimbecco“, wenn er diesen noch nicht gerächt hat. Von den Genuesern wurde der, welcher einen „rimbecco“ beging, schwer bestraft. Keiner besitzt die moralische Kraft solchem Spotte zu trotzen, denn das Ehrgefühl dieser Inselbewohner ist äusserst empfindlich; sie vermöchten nicht dem Urtheile der Welt kühn die Stirne zu bieten, auch wenn sie die Vendetta für eine Sünde hielten, aber das thun sie entschieden nicht.

Seit kurzem besteht das Verbot, verborgene Waffen bei sich zu führen: wer einen Revolver trägt erhält drei, wer einen Dolch vier Monate Gefängnisstrafe; die Kraft des Gesetzes ist aber dadurch gelähmt, dass es keinem Gendarmen gestattet wird, persönliche Untersuehung zu halten, — es sei denn, dass zwei oder mehrere Personen in einem Streite begriffen sind. Entfliehen aber die Parteien und halten sich verborgen, so ist nach 24 Stunden die Erlaubnis erloschen, Nachforschung anzustellen.

Der Ingenieur versank in sein früheres Schweigen zurück; man konnte es ihm ansehen, peinliche Gedanken bewegten seine Seele. Der Abend war allmählig herabgesunken, die Sonne dem Untergange nahe. Von den Fenstern unseres kleinen Gasthauses blickt man unmittelbar zu dem Monte d'Oro hinüber, dessen dichtbeschneiter Gipfel auffallend der Jungfrau, von Interlaken aus gesehen, gleicht; der Schnee, durch die Strahlen der sinkenden Sonne berührt, schien sich in hochaufgeschichteten Goldstaub zu verwandeln. Dann begann dieser rötlich zu glühen. Immer tiefer, satter, feuriger ward die Lohe, bis jene voher so

blendend weisse Spitze purpurn verklärt leuchtete. Es war ein Anblick, so prachtvoll, so die innerste Seele ergreifend und erhebend, dass jeder Laut auf der Lippe erstarb, und das Gemüt, welches vor kurzem bei dem Gedanken an so vieles durch menschliche Leidenschaft verursachtes Elend bedrückt gewesen war, sich jetzt beruhigte; wurde man doch an die Grösse und Macht Gottes so deutlich erinnert, welche mildernd, besänftigend, versöhnend auf die Herzen einwirken kann, sodass allmählich durch den Einfluss des Christentums die Finsternis verscheucht wird und das Licht sich auch hier Bahn bricht.

Wunderbar schönes Wetter begünstigte uns, als wir am folgenden Tage die Tour unternahmen; silberweisse Wölkchen bedeckten zwar hier und da den tiefblauen Himmel, aber in der klaren Atmosphäre blitzte der Schnee auf den Höhen, als wäre er aus Diamantsplitter zusammengesetzt. So nahe schienen die Spitzen, dass man sie greifen zu können meinte. An einem solchen Morgen bietet sich die Natur in ihrer unvergleichlichen Frische, in ihrem ungetrübten Glanze, wie neuerschaffen dem Menschen dar, und unsere Augen scheinen die ersten zu sein, welchen der bezaubernde Anblick gewährt wird. Der blosser Gedanke, in eine solche Welt hinauszuwandern, ist eine wahre Wonne.

Rüstig schritten wir voran, denn ein weiter Weg lag vor uns. „Acht Kilometer hin und ebensoviele zurück“, sagte unser Begleiter, aber je länger man auf Corsica verweilt, desto weniger verlässt man sich auf diese Behauptungen.

Ausser dem Ingenieur begleitete uns Martha, ein Weib, wie es wohl wenige gibt, — nicht allein dem Aeusseren,

sondern auch dem Gemüte nach ein Mann, und dieser nicht von den zartfühlendsten. Vor der kann man sich hüten“, sagte man uns oft später: „leidenschaftlich wie sie ist, würde sie die kleinste Beleidigung, wenn auch nur eine vermeintliche, rächen. Ihre Hand ist immer bereit, nach der Pistole zu greifen, welche sie stets bei sich führt.“ Hochgewachsen, stark gebaut, ihr Haar fast weiss geworden, würde mancher junger Leutnant sie um ihren Schnurr- und Backenbart beneiden. Zieht sie aufs Land, dann trägt sie eine Flinte bei sich, um, ihren Brüdern gleich, Vögel oder irgendwelches Wild heimbringen zu können: ohne mit einer Wimper zu zucken, schießt sie die Kugel ab.

An dem Tage walteten aber die freundlichsten Gefühle vor. Behaglich dampfte ihre Zigarre, eine wurde an der andern angezündet; denn wir hatten mehrere Bündel für sie und die Banditen mitgenommen: „Wenn Martha rauchen kann und ein Gläschen Cognac hat, dann ist sie zufrieden“, sagte der junge Ingenieur lachend. „La postillonne“, wie man sie nennt, trug sie den schweren Korb, als sei er eine Feder; was körperliche Kraft anbetrifft, könnte sie kühn mit jedem Manne wetteifern. Er bildete keine leichte Last, da die mitgenommenen Lebensmittel äusserst reichlich ausgefallen waren: die Banditen sollten ja an dem Gabelfrühstück teilnehmen. „Meine Vetter werden sich freuen“, sagte Martha wohlgefällig; „solches Weissbrod und so ausgezeichneten Wein bekommen sie nie, — es sei denn, wenn sie sich verstoßen in die Ortschaften schleichen.“

Ein beträchtliches Stück schritten wir die Chaussee nach Ajaccio entlang, dann taucht ein Pfad jäh in die

Tiefe, dem Gravone zu, durch den mächtigen Kastanienhain hindurchführend. Köstlich kühl muss es hier im Sommer sein, im tiefen Schatten der Riesenbäume, wo der Boden dicht mit Moos bewachsen ist; Myriaden von Thauperlen, Brillanten gleich, hingen an den Grashalmen, an dem hohen, gelbblühenden Buchsgestrüpp und den Feldblumen; diese blitzten wie Edelsteine. Der Gravone jagt laut rauschend und schäumend in seinem Felsenbett dahin, über unzählige Granitblöcke hinweg. Eine Brücke aus einem Bogen bestehend führt hinüber.

Jenseits des Flusses wurde unser Weg, — wenn man ihn überhaupt so nennen darf, immer beschwerlicher. Martha trabte neben uns her, halb verächtlich kräuselte sich ihre Oberlippe, wenn bei den vielen Bächlein, welche unseren Pfad kreuzten, wir mühsam von Stein zu Stein sprangen; sie beachtete weder Granitblöcke noch Wasser, hochaufgeschürzt bedurfte ihr starkes, schwerfälliges Schuhwerk keiner Schonung, und dass Nässe der Gesundheit schaden könnte, war für sie ein unfasslicher Gedanke.

Der Ingenieur musste, mit la postillonnes Hilfe, die obersten der zwischen den Aeckern als Mauern hochaufgeschichteten losen Steine entfernen, damit wir hinüberklettern konnten, denn querfeldein, ohne irgendwelche Abzeichnung führte endlich unsere Bahn. Keine Mühe, keine Anstrengung war dem jungen Manne zu viel, um den fremden Damen behilflich zu sein; indem er jedes Hindernis so viel wie möglich aus unserem Wege räumte, arbeitete er freudig und unausgesetzt: „Sie sind auf unserer Insel Gäste“, antwortete er, eifrig abwehrend, wenn wir ihm danken wollten.

„Alles Land hier, sowie jene Hütte, gehören den Banditen“, sagte er. Wunderbare Zustände! welche man

in unserem zivilisierten Welttheile kaum anderwärts als auf Corsica in diesem Jahrhundert antreffen wird. Die Banditen haben das Thal an der rechten Seite des Gravone, sowie die Penticca-Schlucht als ihr Eigenthum erklärt: dort weiden ihre Herden, die Aecker werden von ihren eigenen Leuten bestellt, und im Herbst der Ertrag unbehindert eingesammelt.

Am steilen Hang des Penticca-Berges stiegen wir darauf entlang, uns mühsam zwischen dem dichten, immergrünen, herrlichduftenden Gestrüpp hindurchwindend. Immer wieder blieben wir stehen, nicht allein, um nach der ungewohnten, übergrossen Anstrengung auszuruhen, sondern auch, um die unvergleichliche Aussicht zu bewundern. Das grüne, farbenschillernde Gravonethal hinunter schaut man bis wo in der Entfernung die Berge sich zeigen, welche den Golf von Ajaccio umringen. Nach der anderen Seite funkelten die Schneeberge, in unbeschreiblicher Pracht sich von dieser Höhe entfaltend.

Die Sonne brannte heiss, wie bei uns im Juni, aber wir durften die hellen Sonnenschirme nicht aufspannen: „Um Gotteswillen nicht!“ rief man uns zu, als wir es versuchten und unsere Begleiter überschauten erschrocken die Gegend; besonders ängstlich glitt ihr Blick die jenseitige Chaussee entlang. Wir fügten uns ohne Widerrede, denn wurden durch unsere Schuld die Gendarmen herbeigelockt, dann konnte es uns in der Penticca schlecht ergehen: wie vermochten wir in einem solchen Falle zu beweisen, dass wir keinen Verrat geübt! Erwachte ein solcher Verdacht, dann waren wir keinen Augenblick unseres Lebens sicher.

Stundenlang dauerte es, ehe wir in die Schlucht einbogen. Diese wird durch Ausläufer des Monte d'Oro

gebildet; am Beginn derselben steigt der mit Schnee bedeckte Riese selbst schroff gen Himmel, mit seinen unzähligen Spalten und Rissen. Dort entspringt der Penticabach, welcher laut tobend dem Gravone zujagt.

Nachdem wir ein wenig in die Schlucht eingedrungen waren, blieben wir stehen, und forschend blickte der Ingenieur nach der jenseitigen Felsmauer hinüber. Dort befindet sich ein Schafstall, denn die Brüder halten sich viele dieser Tiere und eine beträchtliche Anzahl Ziegen. Dort hat man den steinigen Boden wo es nur irgend möglich war, freilich sehr spärlich, angebaut. Der Ingenieur zog seinen Revolver heraus; laut dröhnend krachte der Schuss, in den Schluchten und Klüften des Monte d'Oro stets von neuem wiederhallend.

Ueber den jenseitigen Makis erschien ein Kopf, vorsichtig forschend, wer die Eindringlinge seien. „Das ist der Stelzfuss“, sagte unser Begleiter, „ein Bruder der beiden Banditenhäuptlinge. Als Kind schon verlor er das eine Bein durch falsche Behandlung des Arztes.“ In der Jugend hatte auch er einen Vendettamord begangen, und war zu fünf Jahren Gefängnisstrafe verurteilt worden. Lange trieb er sich auf den Bergen herum, bis er den Entschluss fasste, sich einkerkern zu lassen. Seit seiner Freilassung lebt er bei den Brüdern, wo er als Schuhmacher die Fussbekleidung der vielen Hausgenossen verfertigt.

„Was wollt Ihr?“ tönte es schwach von jenseits der Schlucht herüber.

„Zwei Damen sind hier, welche den Wunsch hegen, die berühmten Banditen von Bella-Coscia zu sehen!“ lautete des Ingenieurs Entgegnung.

„Gut! ich will Antoine benachrichtigen!“ hallte es wider; „nur müsst Ihr weiter in die Schlucht eindringen und dann beinahe bis an die Penticca hinabsteigen.“

Wir gehorchten. „Dort unten, nahe dem Bache, hausen im Makis unzählige Wildschweine“, bemerkte der Ingenieur.

Unwillkürlich hielten wir die Schritte an. „Fürchten Sie sich nicht! die Tiere werden Ihnen keinen Schaden zufügen!“ beruhigte uns der junge Mann lächelnd; sie fliehen den Menschen, sind froh wenn sie unbelästigt bleiben.“ Jäh führt der kleine, kaum merkliche Pfad abwärts; auf dem Steingeröll muss der Fuss sich mühsam einen Halt suchen. Jenseits sahen wir den Stelzfuss die Höhe erklimmen; wer hätte geglaubt, dass er wirklich das eine Bein verloren habe: mit der Flinte rechts, links mit einem Stocke, schien er an der fast senkrechten Wand emporzufliegen.

Wir hatten oberhalb des grünen mit Schaum reichlich befleckten Wassers einen Felsenvorsprung erreicht und lagerten zwischen den Sträuchern, um die Ankunft der Banditen abzuwarten. Die Zeit wurde uns nicht lang, denn die wildromantische, so erhaben grossartige Alpengegend fesselte uns immer von neuem. Von dem Wasser ragen unmittelbar die Felsen schroff empor, mit Makis dicht bewachsen. Dieser ist zu dem grossen Leidwesen der Eigentümer stellenweise abgebrannt, denn dass dichte Gebüsch bot, bei etwaigen Verfolgungen, stets Schutz. Schwarz verkohlt stehen die Reste da, einen seltsamen Kontrast mit dem daneben sich befindlichen glänzend immergrünen Laube und den prachtvollen Blüten bildend.

Welche ungeahnte Lebenskraft, welche Zähigkeit die corsische Vegetation besitzt, das kann der erkennen, welcher hier und anderwärts durch seine eigenen Augen überzeugt wird, wie aus den Wurzeln jener verkohlten Aeste das Laub wieder in unglaublicher Ueppigkeit hervorsprosst. Und in wenigen Jahren hat solches Gestrüpp eine gleiche Höhe wie früher erreicht: denn die Asche des verbrannten Makis besitzt eine wunderbare Triebkraft. Deswegen vertilgt man die Sträucher durch Feuer, ehe Felder an deren Stelle urbar gemacht werden sollen: „Man ist dann einer guten Ernte gewiss“, sagen die Leute.

In diesem Makis erlegen die Banditen viele Wildschweine, der Pentic-Bach liefert köstliche Forellen, unzählige Vögel halten sich in der Schlucht auf, — besonders Amseln in grosser Menge, am Monte d'Oro befinden sich eine Unzahl Mufons, — also fehlt es den Flüchtlingen keineswegs an Wild.

Die Ruhe that nach der grossen Anstrengung unendlich wohl, und der leise Luftzug, welcher über die Schneefelder des Granitriesen streichend uns erreichte, war ausserordentlich erfrischend.

„Dort kommen sie!“ ertönte es endlich; der Ingenieur sprang auf und hob sein Fernrohr an die Augen: „Wie schnell sie gehen, sehen Sie doch!“ Mehrere Gestalten waren auf der höchsten Höhe der jenseitigen Felsenmauer eben sichtbar geworden; regungslos, kaum zu atmen wagend, blickten wir ihnen zu. Vereinzelt schritten sie, wie immer, denn sollte aus einem Verstecke auf sie geschossen werden, würde nur einer getroffen, — den anderen stände es aber frei, sich zu retten. Um keinen

Weg kümmerten sie sich: an dem jäh abfallenden Gesteine stiegen sie herunter, manchmal in dem dichten Gestrüpp verschwindend, dann wieder auf einem hohen Blocke erscheinend, an dessen fast senkrechten Wänden sie sich hinabgleiten liessen. Wir hielten oft erschrocken den Atem an, meinten wir doch, sie müssten zerschmettert unten liegen. — Aber nein, — sie tauchten wieder auf, hoch emporgerichtet wie vorher, wohlgenut. So erreichten sie den Pentic-Bach, wo es nirgends eine Brücke gibt; wie sollten sie herüberkommen? Von Stein zu Stein schwangen sie sich, wie eine Gemse, ein Muflon; uns schlug das Herz ängstlich, — war doch der Zwischenraum manchmal so gross.

Sie hatten das diesseitige Ufer erreicht. Antoine, der älteste Bruder, trat zuerst auf uns zu: „Ich heisse Sie herzlich in der Pentic willkommen“, lauteten seine ersten Worte; „mein Bruder Jacques wird Ihnen selbst seine Freude ausdrücken.“ Beide streckten uns ihre Hand entgegen. Die zwei Brüder müssen einst schöne Männer gewesen sein, ehe die vielen Mühsale und Strapazen der Campagne, die Unbill des Wetters so tiefe Furchen in ihr Gesicht zogen und ihre Haut so kastanienbraun verbrannte; das Haar und der lang auf die Brust herabhängende Bart sind reichlich mit weissen Fäden durchzogen.

„Dort ist mein Neffe!“ fuhr Antoine fort. Wir wandten uns um. „Ach, die Beiden haben alles Uebrige vergessen, man muss sie noch ungestört lassen“, setzte der Banditenhäuptling hinzu, und in seinen dunkeln Augen blitzte es feucht. Festumschlungen hielten sich die Freunde, — es lag unendlich viel in dem Blicke,

welchen sie auf einander richteten: einst stets vereint, Freud und Leid treu teilend und nun seit mehr als sieben Monaten getrennt! — Kräftig, wohlgebaut ist die Gestalt, edel sind die Züge des jungen Banditen; grosse feurige, von Intelligenz blitzende Augen hat er, — jammer-schade um das verfehlete Leben, die vergeudeteten Geistesgaben!

Der Stelzfuss hatte die anderen nebst mehreren ihres Gefolges begleitet. „Der Brief kam noch zur rechten Zeit“, sagte Jacques, „ich wollte gerade bei der Morgen-dämmerung mit meinem Neffen auf den Monte d'Oro steigen, um nach unseren entlaufenen Ziegen zu forschen. Schon vor Jahren entkamen diese und leben nun jeden-falls wild auf den Höhen, aber trotz eifrigen Suchens hat man sie noch nicht entdecken können.

„Bitte, machen Sie es sich so behaglich wie möglich bei uns“, setzte Jacques höflich hinzu; „wir wollen für Sessel sorgen, freilich anderer Art, als die, an welche Sie in Ihren Salons gewöhnt sind.“ Die Häuptlinge suchten sich Granitblöcke aus; erstaunt sahen wir ihnen zu, wie sie die schwere Bürde mit solcher Leichtigkeit herbeibrachten. Auf diese seltsamen Sitze wurden Mäntel ausgebreitet, unsere Füsse ruhten auf mitgebrachten Decken. Hier und da drang ein Sonnenstrahl durch die wunderbar sich verschlingenden Erica-, Myrten-, Leutiskus-, Cystus- und Laurustinus-Sträucher, sorgfältig wurden dort Kleidungs-stücke aufgehängt, um uns vor dem blendenden Lichte zu schützen. Keine Aufmerksamkeit, keine Rücksicht ver-säumten diese selbst an alles Ungemach, an die grössten Drangsale gewöhnten Menschen.

„Jetzt muss man mit dem Essen beginnen!“ erscholl es endlich mit Stentorstimme; es wurde einem schwer zu

glauben, dass die Worte von Frauenlippen herstammen. Martha hatte geschäftig den Korb ausgepackt.

Gehorsam ihrem Rufe, lagerten sich die Banditen zu unseren Füßen auf dem mit Veilchen so reichlich bedeckten Boden; nicht einzeln wie bei uns zu Lande, wachsen diese Blumen empor, sondern in Gruppen, sich eines über das andere drängend und die Luft mit ihrem unbeschreiblichen Wohlgeruch erfüllend. Wir blickten staunend auf die Scene hinunter und glaubten uns von einem Traume befangen. Man möchte des Künstlers Fähigkeit besitzen, das, was wir damals schauten, in seiner seltenen Eigenartigkeit und wunderbaren Charakteristik lebensvoll wiedergeben zu können, denn blossе Worte vermögen das nicht.

Ueber dem helleuchtenden Gebüsch blickte die grossartig beschneite Spitze des Monte d'Oro zu uns herunter, und das Rauschen des Baches, der laute Gesang der Vögel bildete die herrlichste Tafelmusik.

Die Banditen hatten ihre breitrandigen Hüte auf den Hinterkopf geschoben, sodass man ihre scharf markierten, charaktervollen Züge klar erkennen und beobachten konnte. Sie sind gleich den übrigen Corsen in dunkeln, meist schwarzen Baumwollensamt gekleidet, man merkt keinen Unterschied. Aus dem Gürtel blickten Revolver und Dolche von gleicher Länge wie die des Ingenieurs hervor. In Ajaccio kauften wir einen Dolch als Geschenk für die Häuptlinge; dort schien er uns gross, aber wie klein war er nun, als wir ihn mit den riesigen dieser Männer verglichen. Eine schöne Waffensammlung sollen die Brüder besitzen, welche ihnen von Besuchern mitgebracht wurde.

Wie immer hatten die Banditen ihre Flinten nicht weggelegt, sie blieben über der Schulter hängen und kamen oft zu unserem Schrecken in unliebsame Berührung mit uns. Stets sind die Flüchtlinge zur Verteidigung bereit, und der Gewohnheit gemäss glitt ihr Blick oft spähend in die Runde.

Wir Damen sahen uns gegenseitig manchmal ängstlich an, denn wir malten uns die Szene aus, die uns bereitet würde, wenn Soldaten und Gendarmen uns plötzlich überfallen sollten. Die Männer würden alsdann nach den Waffen greifen, von allen Seiten Schüsse knallen, und wir ständen wehrlos dazwischen. Aber gerade dieses Bewusstsein der möglichen Gefahr verlieh dem Unternehmen einen ganz besonderen, uns so vollkommen ungewohnten Reiz.

Die Banditen mochten wohl unser Unbehagen merken. „Hegen Sie keine Bedenken“, sagte Antoine, „die Getreuen halten Wacht“, und indem er das sagte, warf er einem der herzugesprenkten Hunde ein Stück Fleisch zu. Diese Tiere durchjagten abwechselnd spähend die Umgegend. Wunderbar sind die klugen Geschöpfe abgerichtet; wie die Häuptlinge mit grosser Bestimmtheit versicherten und der Ingenieur es bestätigte, erkennen sie alle Gendarmen, sogar wenn dieselben verkleidet sind. Geräuschlos jagen die Tiere zu ihren Herren zurück, auch alsdann nicht bellend, sondern leise, fast unhörbar winselnd schmiegen sie sich nur an die Banditen an, und diese wissen, dass es nun die höchste Zeit ist das Weite zu suchen.

In der Penticaschlucht und am Monte d'Oro wurde auch in längst vergangenen Jahren oft heiss gekämpft und die Erde mit Blut getränkt. Antoine erzählte während des Essens davon. „Gar mancher Gendarm, mancher

Soldat hat hier sein Leben lassen müssen," sagte er; „häufig treffen wir bei unseren Zügen durch Spalten jenes Bergriesen Haufen von Menschenknochen an. . . . Das thaten unsere Vorgänger; in solch grossartigem Massstabe treiben wir es nicht mehr.“

Alten Berichten nach waren in früheren Zeiten, vor fünfzig, sechszig und mehr Jahren, die Flüchtlinge nicht so friedlich und menschenfreundlich als jetzt, das heisst, friedlich und menschenfreundlich nach ihrer Art. Gutgesinnt zeigten sie sich zur Hülfe, zu jedem Opfer bereit für alle, mit denen sie nicht im Vendettakriege stehen, aber dem Feinde gegenüber sind sie unerbittlich, unbarmherzig und stehen nie von ihrer Rache ab. Die Banditen von heutzutage töten nur Soldaten und Gendarmen in Verteidigung ihres eigenen Lebens, ihrer Freiheit und verschonen dieselben möglichst, schon deshalb, weil sie nicht in grösseren Konflikt mit der Regierung treten und keinen Anlass zu erneuter Verfolgung geben wollen.

In ihren Höhlen belagert und in die Enge getrieben, wälzten die Banditen von ehemals grosse Felsblöcke in die engen Schluchten hinunter, wo ihre Angreifer sich befanden; nicht einer von diesen entkam, denn vor solch unerwarteten Waffen war an Verteidigung nicht zu denken.

Abwechselnd sahen wir die verschiedenen Gestalten an. Die Freunde unterhielten sich unausgesetzt: da gab es so viel, was sie sich gegenseitig mitteilen wollten. Antoine hat etwas ungemein Liebenswürdiges, Leutseliges in dem Ausdruck seiner Züge, Jacques' dunkle Augen hingegen funkelten manchmal unheimlich. Der ältere Bruder hat ein gutes Gemüt“, sagten uns die Leute, „doch der zwei Jahre jüngere ist sehr wild, zu Jähzorn geneigt

und bei dem kleinsten Vorkommnisse zieht er die Waffen.“

Eine früher gehörte Erzählung kam uns ins Gedächtnis zurück. Der Maire eines unfern gelegenen Dorfes wurde von seinem Freunde angegangen, ihn bei den Banditen von Bella-Coscia einzuführen. Die beiden zogen heimlich hinauf. Eine freundliche Begrüssung erhielten sie in der Penticca; doch plötzlich erwachte in Jacques Bonellis Brust der Wunsch, von dem Fremden, welcher die einflussreichste politische Stellung bekleidete, einen Posten für seinen Neffen zu erringen. Rührend ist darin die liebende Fürsorge der Corsen für jedes Mitglied ihrer Familie. Warm drang der Häuptling auf den Besuch ein, doch dieser weigerte sich höflich, aber bestimmt, das Geforderte zu gewähren. Da loderte ein unheilverkündendes Feuer in des Banditen Augen auf und schnell riss er den geladenen Revolver aus dem Gürtel; die Weigerung des Fremden hatte Jacques tief verletzt. „Meine Neffen und Nichten liebe ich wie die eigenen Kinder“, sagte er, „und würde ihretwegen gern das äusserste wagen, weder Last noch Anstrengung und Gefahr scheuen.“

Entsetzt sprang der Maire hinzu und stellte sich zwischen seinen Freund und Jacques. „Um Gottes willen“, rief er, „bedenkt meine Lage! Auf eure Gastfreundschaft bauend, brachte ich diesen Herrn mit; ich bin für seine Sicherheit verantwortlich, auf mich fällt jeder Tadel, falls ihm etwas zustösst. Deswegen habt Erbarmen mit mir! Erinnert Euch, wie heilig stets das Gastrecht bei uns gehalten worden ist.“

Jacques steckte den Revolver in seinen Gürtel zurück; trotz der furchtbaren Entrüstung machten die letzten Worte einen Eindruck auf ihn.

Der Maire beeilte sich, Abschied zu nehmen, denn keinen Augenblick wusste er seinen Freund sicher bei dem jäh auflodernden Temperamente des jüngeren Bruders. Immer blieb er zwischen den beiden als Schild, den Häuptling streng und unausgesetzt beobachtend, und atmete erst erleichtert auf, als sie jenseits des Gravone anlangten.

Dass aber die Banditen einer freundlichen und vernünftigen Ueberredung gegenüber nicht unzugänglich sind, dafür zeugt eine andere Begebenheit. Die Brüder hatten es erfahren, dass ein hoher Regierungsbeamter von Ajaccio nach Corte ziehe, in dessen Macht es stand, Stellen zu verteilen, und es gab wieder zwei Neffen, welche versorgt werden mussten. Der Reisende sass in Gedanken versunken im Wagen da, als plötzlich dem Kutscher „Halt!“ zugerufen wurde. Die beiden verwitterten Gestalten traten grüssend heran und erklärten ihre Absicht.

„Es thut mir leid“, sagte der Beamte, „jene Stellen habe ich jüngst vergeben.“

„Ihr könnt das Versprechen rückgängig machen“, fielen ihm die Banditen drohend ins Wort, indem sie die Waffen ergriffen.

Behertzt öffnete der Reisende den Wagenschlag und hochaufgerichtet trat er den Brüdern entgegen; kühn, äusserst mutig ist die corsische Natur, sie kennt keine Furcht. „Ich bitte Euch es selbst zu überlegen“, sagte er ruhig, „ob eine solche Handlungsweise zu entschuldigen wäre, falls ich jene zwei aus ihren Stellen vertriebe, wo sie mir durch ihr Betragen keine Ursache dazu gegeben haben?“

Antoine und Jacques Bonelli stutzten; nachdenklich senkten sie den Blick zu Boden und das Feuer erlosch.

allmählig in ihren Zügen: „Ihr habt Recht!“ murmelten sie endlich, indem sie die Waffe in den Gürtel zurücksteckten.

„Ich verspreche“, fuhr der Regierungsbeamte fort, „dass, wenn wieder Stellen frei werden, ich Eure Neffen ins Gedächtnis zurückerufen will.“ Und er bot den Banditen seine Hand zum Abschiedsgrusse dar.

„Abgemacht!“ riefen die beiden herzlich einschlagend; und nun wünschen wir Euch eine glückliche Reise.“

Jacques Bonelli ist augenblicklich in grosser Aufregung, denn kürzlich hat man seinen Sohn eingekerkert. Im Streite mit einer Frau begriffen, erschoss der junge Mann diese, und wurde, — was auf Corsica äusserst selten geschieht, fast unerhört ist —, von der Verwandtschaft des Opfers den Behörden ausgeliefert. Jetzt wartet Jacques grollend ab, wie das Urteil der Jury ausfällt: falls man meinem Sohne mehr als zwei Jahre Haft zuerteilt, dann wehe den Verrätern!“ soll er ausgerufen haben. Die Familie der Ermordeten ist sehr zahlreich und man sieht der Zukunft angstvoll entgegen.

Die Männer sprachen von ihrer fast unglaublichen Schiesskunst: „Nehmen Sie ein Geldstück zwischen Daumen und Zeigefinger“, riefen sie uns zu, „stellen Sie sich dann eine beträchtliche Strecke entfernt von hier auf, und wir werden Ihnen die Münze fortschiessen ohne Sie im geringsten zu verletzen.“

Wir fuhren bei dem blossen Gedanken zusammen; Jacques lachte belustigt auf. „Sie trauen uns wohl nicht?“ setzte der Häuptling hinzu; „wenn Sie im Wipfel des höchsten Baumes ein Blatt bezeichneten, wir würden es treffen.“

Daran zweifelten wir nicht, aber für das Ruhighalten der Münze zwischen Daumen und Zeigefinger konnten wir uns nicht mit gleicher Bestimmtheit verbürten.

Antoine erzählte uns manche Episode aus seinem stürmisch bewegten, an Kämpfen und Gefahren so überreichen Leben; meine Schwester wagte die Frage an ihn zu richten: „wie viele Menschen er umgebracht habe?“ Erchrocken wollte ich sie daran verhindern.

„Ich zählte sie nicht“, entgegnete er kurz.

„Doch nicht vierzig?“ lautete die weitere Erkundigung.

„Eh! das reicht bei weitem nicht!“ lachte der Häuptling, indem er die Hand rasch an der Kopfseite emporschnellte, wie die Corsen zu thun pflegen, wenn sie ihre Worte energisch bekräftigen wollen.

Erbebend, rangen wir umsonst darnach unser Entsetzen zu verbergen.

Der älteste Bruder hatte seine Mahlzeit beendet und stand auf; Veilchen pflückend, ging er in der Umgebung hin und her, die schönsten, prächtigsten aussuchend, um den fremden Damen Vergnügen zu machen. Es war ein eigener Anblick bei diesem Manne, welcher, wie er eben selbst eingestanden, viel mehr als 40 Menschen mitleidlos gemordet hatte.

„Sie sollten uns oben besuchen“, sagte Jacques, „unsere Frauen würden sich unendlich freuen, Sie willkommen heißen zu dürfen. Wenn es heute nicht sein kann, dann morgen oder an einem anderen Tage. Fahren Sie bis zur Mündung der Schlucht gegenüber und dann sollen Maulesel bereit stehen, um Sie hinaufzubringen.“

Hoch auf der jenseitigen Felsmauer, aber von hier unten nicht sichtbar, haben die zwei Häuptlinge, für ihre beiderseitigen Familien und die vielen Hausgenossen Wohnungen erbaut: Palais vert de Pentica, nennt Jacques Bonelli die seinige. Den Söhnen, den Töchtern der Banditen steht es frei in die Welt zurückzukehren, — jene dienen beim Militär ihre Zeit ab. Die Häuptlinge und deren Neffe bringen selbst niemals die Nacht unter einem Dache zu, sondern steigen am Monte d'Oro hinauf, wo sie in einer versteckten, nur ihnen bekannten Grotte Zuflucht suchen.

Ein einziges Mal wich Antoine von dieser Gewohnheit ab, und blieb in seinem Heim, von dem Wunsche getrieben, die Glieder auf weicherer Stätte ausstrecken zu können, aber dieses kam ihm teuer zu stehen. Man weiss nicht ob die Gendarmen davon Kenntnis erhielten oder ob ihr Erscheinen Zufall war: plötzlich umzingelten sie das Gebäude und Antoine schien verloren. Da kam seine Frau auf den Gedanken, eine Gestalt aus Kissen so herzurichten, und derselben ihres Mannes Kleider umzulegen: an einem Seile liess man den vermeintlichen Banditenhäuptling hinunter. Die Gendarmen gingen in die Falle und von allen Seiten herbeispringend boten sie dem Antoine Gelegenheit nach einer andern Richtung das Weite zu suchen. Zu früh erkannte man zwar die Täuschung und schoss auf den Flüchtling, dieser konnte aber trotz mehrerer Wunden eine Grotte des Monte d'Oro erreichen.

„Sie sollten uns oben besuchen und einige Tage dort verbringen“, wiederholte Jacques.

Wir vermochten als triftigen Grund der Weigerung unsere baldige Abreise anzugeben.

„Dann werden Sie wenigstens unsere Gegengeschenke annehmen?“ fragten beide Brüder: Sonst halten sie für solche Gelegenheiten hübsche, selbstgeschnitzte Holzgegenstände bereit, aber diese waren alle ausgegangen. Sie brachten durch ihre Frauen bereiteten Osterkuchen: Bretzeln bunte Eier einschliessend; Birnen von ihren Bäumen, eine eben geschossene Amsel und als beste Gabe eine Kürbisflasche: auf dieser ist Antoines Name eingeritzt. Sie wird uns immer als Erinnerung an jenen überaus interessanten Besuch wert bleiben.

„Wir wollen Sie ein Stück begleiten“, riefen die Banditen, als wir zum Aufbruch mahnten, da wir den weiten Rückweg vor uns hatten und beinahe zwei Stunden seit unserer Ankunft vergangen waren. Trotz unserer Mahnung überschritten sie die Schlucht, kletterten an dem jenseitigen Hange mit uns entlang; manchmal glitt ihr Falkenblick spähend zu der jenseitigen Chaussee hin, denn sie wussten nur zu gut, wie gross das Wagnis sei, — aber dort blieb alles ruhig.

Endlich hielten sie die Schritte an: „Wir bauen darauf, dass Sie Ihren Besuch in der Zukunft erneuern; Sie sollen uns stets willkommen sein!“ sagten die beiden Häuptlinge herzlich.

„Wenn Sie in Ihre Heimat zurückgekehrt sind, dann schreiben Sie uns einige Zeilen“, fuhr Jacques weiter fort; „mein Bruder spricht nur corsisch, aber ich bin der französischen Sprache kundig und schreibe sie sogar“, setzte er wohlgefällig hinzu. „Wir möchten wissen, wie es Ihnen ergangen ist, ob unsere Insel Ihnen bis zuletzt gefiel. Adressieren Sie an Jacques Bonelli, Palais vert de Pentica bei Bocognano, vergessen Sie es nicht! Alle

unsere Briefe werden auf der Post von den Verwandten abgeholt und hierher gebracht.“

Wir konnten es getrost versprechen und hielten es auch. Die Antwort blieb nicht lange aus; sie enthielt warme Versicherungen ewiger Freundschaft: sollten wir nach Corsica zurückkehren so brauchten wir in Gefahr oder irgendwelcher misslichen Lage, nur einen Boten an die Banditen von Bella-Coscia abzuschicken, um baldmögliche Hilfe zu erlangen.

„Auf Wiedersehen! auf baldiges Wiedersehen!“ Noch lange standen die drei an dem steilen Hange und winkten uns eifrig zu; klar zeichneten sich in der Sonne und gegen das glänzende Gebüsch die dunkeln, kräftigen Gestalten ab. Um neun Uhr morgens waren wir ausgezogen, halb sieben schlug es eben von der Turmuhr, als wir wieder nach Bocognano zurückkehrten. Das jüngst Erfahrene gehörte jetzt der Vergangenheit an, wird aber unauslöschlich in unserem Gedächtnisse fortleben: es zählt zu den Ereignissen, welche sich nie wieder vergessen lassen, sondern in unveränderter Frische, in nie sich vermindender Klarheit dem geistigen Auge vorschweben und den inneren Menschen mächtig anregen.

XI.

Von Bocognano nach Vivario über den Foggia-Pass. — Besuch des Sorba-Waldes. — Von Vivario nach Corte. — Sehenswürdigkeiten dort. — Ausflüge nach dem Restonica-Thal und der Scala di Santa Regina.

Der Weg zwischen Bocognano und Vivario gehört zu dem Schönsten, was der Mensch auf Erden sehen kann, und sogar auf solche, welche die Schweiz kennen, macht die Gegend einen überwältigenden Eindruck. Unmittelbar hinter Bocognano fährt man in den Schlund des Vizzavona ein, zwischen den fast senkrecht abfallenden Wänden des Monte d'Oro (8705 Fuss) und des Monte Renoso (7546 Fuss), wo der Gravone sich im Laufe der Zeiten sein Bett tief ausgegraben hat. Reizend sind die Rückblicke auf Bocognano; ungemein grossartig ist der Monte d'Oro mit seinen jähren Abgründen und vielen Klüften, in denen oft prächtige Wasserfälle schäumend herabstürzen, sich silbern von dem dunkeln Granit abhebend. In anderen Schluchten drängen sich Waldungen in der Tiefe oder üppiges, immergrünes Gestrüpp, den Raum vollkommen ausfüllend. Auf der Höhe blitzte aber der Schnee, von den Sonnenstrahlen berührt.

Ueberall wird stark an der Eisenbahn gearbeitet — eine ungeheuerere Aufgabe, denn mühsam muss Schritt für

Schritt dem Urgestein abgerungen werden. Am Ende dieses prachtvollen Schlundes ist der Eingang des Vizzavona-Tunnels, des längsten der ganzen Bahn. Vor der Oeffnung stehen einige Häuser und Baracken für die Arbeiter. Staunend schweift der Blick in die Runde, und tiefe, wortlose Ehrfurcht vor der Schöpferkraft Gottes ergreift die Seele. Der Himmel, morgens so schön, hatte sich allmählich umwölkt, aber das stimmte zu der düsteren, ernst erhabenen Gegend.

Wenn der Pass schon in Sicht ist, beginnt der Forst von Vizzavona, nach dieser Seite aus Buchen bestehend — wahre Prachtexemplare, obgleich der Wald bis zu 3500 Fuss über dem Meere liegt, zwischen dem Monte d'Oro und der Kette des Monte Renoso eingekellt. Im Sommer müssen sie sich in ihrem Blätterschmucke herrlich ausnehmen, aber sie werden erst Ende Mai oder Anfang Juni grün. In diesem Walde hausten in früheren Zeiten Banditen in grosser Anzahl.

Indem wir emporstiegen, zeigte sich immer mehr Schnee auf der Strasse, in der Mitte wenig, aber an den Seiten ward er immer tiefer. An besonders gefährlichen Stellen sind Balken am Rande der Chaussee errichtet, damit man im Winter, wenn der Schnee hoch liegt, den Beginn des Abgrundes erkennen und ein Unglück verhüten kann.

Auf dem Passe von Vizzavona (3500 Fuss über dem Meere) stehen einige Häuser, und der Col wird durch ein düster aussehendes Fort beherrscht. Dieser Pass ist die Wasserscheide des Gravone und des Tavignano. Wie man uns erzählte, weht an den einsamen Gebäuden der

Wind oft sogar im Sommer eisig; uns bot sich eine vollkommene Winterlandschaft dar.

Jenseits des Col beginnt ein grosser Lärchen- und Fichtenwald. Im Jahre 1866 fand hier eine Feuersbrunst statt, welche drei Tage dauerte und entsetzlichen Schaden anrichtete. Die beträchtliche Menge der nach allen Richtungen stehenden verkohlten Riesenstämme geben ein Bild von dem Umfang des Forstes. Man nimmt an, dass diese Feuersbrunst durch Fahrlässigkeit entstanden, indem Leute, welche im schäumenden Vecchio nach Forellen angelten, brennende Schwefelhölzchen in das Dickicht warfen.

Als wir den Col erreichten, hatten sich Wolken am Monte d'Oro gelagert; von allen Seiten zogen sie mit rasender Schnelligkeit herbei, und im Nu waren wir von Nebel umringt, sodass uns kein Blick auf die herrliche Gegend gestattet wurde. Im Zickzack geht es nach Vivario hinunter. Um drei hatten wir Bocognano verlassen, um sechs erreichten wir unser Ziel — die Entfernung beträgt 22 Kilometer.

Das kleine Gasthaus der Familie Desoigne besteht schon seit sehr langer Zeit und gehört zu den besten auf Corsica, so einfach es auch ist. An die Thüre kann man nicht fahren, da nur eine wahre Hühnersteige von der Gasse hinaufführt.

Die Gattin des Maire fand sich gleich ein, nachdem wir ihrem Gemahle den Empfehlungsbrief des Monsieur de Casabianca geschickt hatten, um ihren Mann zu entschuldigen, dass er sich uns nicht augenblicklich zur Disposition stelle, weil er von zu Hause abwesend sei. Sie erbot sich an seiner Stelle uns zu begleiten. Uns war darum zu thun, die kleine Kirche zu sehen, auf

deren Schwelle, wie Gregorovius und andere erzählten, sich der Grabstein befand, auf welchem ein Fluch über den darunter liegenden Vendettamörder eingegraben wurde: „Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen! (verflucht sei, wer seinen Nächsten heimlich erschlägt, und alles Volk wird sagen Amen! 5. Mos. Kap. 27). So grossen Eindruck machten diese Worte, dass seit zwei Jahrhunderten kein Mord in dieser Gegend begangen wurde. Umsonst fragten wir unsere Begleiterin darnach, und auch der Maire, als er sich endlich einstellte, wusste nichts darüber zu berichten. Durch die Tritte der Vorbeischreitenden allmählich verwischt, ist auch die Erinnerung an jene Inschrift aus dem Gedächtnisse verschwunden, und doch wäre es sehr wünschenswert, dass deren Inhalt den jetzt lebenden Generationen immer wieder vorgehalten würde, damit die dem Christentume so grell widersprechende Unsitte endlich ausgetilgt würde.

Vivario hat erst in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren die jetzige Gestalt angenommen, bis dahin war es ein elender Weiler. Auf dem jenseitigen Hange steht die kleine, weissangestrichene, einsame Kirche, welche in früheren Zeiten den weitzerstreuten Ortschaften der Umgegend als gemeinschaftliches Heiligtum diente. Dort trafen sich alle und es entstanden viele Fehden, welche zahlreiche Opfer forderten. Unweit dieses Ortes liegt auch die Scene von Mérimées Erzählung „Colomba“.

Die Lage von Vivario ist eine gar eigentümlich schöne. Ausserhalb des Dorfes erhebt sich der Turm, von wo die Genueser das Thal des Vecchio beherrschten, und es dem Feinde ausserordentlich schwer wurde, den

Pass zu erreichen. Der Blick hinunter ist reizend, wo man den Fluss, welcher auf dem Monte d'Oro entspringt, in seinen vielen Windungen verfolgt. Zwischen den zwei Ketten des Monte Rotondo und des Monte d'Oro ist der Vecchio eingengt. Die höchsten Spitzen der Granitriesen sind aber von hier aus nicht sichtbar.

Der März war für diese Ortschaften aussergewöhnlich streng; 40 Centimeter hoch lag der Schnee in den Strassen, auf dem Passe war er anderthalb, stellenweise zwei, ja wo er durch den Wind zusammengeweht war, bis zu drei Meter hoch. In Ajaccio hatte man die Reisenden versichert, dass der Pass fahrbar sei, aber in Bocognano angekommen, hiess man die Armen aussteigen, da sie nicht anders als zu Fuss oder zu Pferd nach Vivario und Corte gelangen könnten. Nur ein Saumtier stand zur Disposition, welches von jenseits die Briefpost herübergebracht hatte; dieses übergaben die Beamten dem Meistbietenden. Ein Engländer erwarb das Tier, den übrigen blieb keine andere Wahl, als zu Fuss allen Gefahren zu trotzen, welche bei dem mühsamen Emporklimmen durch den meterhohen Schnee und in dem bitterkalten Sturme nicht gering waren. Halb erstarrt langten sie endlich in Vivario an. Eine Einrichtung zu treffen, damit bei solchen Vorkommnissen Reisende in Schlitten über den Col befördert werden könnten, kommt bei dem Schlendrian hierzulande den Leuten nicht in den Sinn.

Nachdem es den ganzen vorhergehenden Tag geregnet hatte, klärte sich am 2. April das Wetter auf, und wir entschlossen uns, den Pass aufs neue zu besteigen, da wir wünschten, diesseits des Berges die herrliche Aussicht zu geniessen. Der Maire und seine Gattin boten

sich freundlichst an uns zu begleiten. Der Weg führt das Vecchiothal hinauf. Reizend bietet sich bei der Ersteigung Vivario dar, lang ausgestreckt und schmal ziehen sich die Häuser am Berg empor; darüber hinaus schaut man auf das untere Vecchiothal hinab. Wolken hüllten die höchsten Spitzen der Berge ein. Die kleinen Häuser an der Strasse sind mit langen Holzschindeln bedeckt, welche grosse Steine beschweren, wohl eine sehr nötige Massregel, denn in dieser Höhe muss der Wind manchmal furchtbar toben.

Der Vizzavona-Wald wird sehr gelichtet, die schönsten, mächtigsten Exemplare fallen alle unter dem Beile. Man sorgt jedoch auch dafür, dass derselbe nicht gänzlich ausgerottet wird.

Der Maire und seine Gattin erzählten uns, dass im Sommer die Erde zu Füssen der grossen Bäume mit Erdbeerpflanzen bedeckt sei, deren köstlich saftige Früchte so tüppig sind, dass man auf einem wenige Quadratfuss grossen Fleckchen eine genügende Menge für die zahlreichste Gesellschaft pflücken könne. Sehr oft werden alsdann von Vivario aus Parteen hierher gemacht.

Auf dieser Fahrt möchte man tausend Augen haben, um das herrliche Bild in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit vollkommen in sich aufzunehmen. Ehe wir den Col erreichten, kehrten wir um, denn der Maire wollte uns den diesseitigen Eingang des Vizzavona-Tunnels zeigen. Der Weg führt von der Chaussee ab, und dann ungefähr einen Kilometer entlang. Unsere Begleiter lenkten unsere Aufmerksamkeit auf ein kleines Haus, welches sich neben dem Wege erhebt: dort wurden vor kurzem Banditen von Gendarmen überrascht, als jene eben behaglich um einen

Tisch versammelt waren und assen und tranken. Die Gendarmen erschossen einen Banditen, wurden aber selbst nicht verletzt und nahmen die ganze Gesellschaft gefangen, mit Ausnahme eines Einzigen, dem es gelang, die Flucht zu ergreifen.

Am Eingang des Tunnels stehen auch hier Häuser für die Arbeiter und Schuppen für die Maschinen. An dieser Seite hatte aber die Arbeit aufgehört, denn es stellte sich zu viel Wasser ein: die Wölbung war einige Fuss damit angefüllt und weiter unten stand es noch viel höher. Der Tunnel, welcher vier Kilometer lang ist, fällt nämlich von hier aus nach dem anderen Ende hin ab. In 14 Tagen hoffte man damals, dass er durchbrochen sein würde. Die Bahn misst von Ajaccio nach Bastia 140 bis 150 Kilometer, von welchen jedes 400 000 Franken kostet, weil die Strecke ausserordentlich gebirgig ist. Auf 100 Meter sind 3 Meter Steigung.

Im Zentrum des Forstes befindet sich der diesseitige Eingang des Vizzavona-Tunnels, zu Füssen des Monte d'Oro, dessen höchste Spitze sich unmittelbar daneben erhebt. Als wir dort standen, entschleierte sich der Riese plötzlich, und mit atemloser Bewunderung blickten wir zu ihm empor. Viel grossartiger ist hier die Form als jenseits, von Bocognano aus: jäh, wild zerrissen ist der Absturz von der blendendweissen Spitze. Unten sind die Hänge mit Waldungen bekleidet, zwischen ihnen zeigt sich ein Wasserfall; überall rauscht es schäumend der Tiefe zu.

Von dieser kleinen Arbeiterniederlassung überschaut man das ganze Vecchiothal bis an den Tavignano, in welchen der Bach sich ergiesst. Jenseits erheben sich

die Berge der Castagniccia, wohin unser Weg führen sollte. Indem wir nach Vivario hinunterblickten fiel es uns von neuem auf, dass es hier keine Totenkapellen gibt: überall wo wir bisher gewesen, waren sie reichlich vertreten. Alle Leichen werden im Kirchhofe begraben. Die Kapelle wo man früher sämtliche Toten, wie in Santa Lucia di Tallano, hineinversenkte, ist zur Ruine zerfallen.

Gern wären wir durch den Sorba-Wald nach Ghisone gefahren, um von dort bis zum Col de Verde vorzudringen, und um uns alsdann nach Aleria weiterzugeben, aber durch den aussergewöhnlich vielen Schnee, welcher in dem Jahre gefallen, war die Strasse unterbrochen und wir mussten unserem Plane entsagen. Die Route, (von Vivario nach dem Col de Verde mehr als 37 Kilometer) soll wahrhaft entzückend sein. Der Wald von Sorba ist einer der kleinsten von Corsica, aber unendlich malerisch. Ghisone liegt sehr schön, zu Füßen der wild aufgehäuften Felsengruppe Christe Eleison. Das kleine Gasthaus des Dorfes soll ein recht empfehlenswertes sein, und wir hätten dort gut zwei Nächte verbringen können, um die Tour nach den Marmano- und Verde-Wäldern, bis zum Col dieses Namens zu unternehmen. Der Marmano-Forst ist einer der ausgedehntesten Corsicas, dort befindet sich die Sommerniederlassung der Sträflingsanstalt Casabianda, in der Nähe Alerias gelegen, welche wir später zu besuchen gedachten. Von Ghisone aus macht man auch den Ausflug nach dem Inzecco-Schlund, dessen Abgründe wahrhaft erschreckend in ihren jähen Abstürzen sein sollen und zu dem Interessantesten gehören, was die Insel, so unendlich reich an Naturschönheiten, aufweist.

Die Tour von Vivario bis zum Col de Verde bietet die unvergleichlichsten Genüsse, denn jeder Wald hat seine ihm ganz eigentümlichen Reize, und überrascht den Reisenden fortwährend aufs freudigste. Leider werden die Marmano- und Verde-Wälder stark exploitiert und sollen dadurch schon viel von ihrer Schönheit eingebüsst haben; auch hat das Transportieren der Stämme die Wege, sonst auf der Insel so gut erhalten, schlimm zugerichtet.

Um einen Begriff von einem corsischen Urwald zu bekommen, führen wir durch den von Sorba, bis zur Stelle wo 40 Meter weit die Strasse in den Abgrund gestürzt war, sodass nicht einmal Fussgänger hinübergelangen konnten, sondern einen furchtbar steilen Pfad, mühsam von Felsblock zu Felsblock springend, zum Col de Sorba emporklimmen mussten. Um diese Jahreszeit kann der Ausflug nur nach einem milden Winter unternommen werden, denn die Pässe sind hoch, der Col de Sorba 4250 Fuss, die Bocca di Verde 4200 Fuss, 700 Fuss höher als der von Foggia. Ueberdies befährt die Post diese Strasse nicht, und so lässt man den Schnee liegen, bis er von selber schmilzt.

Traurig berührt es, so viele der herrlichen Bäume von Raupennestern bedeckt zu sehen: in grossen, weissen, musselinartigen Büscheln hängen sie daran, manchmal Guirlanden bildend. Diese Tiere, *bombyx processionis* genannt, richten an den corsischen Bäumen grossen Schaden an, denn ihre Gefrässigkeit übersteigt alle Begriffe. Die Raupen kriechen nach einiger Zeit aus und zur Erde fallend reihen sie sich in langer Prozeßion aneinander an; verliert eine das Gleichgewicht und unterbricht die Reihe, dann schliessen die anderen sich augenblicklich

an. Wehe dem Baume, welchen solche ProzeSSIONen sich als Opfer ausersehen haben, er ist dem sicheren Tode verfallen. Wie aber Monsieur le Maire und seine Gattin erzählten, welche uns auch hierher begleitet hatten, sind es nur einzelstehende Bäume, welche der Gefahr ausgesetzt sind; in den Wald dringen die Raupen selten ein. Hier, sowie im Vizzavona-Forst gibt es herrliche Exemplare von *pinus laryx*, deren Stämme 25 bis 30 Meter hoch sind.

Wunderschöne Blicke werden durch die Bäume auf das herrliche Land gewährt. Bis zum Col ist der Berg an einigen Stellen sehr dicht bewaldet, denn hier hat die Axt noch nicht so arg gelichtet, wie anderwärts. Die Strasse ist infolge dessen ausgezeichnet. Der Monte Rotondo entschleierte sich uns in seiner vollen, blendenden Schönheit, sodass wir von beiden Granitriesen eine Ansicht gewannen.

Nachmittags fuhren wir nach Corte weiter. Der Abschied von dem guten Maire Monsieur Murracioli und seiner liebenswürdigen Gattin, einer geborenen Vannucci, fiel uns recht schwer, und wir werden immer mit Dankbarkeit an ihre uns bewiesene Gastfreundschaft zurtückdenken.

Die Fahrt von Vivario nach Corte, durch das Thal des Vecchio (22 Kilometer), bietet eine Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder. Der schönste Punkt dieser Strasse aber ist am Ponte del Vecchio. Hier verabschiedete sich Pasquale Paoli nach der unglücklichen Schlacht von Pontè Nuovo von seinen Freunden, ehe er nach Porto Vecchio entfloh, um sich von dort nach England einzuschiffen. Schwerer musste ihm die Trennung

in dieser grossartigen Gegend werden, wo alles angethan war, ihn mächtig an die geliebte Heimatsinsel zu fesseln. Wie muss es sein Herz ergriffen haben, als er sich umblickte, als er zu den majestätischen schneegekrönten Bergen emporschaute, welche er als Kind, als Jüngling von seinem Heimatsdorfe aus so oft bewunderte. Man fühlt alles mit, wenn man jene Szene zurückruft. Damals überspannte ein hölzerner Steg das kleine, rauschende Flüsschen, jetzt ein Prachtbogen von 30 Meter, und 32 Meter über dem Wasserspiegel erhaben, da das Bett von hohen Felsen eingerahmt ist. Sie soll die schönste Brücke der Insel sein und macht in der unvergleichlichen Umgebung einen wahrhaft ergreifenden Eindruck.

Die Steigung nach Serraggio, ein ansehnliches Dorf, und San Pietro di Venaco ist eine beträchtliche und gewährt genügende Zeit, um das herrliche Gebirgs panorama zu bewundern. Arrigo Colonna, Bel Messere genannt, einer der Signori des zehnten Jahrhunderts lebte in Poggio di Venaco und ward ermordet, — tief trauerten die Corsen bei der Nachricht.

In der Nähe von San Pietro di Venaco besitzt die Familie Pozzo di Borgo eine grosse, schöne Villa, wo sie im Sommer einige Monate zubringt; hochgelegen, allen Winden ausgesetzt, soll es dort immer kühl sein. Eine ungemein schöne Aussicht muss sich von den Fenstern darbieten. Bei klarem Wetter überschaut man das Tavignanothal, die Castagniccia bis nach Aleria hin, worüber hinaus sich ein Stück des blauen Meeres zeigt: eine fortwährende Abwechslung von Bergen und Thälern, in der Ferne in hellblauen Duft gehüllt, allmählig in dunklere Tinten übergehend. San Pietro di Venaco (774

Meter über dem Meere), bleibt, auf seinem Felsengrate ausgestreckt, lange sichtbar und bildet einen gar lieblichen Zug in der Landschaft.

Endlich kommt Corte in Sicht, und von dem wunderbaren Bilde tief bewegt, riefen wir dem Kutscher „Halt!“ zu. Man hat die Lage Bonifacios die eigentümlichste der Insel genannt, aber indem man Corte erblickt, welches, im Zentrum der Insel gelegen, in vergangenen Zeiten immer die nationale Hauptstadt war, der Mittelpunkt des patriotischen Lebens und der Sitz ihrer Regierung, weiss man nicht, welcher von den beiden Städten der Preis in dieser Beziehung zuerkannt werden sollte. Doch sie können nicht verglichen werden, jede ist ganz wunderbar in ihrer Eigenartigkeit. Der Monte Rotondo, die Kette und Ausläufer desselben stehen im Halbkreise und eine Strecke davon entfernt, steigt unmittelbar aus dem grünen, freundlichen, reichlich angebauten Tavignanothale, unweit der Mündung der Restonica in den Fluss, von diesem ein Fels aus der Ebene schroff empor, an dessen steilen Wänden die Häuser errichtet sind, eine über die andere scheinbar hängend. Die höchste Spitze des an allen Seiten fast senkrecht abfallenden Riffes nimmt die Citadelle ein. Die Häuser gleichen Ruinen, denn das Alter hat sie dunkel, fast schwarz gefärbt; und daneben, überall wo ein Stückchen Granit ungebaut, ist dieser mit hohen Kaktusstauden und anderem immergrünen Gestrüpp bedeckt, einen eigentümlichen Gegensatz aufweisend. Der obere, grünbraun gefärbte Teil des Felsens ist überhaupt ein Wechsel der Tinten, welcher dem Bilde etwas ungemein Malerisches verleiht. Man sieht es dem Orte an, was er durchgemacht hat, wie heiss dort gekämpft wurde.

Für solche, welche die Geschichte Corsicas kennen, kann die Stadt nicht anders als von namenlosem Interesse sein. Hier lebten, wirkten und litten Männer, auf welche jede Nation stolz sein könnte. Indem der Blick über das seltene Bild schweift, steigt eine Episode nach der anderen aus der grossen Vergangenheit auf, und das innere Wesen fühlt sich mächtig angeregt. Um Corsica recht zu würdigen, muss man auf die Insel eine vollkommene Kenntniss jener Vergangenheit mitbringen, sich auf die Reise vorbereiten, wie jeder gebildete Mensch es thut, bevor er nach Italien zieht.

Der moderne Teil Cortes hat sich zu Füssen des Felsens als Corso Paoli gruppiert. Die grossen, vielfenstrigen, monotonen Häuser sind sehr verschieden von den alten, welche aus der Ferne gesehen ganz nach des Künstlers Geschmack sind; in ihrer Unregelmässigkeit, ihrem malerischen Affekt, mit ihren eigentümlichen Holzbalkonen und hübschen Zieraten scheinen sie wie von Riesenhand hingewürfelt zu sein.

Als wir abends beim Sonnenuntergang auf der Chaussee nach Vivario entlang gingen, entschleierte sich uns die höchste Spitze des Monte Rotondo und schaute zwischen den hinter Corte sich erhebenden Bergen hellblitzend hervor, nur eine kleine hocherglühende Wolke umschwebte das Haupt des Riesen wie Heiligenschein. Von Corte selbst ist diese Spitze nicht sichtbar, man muss nach der eben angegebenen Richtung fünf Minuten entlang gehen, ehe sie sich dem Auge darbietet. Von der Restonica-Brücke hat man die schönste Aussicht auf die Stadt selbst; dort ist man nahe genug, um deren volle Eigenartigkeit zu erkennen. Die Festung wurde im fünfzehnten Jahr-

hundert durch Vincentello d'Istria erbaut.

Die Bewohner Cortes und der Umgegend waren immer ein aufrührerisches Volk, schroff und rauh in ihren Sitten und Manieren, und nirgends florierte die Vendetta mehr, als hier. Bis auf den heutigen Tag hat sich das erhalten, und die Fremden, sonst auf der Insel mit so viel Freundlichkeit behandelt, haben oft Ursache gehabt sich zu beklagen, besonders über die Kinder. Uns erzählte ein englischer Geistlicher, dass, als er sich einst unfern der Stadt niedergesetzt hatte, um die Gegend aufzunehmen, er von einem Schwarm Knaben angegriffen wurde, indem diese ihn mit einem Steinregen begrüßten, und er ihnen nur mit knapper Not entkam. Wir selber erfuhren nichts Unangenehmes, hüteten uns aber auch, jemanden anzureden und uns mit den Kindern einzulassen. Nur einmal wichen wir von diesem Vorsatze ab und baten einen Knaben um Auskunft; er bückte sich sogleich, um einen Stein aufzuheben. Als er aber sah, dass wir uns nicht weiter um ihn kümmerten und ruhig, unbesorgt unseren Weg weitergingen, liess er das Ergriffene fallen. Oft sind Klagen an den Maire von Corte gerichtet worden, und die Behörden leisten das Möglichste, um solche Vorkommnisse zu verhüten.

Unser erster Gang war nach dem früheren Franziskanerkloster, mit dem Vorsatze, dort die Kirche zu sehen, wo einst das corsische Parlament sich versammelte, wo von der Kanzel jene Reden gehalten wurden, welche in allen Herzen zündeten und zu einem Heroismus hinrissen, welcher sich kühn mit den Thaten des Altertums messen kann. Die Stätte war für jene Versammlungen, für jene Helden eine ungemein geeignete, denn ihr Patriotismus

blieb immer unauflöslich mit der Religion verbunden: aus ihrer Gottesfurcht, ihrem Gottvertrauen schöpften sie die Kraft, welche es ihr ermöglichte fast Uebermenschliches zu leisten.

Das frühere Franziskanerkloster stand ungefähr eine Viertelstunde von Corte an der Strasse nach Ajaccio auf einer kleinen Anhöhe. Das Gebäude war zu einer Ruine zerfallen, da riss man es nieder und liess nur den Kirchturm übrig, als einzige Erinnerung. Es berührt unendlich wehmütig, wenn man auf dieser geheiligten Stätte ein modernes Gebäude stehen sieht; nur der Gedanke, dass eine Lehranstalt dort errichtet worden ist, versöhnt das Gemüt. Nichts kann dem Geiste Paoli mehr entsprechen; „Unter den Pflichten, welche die Regierung uns nahe legt“, sagte er einst, „erscheint uns keine bedeutungsvoller, als die Unterrichtung der Jugend. Indem wir ihnen die Schätze des göttlichen und menschlichen Wissens eröffnen, machen wir sie geeigneter, Gott und dem Vaterlande zu dienen.“ Und wie der grosse Patriot über Erziehung dachte, erzählt uns der corsische Geschichtsschreiber Arrighi weiter: „Nichts wäre verkehrter, als den Geist aufzuklären, indem man das Herz vernachlässigte: ich schätze sehr die Belehrung, aber ich halte nicht weniger auf die Unschuld der Sitten. Diese bewahren, bildet auch zu gleicher Zeit die Bewahrung der Freiheit, denn die eine besteht nicht ohne die andere. Da wo wenig religiöse Gesinnung ist, bedarf es der hemmenden Gesetze: es wäre leichter, den Monte Rotondo abzutragen, als eine menschliche Gesellschaft ohne moralische Begriffe zu leiten.“

Der Kanonikus Abeau, Vorsteher der Anstalt, von dem rechten Geiste beseelt, obgleich selbst Franzose,

will in den Herzen der Knaben ein gleiches Feuer anfachen, wie dasselbe ihre Vorfahren beseelte. Dort werden Priester erzogen, welche einst die Jugend ihrer Heimatsinsel aufmuntern sollen zu handeln, wie jene Vorfahren handelten: die brüderliche Liebe zu üben, welche aus der göttlichen Liebe entspringt, zu leben und wenn nötig zu sterben für das Vaterland, stark in Kraft von oben.

Der Direktor war so freundlich, uns selbst in dem Gebäude umherzuführen, uns das wenige zu zeigen, was von der Vergangenheit übrig geblieben ist. Man kann nicht begreifen, dass seitens der Corsen nicht alles geschah, um die Ruine vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren. Hierher zog sich Pasquale Paoli oft zurück, um in der Stille sich von den Aufregungen und Anstrengungen seines schwierigen Amtes zu erholen.

Die Aussicht von dem Seminar ist entzückend, auf die Stadt, die beiden Schluchten der Restonica und des Tavignano hinauf und das von diesem durchflossene Thal hinunter, welches so reichlich mit Feldern und Weinbergen bebaut und von hohen Bergen eingeschlossen ist.

Bei dem Rückwege gingen wir an dem Platze vorbei, wo des grossen Helden und Staatsmannes Statue sich erhebt. Umsonst versuchten wir in die Citadelle einzudringen, um die herrliche Aussicht von dort zu geniessen: seit 20 Tagen war es streng untersagt jemanden den Eintritt zu gewähren. An eine Schiessscharte dieser Festung wurde damals von den Genuesern Gafforis Sohn angebunden, dessen sich der Feind bemächtigt hatte, in der Hoffnung dadurch den Vater zu beeinflussen und von der Bestürmung der Citadelle abzuhalten. Man kann es sich klar vorstellen, wenn man die Corsen in ihrer feurigen

Familienliebe kennen gelernt hat, was damals in des Vaters Herzen vorging, wie furchtbar die Versuchung war. Die Soldaten senkten entschlossen ihre Flinten, die Geschütze schwiegen, fühlte sich doch die Mannschaft bei dem blossen Gedanken entsetzt den Liebling des teuren Führers zu treffen. Aber die Versuchung mochte noch so gross sein, Gaffori kannte seine Pflicht, und der starke Glaube an die Vorsehung belebte auch seine Kraft, welche augenblicklich geschwankt hatte. „Ehe ich Vater wurde, war ich Corse!“ sagte er, und das Haupt erhebend rief er laut: „Feuer!“ Das fast übermenschliche Opfer ward belohnt. Die Mauern zerbröckelten, unter den wiederholten Angriffen der Kanonen, die Angreifer warfen sich in die Breschen und die Festung fiel. Der Heldenvater erblickte sein Kleinod unversehrt auf den rauchenden Trümmern, und Thränen im Auge drückte er den Knaben, welcher in seine Arme sprang, an das stürmisch bewegte Herz.

Bezeichnend ist, dass der kommandierende Offizier der Citadelle, — ein Franzose, — nichts von dieser glorreichen Episode wusste: „Das sei nie vorgekommen!“ meinte er.

Der Citadelle schräg gegenüber ist die Ecole Paoli, jetzt Elementarschule, einst Wohnung und Sitz der Regierung. Man zeigte uns Pasquale Paolis Studier- und Schlafstube, — beide äusserst einfach, wie er das liebte, — sowie den kleinen Sitzungssaal — die grösseren Versammlungen fanden in der Kirche des Franziskanerklosters statt. Der Custode deutete in dem Arbeitszimmer des grossen Staatsmannes auf das Fenster, welches dieser verbarrikadieren lassen musste, weil er vor Mörderhand nie sicher war.

In gleicher Linie mit der Schule sind drei Häuser, die eine Seite des Platzes einnehmend: das der Ecole Paoli am nächsten gelegene Gebäude ist die Maison Arrighi, der Familie gehörend, aus welcher die Herzöge von Padua erstanden. Dort wurde Joseph, König von Spanien, geboren, der älteste Bruder Napoleon I., als Madame Mère auf ihrer Durchreise begriffen war.

Keiner wird Corte verlassen, ohne sich Gafforis Haus von aussen angesehen zu haben. In den Mauern befinden sich noch die Kugeln, von den Genuesern abgefeuert. Dort hatte sich nämlich des Helden Weib mit mehreren Freunden verschanzt, als der Feind alle Kräfte anstregte, in der Hoffnung, sich ihrer zu bemächtigen und dadurch den Gatten zu beeinflussen. Ihre Lage schien verzweifelt und die Freunde begannen von Uebergabe zu sprechen: da sprang das heroische Weib, eine brennende Lunte in der Hand, auf ein Pulverfass zu; mit blitzenden Augen drohte sie das Haus und alle in die Luft zu sprengen, wenn man nochmals einen solchen Vorsatz erwähne. Von ihrem Heldenmute hingerissen, belebten sich die Kräfte aller Männer, und sie kämpften unverdrossen weiter, bis Gaffori sie endlich erlöste.

Die auf den Felsen gebaute Altstadt ist ausserordentlich schmutzig, die Luft in den engen krummen Gassen sehr unrein: dieser Teil verdient noch mit vollem Rechte den Ruf, welcher Corte als die schmutzigste Stadt der Insel bezeichnet. Der moderne Teil hat sich aber in der Beziehung während der letzten Jahrzehnte, wesentlich gebessert. Die Meinungen über die Gesundheit Cortes sind sehr geteilt: manche behaupten, es sei während der heissen Jahreszeit ungemein zur Sommer-

frische geeignet, andere, mit ihnen Dr. Bennet, erklären, dass im Sommer das Fieber dort herrsche.

Nachmittags machten wir einen Ausflug nach dem Restonicathal, der lohnendste in der nächsten Umgebung. Der Weg ist so schlecht, dass er nicht befahren werden kann, wir versuchten es eine Strecke weit, mussten aber aussteigen und den Wagen zurtückschicken, denn die vielen aus den Steinbrüchen kommenden Karren hatten ihn furchtbar zerschnitten, die Geleise waren fusstief ausgefahren. Diese Schucht birgt nämlich die kostbarsten Steinarten: man gewinnt dort einen Marmor, weiss mit graublauen Adern, aus welchem die Säulen des Justizpalastes in Bastia verfertigt wurden, deren jede 1500 Franken gekostet haben soll.

Am Anfang der Schlucht bieten sich wunderbar schöne Blicke auf Corte, die Citadelle, die Brücken und das Tavignanothal. Dort gab es einst eine Fabrik, wo der Marmor zu Tafeln zerschnitten wurde, allmählich zeigte es sich aber, dass der Transport bis ans Meer per Achse so viel kostete, dass die Besitzer nicht dabei bestehen konnten und endlich Bankerott machten. Verlassen steht das Gebäude da, zur Ruine zerfallen, das Dach eingestürzt. Man kann nur innig bedauern, wenn der Unternehmungsgeist der Corsen, welcher so selten sich regt, auf diese Weise gedämpft wird.

Die Restonicaschlucht kann sich kühn mit den schönsten der Schweizeralpen messen, so grossartig ist sie; der kleine wild über enorme Felsblöcke schäumende Bach birgt köstliche Forellen; er entspringt auf dem Monte Rotondo, während der Tavignano dem Nino-See entfließt. Immer enger wird der Schlund, schroff steigen die Felsen auf,

spärlich mit Gestrüpp und Fichten bekleidet. Man schreitet dem Monte Rotondo immer näher, welcher am Ende der Schlucht gen Himmel ragt. Zuerst erblickt man die weissen Spitzen der Kette, aber später taucht der höchste Gipfel empor, die Spalten und Risse bis unten herab mit Schnee ausgefüllt, sodass nur die scharfen Kanten des Granits hervorschauen. Der Schnee funkelte und blitzte in der Sonne, sodass man die Augen oft geblendet abwenden musste, aber das majestätisch erhabene Bild lockte immer wieder an, man konnte dem magischen Zauber nicht widerstehen. Zuletzt gleicht die Schlucht auffallend der von Pfeffers, in ihrer grossartig zerrissenen Wildheit: dort überspannt eine Brücke den schmalen Raum. Zwei und eine halbe Stunde kann man bis zur Drachenhöhle vordringen, aber der Weg wird immer beschwerlicher.

Unser Begleiter, Geologe, konnte der Versuchung nicht widerstehen, immer von neuem mit seinem Hammer die Felsen zu untersuchen. Ganz Corsica ist für Leute seines Berufes eine reiche und höchst verschiedenartige Fundgrube, und die Umgegend Cortes bietet darin eine der ergiebigsten Quellen. In der Nähe der Stadt ist meistens Urgestein der mannigfaltigsten Art, es gibt aber auch viele Kalkablagerungen, einiges davon, mit Kohlensäure vermischt, hat reizende, hellblauen Adern und Flecken. Ueberhaupt schillert das Gestein in fast allen Farben des Regenbogens und trägt das seinige zur Eigenartigkeit der Gegend bei. Einen wunderlieblichen Kontrast mit den schön kolorierten Felsen bildet die grüne Restonica, meint man doch, alle Smaragden der Welt seien darin aufgelöst.

Von Corte aus sollte keiner, dem Zeit zur Verfügung steht, die Partie nach der Scala di Santa Regina versäumen, denn sie bietet sogar auf Corsica, wo fortwährende Ueberraschungen der freudigsten Art sogar den verwöhntesten Reisenden erwarten, einen der Gipfelpunkte alles Gesehenen. Ungefähr 27 Kilometer beträgt die Entfernung. Jedem möchte man einen Tag zu dem Ausfluge wünschen, wie er uns zu teil ward: keine Wolke trübte den strahlenden Himmel. Geraume Zeit bleibt der leuchtende Monte Rotondo sichtbar.

Bei Ponte Francardo, 16 Kilometer von Corte entfernt, auf der Strasse nach Ponte Leccia und Bastia zu biegt der Weg in das Golothal hinaufdringend links ab. Dieser Fluss ist der bedeutendste der Ostküste, ja, der ganzen Insel und entspringt zwischen dem Monte Baglia Orba und dem Monte Tafonato. Er durchfließt den Niolo und verlässt dieses Land durch die prachtvolle Schlucht, welche wir besuchen sollten. Bei Ponte Castellano überschreitet man eine Brücke. Bis dahin weist das Thal nichts Aussergewöhnliches auf, aber dann verengert es sich plötzlich. Die Felsen ragen schroff aus dem Wasser empor und sind meistens mit *Filago spattulato* und *Cystus* überwuchert. Dringt man höher hinauf, so verschwindet allmählich jede Vegetation an den senkrechten Wänden. Es ist eine schauerliche Einsamkeit, scheint man doch von der Welt abgeschnitten. Von den Seitenschluchten rauschen schäumend und laut tobend die Gewässer herbei, Stumm schauten wir uns in regungsloser Bewunderung um und gestanden aus tiefster Seele ein, dass man nicht zu viel sagte, als man behauptete, diese Fahrt gehöre zu den herrlichsten auf Corsica.

Die Strasse, welche später Corte mit Evvisa verbunden und die Valdoniello- und Aitone-Wälder durchschneiden soll, ist nur bis etwas mehr als einen Kilometer über den kleinen Weiler Santa Regina hinaus vollendet. Von Ponte Francardo her ist sie schon seit zwölf Jahren in Konstruktion. Jeder Fuss derselben muss aber auch mit unsäglicher Mühe dem Urgestein abgewonnen werden. Es ist interessant, das letzte unfertige Stück sich anzusehen, welches in verschiedenen Stadien der Bearbeitung ist, denn so erkennt man die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich da entgegenstellten. Der Rest wird leichter sein und folglich nicht so lange Zeit in Anspruch nehmen. In diesem Teile der Schlucht sind die Felsen ausserordentlich zerklüftet, geborsten und zerrissen; sie erinnern an die Calanches, wenn auch die Verwitterung lange nicht so bedeutend ist wie dort.

Wir drangen mühsam auf dem in Arbeit sich befindlichen Teil bis zum Anfang der berühmten Scala di Santa Regina vor, bis jetzt die einzige Kommunikation zwischen Ponte Francardo und dem Niolo. Die Scala ist keine wirkliche Treppe, wenn sich auch hier und da Stufen befinden, sondern ein schmaler Pfad, welcher sich im Zickzack am steilen Felsen hinschlängelt, um die enorme Höhe zu gewinnen. Auf Mauleseln kann er bestiegen werden, aber es gehören schwindelfreie Reiter dazu, denn der Kopf beginnt sich zu drehen, wenn man nur hinaufschaut. In früheren Zeiten war ein Italiener angestellt, um die Scala zu unterhalten und alle von den Felsen heruntergefallenen Steine zu entfernen. Jeden Samstag ging er in der Umgegend von Haus zu Haus und ward mit Lebensmitteln bezahlt, als einzigen Lohn für seine harte Arbeit.

Als wir mit dem Wagen anhielten, bot ein alter Mann sich an, uns bis zur Scala di Santa Regina zu geleiten; er liess seine Angel zurück, denn er war im Begriff gewesen, in dem Golo Forellen zu fangen. In jeder Weise unterstützte er uns auf der manchmal halsbrecherischen Bahn, angestrengt arbeitend, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Als wir aber zurtickkehrten, schlug er energisch unser Geldgeschenk ab, und doch waren seine Kleider sehr fadenscheinig und überall geflickt. Widerstrebend nur erlaubte er seinem Söhnchen unsere Gabe anzunehmen.

In dem kleinen Weiler Santa Regina gibt es kein Wirtshaus, und, da der Wind kalt wehte, erbateten wir uns in einem Gebäude die Erlaubnis, unsere mitgebrachten Lebensmittel dort verzehren zu dürfen. Der Besitzer des Hauses kam uns mit einem herzlichen Willkommensgruss entgegen und brachte bald darauf Wein herbei. Wir waren in Verlegenheit, wie wir uns da zu verhalten hätten, wussten wir doch, wie leicht die Corsen sich beleidigt fühlen. Wir erkundigten uns nach dem Preise der Flasche und baten ihn, uns dieselbe zu überlassen, da man hier keinen Wein kaufen könne. Das verschlimmerte aber nur die Sache, denn er wollte unter keiner Bedingung Geld annehmen. Es sei für ihn die grösste Freude, seinen Gästen das Verlangte als Geschenk anzubieten, sagte er, und wir mussten uns in unser Schicksal ergeben.

In den vierziger Jahren machten drei Banditen diese Gegend sehr unsicher: die Brüder Pierre Jean und Henri Mathieu und Xaver Massone. Pierre Jean, der Grosse, der Stolze, der Boshafte genannt, ward sehr gefürchtet, denn nicht allein Vendetta übte er aus, — „das hätte

man ihm nicht verdacht“, sagen die Bauern, „das thut ja jeder Ehrenmann“, — nein, Pierre Jean mordete aus wahrer Lust und ganz gegen den gewohnten Brauch seiner Genossen raubte er, wo er nur konnte. Keiner wagte, ihm etwas anzuthun, denn Pierre Jean war stark, listig und verschlagen und nie liess er die geringste Beleidigung ungestraft. Oben am Berge hauste der Häuptling mit seinen Genossen in einer Höhle; unser freundlicher Wirt zeigte uns hoch an dem Hange die Stelle.

„Einer war dazu bestimmt, Pierre Jean zu überlisten“, sagte er. „Sehen Sie jenen Mann?“ Und er rief einen Greis herbei. Diesem war durch den berüchtigten Banditen ein Vetter erschossen worden, und der corsischen Sitte gemäss musste er den Verwandten rächen. Geduldig wartete er eine Gelegenheit ab und bereitete in der Stille alles vor, nichts von seinem Plane merken lassend. Es gelang ihm, die Zufluchtsstätte der Banditen zu ermitteln und er führte die Gendarmen von Ponte Castellano in der Morgendämmerung dahin. Sie umzingelten die Grotte, wo hinter dichtem Gestrüpp versteckt die drei Brüder und deren Genossen schliefen. Der jetzige Greis, damals ein junger kräftiger Mann, rief dem Häuptling zu, um sicher zu sein, dass er den Rechten treffe. Pierre Jean hob betroffen den Kopf und blickte durch das Gestrüpp hindurch. In demselben Augenblicke krachte ein Schuss, und der berüchtigte Räuber fiel tödlich verwundet zurück. Die zwei anderen Brüder verkauften ihr Leben teuer; sie erschossen vier Gendarmen und verwundeten sechs andere, ehe sie selbst der Uebermacht ihrer Feinde erlagen.

Pierre Jean wusste, dass es bald mit ihm vorbei sein werde. „Wer hat mich getroffen?“ fragte er mit schwacher Stimme; „ich möchte ihn kennen lernen.“

Der Mörder näherte sich nur ein klein wenig, denn er traute dem Feinde nicht. „Also Du bist es gewesen?“ fragte der Häuptling, seinen Kopf bedächtig wiegend; „komm her, ich möchte Dir mein Fernrohr und meine Pistolen schenken, das Beste, was ich besitze. Ist es Dir doch gelungen, was so mancher umsonst versuchte, mich zu überlisten.“

Der Mann wagte es nicht, an den so lange gefürchteten Banditen heranzutreten. „Ist es Dir Ernst“, antwortete er, „dann wirf mir die Sachen zu“. Seine letzte Kraft zusammennehmend, gehorchte der Häuptling und verschied bald darauf. Seine und seiner Genossen Gebeine liegen noch in der Grotte, nur Pierre Jeans Schädel fehlt, denn diesen nahm ein Franzose als Kuriosität mit nach Paris.

Der Greis gesteht die That nicht gern ein und behauptet immer, ein anderer habe sie verübt; „sie sagen es von mir“, antwortete er ausweichend. Jeder weiss aber, dass er der Mörder war. Vielleicht vermägt er die Furcht vor dem Banditen nicht zu überwinden und meint, dessen Gespenst könne ihm etwas anthun. Unwahrscheinlich wäre das nicht, denn die Corsen, besonders die unteren Klassen, sind ausserordentlich abergläubisch. Sie wännen immer Stimmen aus einer anderen Welt zu vernehmen und Zeichen von dorthier zu empfangen. „Hören Sie jemand rufen, dann antworten Sie niemals“, mahnen sie besorgt, „thun Sie es, dann müssen Sie im Laufe des Jahres sterben.“

In Corte gibt es zwei Hotels, zwei feindliche Parteien, welche sich mit nie vermindernder Energie bekämpfen. Sie sind sich zu nahe, gerade gegenüber, wo

jeder des andern Gäste anlangen sieht. Wir besichtigten beide, fanden aber das Hotel Paoli, dem Hotel de l'Europe oder Pierracci gegenüber, bei weitem reinlicher und das Essen daselbst auch besser.

In Corte und dessen Umgegend gibt es reizende Kinder, wahre Engelsköpfe, wenn sie nur freundlicher sein wollten. Ungemein neugierig zeigen sich die Kleinen, dem Fremden in den Weg tretend und jeden Zug seines Gesichtes, jedes Kleidungsstück aufmerksam musternd. Als wir die Stadt durchstreiften, folgte uns immer ein langer Zug Knaben und Mädchen.

Von Corte aus macht man die Tour nach dem Monte Rotondo. Vor Juni darf dieser Berg aber nicht bestiegen werden, denn im Winter und Frühjahr liegt zu viel Schnee auf der Höhe. Wer die schöne Beschreibung von Gregorovius gelesen hat, wird stets den Wunsch verspüren, alle die Herrlichkeiten zu schauen, welche er so verlockend vorführt. Die Partie nimmt wenigstens anderthalb Tage in Anspruch und ist ausserordentlich anstrengend; wer aber die Kräfte dazu hat, wird die Tour gewiss der herrlichen Aussicht halber wagen. Den grössten Teil des Ausflugs kann man zu Maulesel unternehmen. Die Nacht bringt man bei den Ziegenhirten zu, wo man sich aber dazu entschliessen muss, auf einer Holzbank oder auf der Erde zu schlafen. Die freundlichen Menschen vermögen nichts anzubieten, als Milch oder ausgezeichnetes Wasser und Broccio, weswegen es anzuraten ist, einen Maulesel zum Transportieren der Lebensmittel zu mieten. Sogar im Juli muss man über Schneefelder emporklettern, in welche Stufen ausgehauen werden. Für alle Mühsal fühlt sich aber der kühne Bergsteiger reichlich belohnt, wenn

er das Glück hat, einen klaren Horizont anzutreffen, denn man überblickt die Küste Frankreichs und die von Italien bis nach Rom. Die Insel liegt wie eine Landkarte vor dem Beschauer da, wenn auch Teile davon durch den Monte d'Oro und Monte Cinto verdeckt werden. Es ist ein Bild, welches sich auf ewig dem Gedächtnisse einprägt und gar manche Stunde des späteren Lebens verschönt, indem es in seiner mannigfaltigen Schönheit an dem geistigen Auge vorüberzieht.

XII.

Von Corte nach Aleria und Casabianda, durch die Casinca oder Castagniccia, über Morosaglia, (Geburtshaus Pasquale Paolis), Piedicroce (die Bäder von Orezza) und Cervione.

Der Weg führt über Ponte Leccia nach Morosaglia, die Chaussee nach Bastia entlang. Das kleine Hôtel Cynos in Ponte Leccia überraschte uns, denn nach den Reisebeschreibungen, — welche freilich vor 15 Jahren verfasst wurden, erwarteten wir nicht etwas so Gutes.

Die Schwiegertochter der Wirtin, mit welcher wir uns unterhielten, behauptete streng, dass wenn eine Frau nach dem Tode ihres Mannes die gebotene Gelegenheit benutze, ihre Witwenrauer bei der Hochzeit eines Sohnes oder einer Tochter abzulegen, sie höchst unwürdig sei.

In der Nähe Ponte Leccias, bei Popolasca, gibt es eine Kupfermine, welche exploitiert werden soll; man machte die Vorbereitungen dazu. Eine aus Corsen zusammengesetzte Gesellschaft nimmt die Sache in Angriff. Dieselbe Kompagnie besitzt auch Marmorbrüche: in dem einen ist der Stein weiss wie der krystallhellste Zucker und dem von Carrara vollkommen ähnlich, ein anderer enthält rote und grüne Adern, diese Art ist viel seltener. Es gibt oxydulirtes Eisen in den Bergen, welche sich

um Ponte Leccio erheben, aber diese sind schwer zugänglich. Jene Gesellschaft kaufte die Marmorbrüche um einen Spottpreis: wer das Glück hat, eine solche Quelle zu entdecken, kann in kurzer Zeit ein grosses Vermögen erwerben. Die Inselbewohner wollen gewöhnlich nicht an das Bestehen solcher Schätze glauben und lachen darüber; wenn sie aber von einem solchen Glücksfalle hören, meinen sie, dass an allen nahegelegenen Orten gleiches Gestein und Mineral sich befänden, und um keinen Preis verkaufen sie dann ihre Besitzungen.

Man behauptet, dass Ponte Leccia dadurch seinen Namen erhielt, weil neben der Brücke, welche hier den Golo überspannt, einst viele immergrüne Eichen sich erhoben, — diese sind aber längst verschwunden. Der Ort ist im Sommer vom Malariafieber stark heimgesucht. Verursacht wird dasselbe durch die Miasmen des Biguglia-Teiches, der in der Nähe Bastias liegt. Alle Bewohner, welche es irgend vermögen, flüchten während der schlimmsten Monate (Juli bis einschliesslich Oktober) auf die Berge und kommen nur bei Tage herunter.

Ein Herr, welcher bei der Kupfermine angestellt ist, erzählte uns, dass die Ehrlichkeit der corsischen Arbeiter eine wahrhaft erstaunliche sei: er habe manchmal zur Probe den Leuten einen Ueberschuss bei Bezahlung ihres Lohnes gegeben, aber jedesmal brachten sie denselben zurück, — da gab es keine Ausnahme.

Ponte Leccia besteht nur aus wenigen Häusern, doch man prophezeit dem Orte eine schöne Zukunft, denn er wird einen Knotenpunkt der Eisenbahn bilden. Nach vier verschiedenen Richtungen laufen jetzt schon Strassen

aus. Es könnte gewiss vieles geschehen, um die Gegend gesunder zu machen.

Wir hielten dort nur mittags an. Nach Morosaglia sind 17 Kilometer mit fortwährender Steigung. Die Strasse verlässt die nach Bastia führende und man fährt rechts an den Bergen empor, dann entlang. Stets hat man das Golothal vor sich, und nicht allein allé dieses Thal einschliessenden Anhöhen bieten sich dem Auge dar, sondern indem man höher steigt, der Monte Rotondo und die anderen ihm unweit gelegenen Schneeriesen — ein prachtvoller Rundblick. Neben der Fahrstrasse sieht man hier und da den Reitweg, welchen Reisende in früheren Zeiten benutzen mussten, um auf Mauleseln die Strecke zurückzulegen.

Morosaglia mit ungefähr 1000 Einwohnern und 800 Meter über dem Meere gelegen, besteht aus verschiedenen Ortschaften, alle auf den Bergen zerstreut, manche längs dem Abgrunde, scheinbar darüber hängend, andere reizend auf Felsspitzen gelagert. Von dem Hange, auf welchen das Kloster, das kleine Wirtshaus und einige Häuser gebaut sind, fällt es schroff ab in eine malerische Schlucht. Aus derselben erheben sich senkrechte Felsen, auf denen Hütten ruhen. Man hört tief unten das Rauschen des Baches, sieht ihn aber nicht, so sehr wird er durch tüppiges Gestrüpp versteckt.

Als wir vor dem kleinen Albergo anhielten, blickte zu unserem Schrecken eine alte Engländerin zum Fenster heraus. Wer diese Insel bereist hat, wird den Schrecken begreifen, denn ein bis zwei Zimmer stehen gewöhnlich nur den Reisenden zur Verfügung, ein drittes ist die grösste Seltenheit, fast unerhört, dass ein Gemach zwei Betten

enthält. Die Dame erfuhr in Corte unser Vorhaben und machte sich recht früh auf den Weg, um den Vorsprung zu gewinnen. Es war ihr auch darum zu thun, Reisegesellschaft zu erhalten, da sie den Mut nicht hatte, unbegleitet die Tour zu unternehmen. Die Wirtin zuckte bedenklich ihre Achseln. „Sie könne uns keine Unterkunft geben“, sagte sie. Solche Erfahrungen nach tagelangem Reisen, müde und der Ruhe dringend bedürftig, kann nur der begreifen, welcher in gleicher Lage war. Der Maire des Ortes, ein noch junger Mann, hatte an demselben Morgen das Zeitliche gesegnet und sollte zwei Tage darauf begraben werden. „Er ist uns verwandt“, sagte die Wirtin, welche mit Arbeit überhäuft war, „da gilt es, ihm Ehre anzuthun.“ Als sie uns empfing und während der langen, etwas heissen Debatte hatte sie mit ihrer Beschäftigung nicht aufgehört — grosse Kerzen mit eigener Hand zu verfertigen, welche alle dem Toten zu Ehren verbrannt werden sollten. —

Sie wischte nun ihre Hände ab und führte uns in eine kleine Küche. „Hier können Sie übernachten, wenn Sie wollen“, sagte sie mir. Ich sah mich um; es befand sich dort ein Herd, und rings um die vier Wände herum hatte man die fertigen Kerzen und Werkzeuge aufgehängt, welche bei der Trauerfeierlichkeit benutzt werden sollten. Es war kein erheiternder Anblick.

„Wir stellen Ihnen ein Bett hinein“, fuhr die Wirtin geschäftig fort.

Es rieselte mir kalt am Rücken herunter, schien mich doch Grabesluft anzuwehen. Sogar die Engländerin stutzte, sie, welche sich heute früh so beeilt hatte, uns in diese Lage zu bringen. Es half aber nichts. Das Bett ward

hineingetragen; in meinen Augen glich es einem Katafalk, und ich stellte mir vor, wie ich nachts träumen müsse, ich sei dort scheinot als Leiche hingelegt worden. Ich sah die vielen Kerzen angezündet, die Trauernden sich um mich versammeln, die Voceratrice auf das Lager zutreten. So sollte mir endlich Gelegenheit geboten werden, die corsische Totenklage zu vernehmen. Aber von dem allen nichts; ich schlief in der Küche auf dem harten Bette, von Leichenkerzen und schaurigen Werkzeugen umringt, so prächtig, wie ein Mensch nur schlafen kann und als ich den nächsten Morgen die Augen aufschlug, konnte ich nicht begreifen, wie ich hergekommen sei. Eine eigentümlichere Szene bot sich wohl nie dem Erwachenden dar, von dem Licht der Morgensonne beleuchtet.

Die Tochter der Wirtin sollte bei den Trauerfeierlichkeiten die Rolle der Voceratrice übernehmen und sie hatte uns versprochen, abends bei geschlossenen Fenstern eine Probe ihrer Kunst abzulegen, aber die Mutter verbot es ihr nachher. „Es könnte die Verwandten beleidigen“, meinte die alte Frau.

In dem Kloster von Morosaglia, wo Pasquale Paoli öfters wohnte, wurde in jenen Zeiten manchmal das Parlament abgehalten. Hier lebte lange Jahre Clemens Paoli, des Helden Bruder. Was für eine wunderbare Erscheinung ist Clemens, jene Natur von Erz, ein früheres Zeitalter darstellend. Feurige Energie, ein eiserner Wille mit fast weiblicher Milde, Weichheit und Grossmut gepaart. Seine ganze Seele Gott geweiht, war er stets bereit, sich für sein Vaterland aufzuopfern. Ein Hass gegen den Feind beseelte ihn, welcher erschreckend ist, und doch zeigte

er sich stets mitleidig gegen den Ueberwundenen. Unerbittlich streng bewachte er sich selbst, nie eine Regung von Stolz oder Eigenliebe aufkommen lassend; nach allem, was er geleistet, glaubte er nichts gethan zu haben, er verlangte kein, ja, verschmährte jedes Lob. Von hier ging er, nachdem die Franzosen das Land erobert hatten, nach Toskana, wo er mehr als zwanzig Jahre im Kloster Vallombrosa bei Florenz in Fasten und strengen Bussübungen verbrachte und für sein geliebtes Vaterland zu Gott betete. Nach Corsica zurückgekehrt, starb er 1793, und seine Ueberreste wurden in der Klosterkirche von Morosaglia beigesetzt, wo man uns die Ruhestätte zeigte.

Pasquale Paoli hinterliess eine gewisse Summe, um die Schule in seinem Heimatsdorfe zu erhalten; diese wurde in dem früheren Kloster eingerichtet. Auch an seinem Lebensabend, nach einer langen Verbannung von dem so heiss geliebten Vaterlande, zeigte seine ganze Seele sich darauf gerichtet, diesem zu nützen und dadurch, dass er die Jugend ausbilden liess, für dessen Zukunft zu sorgen. Das Vermächtnis reichte nur zur Erhaltung von zwei Klassen hin, deswegen steuert die Regierung ein Drittel bei. Das Institut enthält auch eine Bibliothek.

Es müssen sehr wenig Fremde diese Route machen, denn unser Erscheinen erweckte allgemeines Erstaunen, und von jeder Richtung eilte man herbei. Die Kinder drangen sogar scharenweise ins Gasthaus ein und umstanden mich mit weit geöffnetem Munde, indem ich schrieb. Ja, sie berührten uns manchmal, als wollten sie sich klar werden, dass wir wirklich Menschen seien. Höflich waren sie alle und äusserst gefällig, keine Spur von der Roheit Cortes.

Nachdem wir die Klosterkirche besucht, geleitete man uns an ein Haus neben dem Hotel, wo sich Porzellan-geschirr befindet, welches einst den Paolis gehörte und von dem jetzigen Besitzer angekauft wurde. Es hat die Fabrikmarke von Wedgwood. Man zeigte uns des grossen Patrioten Tintenfass, welches er immer benutzte.

Das kleine Gasthaus gehört nicht zu den schlechtesten auf Corsica.

Als wir den nächsten Morgen nach Piedicroce und Orezza weiterfuhren (15 Kilometer) besuchten wir in dem Weiler Stretta (jede einzelne Ortschaft hat ihren eigenen Beinamen) das Haus, wo Pasquale Paoli im April des Jahres 1724 geboren wurde. Es befindet sich auf einer Anhöhe am oberen Ende der Schlucht, welche man von dem Kloster aus überschaut, und ist von dort in zehn Minuten oder einer Viertelstunde zu erreichen. Ein Bächlein fliesst vor dem Gebäude vorbei. Etwas grösser als die anderen Hütten, sticht es sonst, was Bauart an-betrifft, nicht von den übrigen ab. Der Granit, aus welchem es errichtet, ist vor Alter dunkelbraun geworden. Hohe, prächtige Kastanienbäume erheben sich ringsum auf dem schroffen Felsen, an welchem man von der Chaussee hinaufklettern muss, um die schlichte Bauern-wohnung zu erreichen. Aus solcher ist gar mancher grosse Mann Corsicas hervorgegangen.

Die freundlichen Besitzer, einfache Bauersleute, kamen uns mit herzlichem Willkommensgruss entgegen und boten gleich Erfrischungen an. Kein Gast sollte ihr Haus ver-lassen, ohne etwas genossen zu haben, meinten sie, als wir dankend erwiderten, wir hätten eben gefrühstückt.

Alles ist so geblieben, wie zu Paolis Zeiten. Ebener Erde befindet sich die Kapelle, wo der grosse Patriot immer dem Gottesdienste beiwohnte und jeden Tag eifrig betete. Eine Treppe hoch führte man uns in die Stube, wo Pasquale Paoli das Licht der Welt erblickte. Hier hängt sein Bild, Aus den edlen Zügen strahlt der Geist, welcher ihn beseelte; es ist ein Gesicht, welches beredt zu dem Beschauer spricht und eine Flut von Gedanken und Empfindungen wachruft, welches nur zu betrachten den Menschen erheben und veredeln muss.

Daneben ist das Zimmer, in welchem die Familie wohnte und ihre Mahlzeiten einnahm, und als dritter Raum die Küche — alles ungemein anspruchslos. Ueber der Küche sind Latten angebracht, jedesmal mit Zwischenraum. Dort legt man im Herbste die Kastanien hin. Dann wird unten auf der in der Mitte angebrachten Steinplatte ein grosses Feuer angezündet, und von der Hitze, welche hinaufzieht, trocknen die Kastanien. Latten und Wände sind mit glänzendem Russ überzogen. Den andern corsischen Bauernwohnungen gleich hängen über dem Feuerplatze grosse Schinken zum Räuchern.

Der jetzige Besitzer behauptet, dass er zur Familie Paoli gehöre. Er zeigte uns die Fenster, wo während des grossen Patrioten Abwesenheit Clemens dem Bruder zu Ehren Scheiben anbringen liess. Als Pasquale Paoli zurückkehrte, zertrümmerte er dieselben in seiner Entzündung, dass man etwas verändert habe. „Alles solle so bleiben, wie er es von Jugend auf gewöhnt gewesen sei“, meinte er. Und bis auf diesen Tag hat man die leeren Fensterrahmen gelassen; an ihnen kann wie bei den andern die Luft nur durch Holzläden abgehalten werden.

Von diesen Fenstern ist eine Aussicht, wie man sich dieselbe nicht schöner denken kann. Das schluchtartige Thal erweitert sich nach unten; überall steigen die Felsen schroff empor; nach allen Richtungen zeigen sich die reizenden Ortschaften. Im Sommer müssen diese in den Kastanienhainen fast verschwinden, welche wie ein dichtes grünes Netz alsdann die Berge überziehen. Am Ende der Schlucht erheben sich die Berge des Niolo, im Hintergrunde derselben in langer, ununterbrochener Reihe die Ketten des Monte Rotondo, Monte Cinto und Monte Artica, die höchsten Spitzen wie hochpolirtes Silber erglänzend. Das war ein Anblick, der in dem Knaben durch seinen die innerste Seele ergreifenden und läuternden Eindruck die Liebe zum Vaterlande bestärken und vertiefen musste, sodass sie ein Teil ihrer Religion wurde, und der Wunsch sich schon in dem jungen Gemüte mächtig regte, dieser herrlichen Insel mit Gottes Hilfe durch Aufwendung aller Kräfte zu dienen.

Immer hat man die wunderbar schönen, so magisch glänzenden Schneeriesen in ihrer langen Reihe vor sich, bis man den Col de Prato, die höchste Höhe des Weges erreicht: es ist ein Hochgenuss, wie man ihn empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Von dem Pass geht es immer bergab nach Piedicroce, in dessen Nähe Orezza, die berühmte Stahlquelle sich befindet, quer durch die Castagniccia oder Casinca, sogenannt weil das Land fast einen fortgesetzten Kastanienhain bildet. Die Bäume, unter denen es Exemplare gibt, wie man sie sonstwo in solcher Menge nicht sieht, waren, besonders nach dem ungewöhnlich kalten Winter, wo im März der Schnee noch einen Meter hoch die Erde be-

deckte, vollkommen starr und grau. Im Mai muss man diese Gegend durchfahren, um deren ganze Schönheit kennen zu lernen: eine Schönheit anderer Art als die bisher gesehene, nicht grossartig wild, ernst erhaben, aber lächelnd blühend, das Herz des Beschauers erfreuend. Der Weg führt immer an den Bergen entlang. Unzählige Dörfer sind an den Hängen zerstreut: alle haben sie eine Lage, wie der Künstler sich dieselbe nicht schöner wünschen könnte. Ueberall rauschen schäumende Bächlein, zwischen den Kastanienbäumen der Tiefe zu: wie köstlich muss es sich da während der heissen Jahreszeit im Schatten ruhen. An Stellen, wo die Bäume nicht so dicht stehen hat man Terrassen angebracht, dort grünt im Sommer die Rebe oder drängen sich die Getreidehalme. Damals schauten überall am Rande der Terrassen, an den Rainen, tüppig in Büscheln wachsende, köstlich duftende Veilchen hervor. Man geniesst eine weite Umschau nach allen Seiten.

Ein sehr kriegerisches, unabhängiges Völkchen sind immer die Bewohner der Castagniccia gewesen: weder die Pisaner, die Genueser, noch die Franzosen vermochten es zu bändigen. Hinter ihren Bäumen, ihren Felsen verschanzt, konnten sie ein ganzes Regiment in Schach halten und am Vordringen verhüten. Oft versuchte man die Einwohner durch lange Umzingelung zu bezwingen, aber trotzdem sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, wurden sie durch ihre Kastanienbäume ernährt, und spotteten der Feinde. Jahrelang hätten sie auf diese Weise eine Belagerung aushalten können, denn hier zu Lande versagen die Kastanienbäume nie, jedes Jahr bringt eine Ernte, wenn auch mehr

oder minder reichlich. Brot wird in flachen Kuchen aus dem Kastanienmehl gebacken; wir versuchten diese: süsslich und fade von Geschmack, können sie für das Brot keinen Ersatz bieten. Auf 22 verschiedene Arten bereitet man die Kastanien zu.

Die Leute behaupten, dass der Ertrag von sechs Kastanienbäumen und die Milch von ebenso vielen Ziegen mit dem daraus bereiteten Käse einen Mann das ganze Jahr ernähren können. „Eine sehr gute Ziege gibt täglich 4 Liter Milch“, so erzählte man uns, „aus dieser Quantität bereitet man einen Käse: als Minimum werden also sechs Ziegen täglich drei Käse liefern, welche man zu einen Franken das Stück verkauft. In einem halben Jahre wären das 400 bis 480 Franken und damit kann hier zu Lande wo die Lebensmittel ausserordentlich billig sind, ein Mann gut auskommen. Es gibt Kastanienbäume, welche 20, 30, ja noch mehr Dekaliter Kastanien liefern, aber die gehören zu den grössten: trotzdem verkauft man einen solchen für 100 Franken.“

Piedicroce ist 1800 Fuss über dem Meere, ziemlich hoch auf dem Hange gelegen, unweit davon steht ein Kloster. Weiter unten am Berge gruppieren sich die Häuser von Stazzona, das im Sommer kaum die vielen Gäste fassen kann, welche herbeikommen, um das ausgezeichnete Mineralwasser von Orrezza zu trinken. Die Quelle selbst befindet sich in der Thalsole. Das bei Piedicroce gelegene Kloster ist als geschichtliches Denkmal sehr interessant, denn dorthin berief General Paoli viele Parlamente. Während der grossen Revolution wurden die Mönche daraus vertrieben. Die französische Regierung hatte gleich zu Anfang bei der Besitzergreifung das Kloster aufheben

wollen, wie es bei den anderen geschah, aber die Bewohner des Dorfes lehnten sich dagegen auf und setzten ihr Vorhaben durch. Nun ist das Gebäude zur Ruine zerfallen. Man genießt dort eine herrliche Aussicht.

Das kleine Gasthaus ist sehr primitiv und läßt, was Reinlichkeit anbetrifft, viel zu wünschen übrig. Eine Leitertreppe führt durch ein Loch in der Decke, in das obere Stock, wo zwei Schlafzimmer für Fremde bereit stehen, sie können nur den Alleranspruchlosesten zufriedenstellen. Die Wirtsleute sind aber eifrig bemüht ihr möglichstes zu leisten. Im Frühjahr wird ein grösseres Haus geöffnet, Hôtel de France genannt, sobald die Kurzeit von Orezza anfängt; im Winter bleibt dasselbe aber geschlossen. Unser Wirt erfreut sich des Namens Rock Don Simone. „Ich bin der Sohn von Thomas Don Simone“, setzte er stolz hinzu, „und meine Mutter war eine Franceschi. Ich bin mit dem Marschall General Sebastiani verwandt, denn die Mutter der beiden Generale stammte aus derselben Familie. Der Marschall hat seine Tochter mit dem Grafen — vermählt, folglich sage ich nur die Wahrheit, wenn ich diesen auch zu den Unserigen rechne.“ Die Verwandtschaften auf Corsica sind oft schwer zu vermitteln: läßt sich nur der kleinste Anlass dazu finden, dann heisst es gleich von einer berühmten oder hochgestellten Person: „er ist mein Onkel, mein Neffe.“ Rock Don Simone hat sein ältestes Söhnchen nach Bastia ins Lyceum gethan: „Ich bezahle jedes Jahr 1000 Franken für ihn“, erklärte der Vater triumphierend; „das kann mir später reichliche Belohnung eintragen, wenn er in der Zukunft entweder Doktor, Advokat, General oder sogar Staatsmann wird! . . .“ Solche Träume hegen

viele corsische Eltern, indem sie ihr Aeusserstes aufwenden um den Söhnen eine gute Erziehung zu geben: sie denken ja an die Vergangenheit . . .

Den nächsten Morgen sahen wir zu unserm Schrecken, dass die Höhen ringsum mit Schnee bedeckt waren; im Dorfe selbst blieb dieser nicht liegen, aber da es fortregnete, musste auf den Höhen, welche wir bei der Tour nach Cervione besteigen mussten, die Decke immer dichter werden. Unsere Kutscher, — die englische Dame war uns auch hierher nachgefolgt, — wiegten bedenklich ihre Köpfe und meinten, wir könnten eingeschneit, — das heisst daran verhindert werden, den Col zu überschreiten. Die Aussicht war keineswegs angenehm: mehrere Tage, eine Woche vielleicht in dem kleinen, schmutzigen Wirtshause zu verbringen. Da nach der anderen Seite sich zwischen uns und Corte der Prato-Pass befand, war an ein Entrinnen nicht zu denken.

Sobald der Regen aufhörte, liessen wir anspannen und fuhren nach Orezza. Die Quelle entspringt, wie schon erwähnt, in der Thalsohle, und ist auf drei Seiten von kleinen Gebäuden umgeben: Schuppen und Remisen, meistens für Leiterwagen, zum Transport der mit Mineralwasser gefüllten Flaschen bestimmt. In ungeheurer Menge sprudelt die Quelle aus der Erde hervor; die Blasen, welche fortwährend aufsteigen, beweisen, wie unendlich viel Kohlensäure das Wasser enthält.

Im Thale gibt es kein Gasthaus, denn dort herrscht während der warmen Jahreszeit die Malaria. Sogar Stazzona, anderthalb Kilometer von der Quelle entfernt, und die anderen, zwischen Piedicroce und Orezza gelegenen Dörfer sind nicht ganz frei davon. In Stazzona gibt es viele

recht hübsche und reinlich aussehende Häuser, wo Zimmer und Wohnungen vermietet werden. Im Kasino befindet sich ein Hotel, welches aber während des Winters geschlossen bleibt.

Im Sommer wird die Quelle stark besucht und zu der Jahreszeit ist die Strasse mit Fuhrwerken, Equipagen, Reitpferden und Fussgängern belebt. Dann kann man auch Pferde und Maulesel mit Herren- und Damensätteln mieten, um Orezza und die schönen Punkte der Umgegend zu besuchen.

Dr. Bennet erklärt, es sei das stärkste Eisenwasser der Welt. Es enthält seiner Aussage nach in einem Liter 248 Zentiliter Kohlensäure und zwölf Zentigramm Eisen, während die Quelle von Schwalbach nur sieben Zentigramm per Liter aufweist. Die ungeheuere Menge freier Kohlensäure erklärt die Fähigkeit des Wassers soviel Eisen in sich aufzunehmen und auch dessen grosse Verdaulichkeit. Der Geschmack ist ausgezeichnet. Es ist eine Art eisenhaltiges Selterswasser. Die Ausfuhr nach allen Weltgegenden soll eine grosse sein und die Wirkung eine ungemein kräftige. In Ajaccio wurde es viel als Tischwasser benutzt, — ohne Verordnung des Arztes besonders für vollblütige Leute aber jedenfalls gefährlich. Die Hauptsaison ist im Mai und Juni, nachher wird die Hitze sehr gross. Unser Wirt behauptete, dass in Piedicroce drei Meter Entfernung von der Quelle die Luft zu jeder Jahreszeit vollkommen gesund sei.

Der Weg von Piedicroce nach Orezza war, als wir ihn befuhren, ausserordentlich schlecht und vernachlässigt. Die Räder versanken in den Kot; sodass man oft be-

fürchten musste hinausgeschleudert zu werden. Ehe aber die Saison beginnt, setzt man alles in Stand.

Glücklicherweise schneite es während der folgenden Nacht nicht, und wir durften die Tour nach Cervione unternehmen. Bis zum Col bietet sich die herrlichste Aussicht über die Castagniccia, wir sollten aber eine Winterlandschaft von dieser erhalten, wie wir es im April für unmöglich gehalten haben würden. Ein solches Unwetter so spät in der Jahreszeit konnte man sich kaum erinnern. Zuerst begann der Schnee sich nur stellenweise auf dem Wege zu zeigen, immer dichter wurde dann die Decke, sodass sie auf dem Passe einen halben Meter mass, an einigen Plätzen viel höher durch den Wind zusammengeweht.

Von dem Col überschaut man das Alesanithal, welches wir nachher auf einer, sich hin und her schlängelnden Strasse durchfahren sollten, am Ende desselben das Meer, welches wir seit zehn Tagen nicht erblickt hatten. Diesemal bot sich die Ostküste uns dar. Wir glaubten auf dem Passe das Aergste erfahren zu haben, als wir aber jenseits hinabfuhren, nahm der Schnee immer an Tiefe zu, er reichte bis an die Achsen der Räder. Mühsam zogen die Pferde den Wagen, ihre Kräfte bis aufs äusserste anstrengend. Die Kastanienbäume glänzten weiss; der spärliche Makis, welcher sich nur hier und da in der Castagniccia zeigt, ward durch die schwere Bürde tief herabgedrückt; trübselig sahen die schönen Erikablüten daraus hervor. Nur im Schritte vermochten die Pferde vorzudringen; die Kutscher murrten laut: „Wenn das so fortgeht, werden wir im Schnee stecken bleiben“, sagten sie; und können heute Abend Cervione nicht erreichen.“

Uns wurde bei den Worten sehr beklommen zu Mute, denn vor jenem Orte gibt es keine Unterkunft. Ueberall auf der ungemein gebirgigen Insel befinden sich solche Pässe, welche man überschreiten muss, um von einem Orte zum andern zu gelangen, und deswegen ist an ein Reisen im Winter nicht zu denken. Wir sahen nur zu klar ein, dass die Kutscher Recht gehabt; wäre in der vergangenen Nacht wieder Schnee gefallen, wir hätten Piedicroce nicht verlassen dürfen. Von einem Unwetter überrascht, würden wir ohnehin in die entsetzlichste Lage, ja in die grösste Lebensgefahr geraten sein. Endlich nahm der Schnee allmählich ab, als wir langsam der Tiefe zufuhren und wir atmeten erleichtert auf.

Ausserordentlich malerisch ist das Alesanithal, herrlich nehmen sich in demselben die prächtigen mit Epheu und Moos überwucherten Riesenstämme der Kastanienbäume aus, von Alter durchfurcht, gespalten, sodass man nicht begreift, wie sie aufrecht bleiben.

Die Lage von Cervione, der einstigen Residenzstadt des Königs Theodor ist sehr schön, zu Füssen eines hohen, kahlen Felsens, auf einem grünen, aus der Ebene aufsteigenden, reichlich angebauten Hügel gruppiert. Die Ortschaft macht mit ihren massiven Häusern und den hohen Kirchtürmen einen recht stattlichen, imponierenden Eindruck. Die eine Kirche soll von den Sarazenen herkommen, und ihre Konstruktion ganz eigentümliche, ja, wie man behauptet, einzig in ihrer Art sein.

Die Aussicht von der Stadt ist eine ungemein fesselnde über die blühende Ostküste; die Corsen nennen die Strecke zwischen Bastia und Aleria eine Ebene, aber sie ist im wahren Sinne des Wortes eine fast ununterbrochene Folge

von kleinen Bodenerhebungen. Und darüber hinaus erstreckt sich das funkelnde Meer, aus welchem die Inseln Elba, Capraja und Montechristo emporragen, bei unserem Dasein sich duftig von dem so viel tiefblauerem Wasser abhebend.

Das kleine Hotel in Cervione bietet dieselben Kontraste, wie gewöhnlich die Gasthäuser auf Corsica. Der Thorweg, die Stufen waren so unreinlich, dass man hätte gleich umkehren mögen; durch das mit Staub und Spinnweben überzogene Fenster des Treppenhauses blies der Wind, denn die meisten Scheiben fehlten; als wir die für Gäste eingerichtete Etage betraten, fanden wir zwar den Boden überall mit Fliesensteinen bedeckt, ohne irgendwelchen Teppich, aber für Corsica waren sie reinlich und über das Essen konnten wir keineswegs klagen. Der Wein von Cervione ist ausgezeichnet, er soll dem von Bordeaux wenig nachstehen.

Um Aleria zu erreichen, muss man 32 Kilometer zurücklegen. Dieser Ort befindet sich in einer äusserst ungesunden Gegend und ist folglich auf wenige Häuser, einen Genueserturm umringend, zusammengeschrumpft. Der Dianateich, während der römischen Herrschaft Hafen Alerias, sowie die von Palo und Urbino strömen im Sommer eine so verpestende Malaria aus, dass alle Bewohner der Ebene auf die Berge entfliehen müssen und die Landschaft wie ausgestorben zurücklassen. Die Küste zwischen hier und Porto Vecchio ist eine fast ununterbrochene Reihe von Teichen und Morästen. Wer sollte denken, dass einst eine blühende Stadt hier stand, mit 50 000 Einwohnern, welche eine Kolonie von Sulla und bis sie von den Sarazenen zerstört wurde, im Mittelalter

die Hauptstadt der Insel war: damals zeigte sich keine Spur von Malaria.

Eine halbe Stunde von Aleria entfernt dehnt sich der Dianateich aus, welcher durch eine enge Einfahrt mit dem Meere verbunden ist; die kleine, 400 Meter im Umfange messende Fischerinsel, sowie die Umgebung des Wassers sind mit einer wunderbar üppigen Vegetation überzogen. Am Strande befinden sich allerwärts zerschlagene Austernschalen, wie man sagt, Ueberreste aus der Römerzeit, denn dieser Teich, sowie auch der von Urbino enthalten ausgezeichnete, schon bei den Römern sehr beliebte Austern.

Die Ruinen von Aleria sind unbedeutend, da nichts zu ihrer Erhaltung geschieht, zerbröckeln sie allmählich und werden bald verschwinden; kaum kann man erkennen, dass ein Amphitheater einst dort stand, nur wenige Stufen zeigen sich. Auf dem Fort von Aleria genießt man eine herrliche Aussicht über die blühende Ebene: die Ketten des Monto Rotondo, des Coscione, des Renoso und des Incudine, sowie die schroffen Felsspitzen der Bavella bilden den Rahmen zu dem unvergleichlichen Bilde. Zu seinen Füßen schlängelt sich der Tavignano, welcher südlich vom Dianateiche sich ins Meer ergießt. In dem Hafen von Aleria landete Theodor von Neuhoff, der nachherige König von Corsica.

Aleria enthält nur eine kleine, elende locanda; als wir dort vorfuhren, stand nichts als eine winzige, schmutzige Stube zu unserer Disposition, mit einem unreinlichen Bette und wir bedurften, da die Engländerin uns wie ein Schatten gefolgt, drei: da war guter Rat teuer. „Andiamo a Casabianda“, sagte unser Kutscher, „dort ist das Gast-

haus viel schöner!“ Es war ein Hoffnungsstrahl in der misslichen Lage!

Casabianda, die grosse Sträflingsanstalt, steht unweit Aleria, auf einer Erhöhung des Bodens, eine wahre Ortschaft für sich, mit den vielen Häusern, Ställen und Wirtschaftsgebäuden. Am Beginn derselben befindet sich das Hotel. Als wir ausstiegen, hiess es: „Der Prefet von Ajaccio mit dem Conseil sind angekommen“; dieselben unternahmen eine Rundreise durch die Insel, um alle Militärpflichtigen einzuberufen, da war auch die kleinste Stube besetzt. Die Sache wurde äusserst bedenklich: die Pferde waren müde, — bedurften unbedingt der Ruhe und sogar um diese Jahreszeit wäre Uebernachten im offenen Wagen, in der ungesunden Gegend, lebensgefährlich gewesen.

Da trat der Direktor des Etablissements mit der Frage herzu, ob wir die von Monsieur de Casabianca empfohlenen Damen seien, auch hier war unser Weg von diesem geebnet worden. Der Regisseur besass zwei Zimmer in seiner Abteilung der Anstalt, welche er uns mit Freuden überlassen wollte: „sie seien freilich unserer nicht würdig“, sagte er, „aber in der Not hoffe er doch, dass wir seine Gastfreundschaft nicht verschmähen würden.“ Dankbar nahmen wir das Anerbieten an, herzlich froh auf irgend eine Weise unter Dach zu kommen.

Die zwei Stuben hatten weissgetünchte Wände und enthielten, was Möbel anbetrifft, nicht das Geringste., „Dafür muss Rat geschaffen werden“, sagte der Regisseur tröstend, „dieser junge Mann soll dafür sorgen, dass Sie empfangen, was die Anstalt irgend zu bieten vermag.“ Dieser junge Mann, unsere Bedienung, war Araber mit

dunkler, fast schwarzer Haut und grossen, düster rollenden Augen, wo das blendende Weisse von seiner Umgebung unheimlich abstach, noch dazu Sträfling, wegen eines Verbrechens zu fünf Jahren Zuchthausstrafe verurteilt. Seines ausgezeichneten Betragens wegen war er aber als Diener für die Wohnung des Regisseurs erwählt worden.

Aus den Magazinen der Anstalt schleppte man drei eiserne Bettstellen herbei, Matratzen, grobe Leintücher und wollene Decken; diese, grau von Farbe, wie die ganze Kleidung der Sträflinge und deren Mützen, wurden vorsorglich auf die Dielen gelegt, um dieselben weicher für unsere Füsse zu machen. Der Araber arbeitete unermüdlich, kein Zimmermädchen des besten Hotels hätte unsere Wünsche schneller erraten und ausführen können; wir fanden alles zurechtgelegt; „Haben Sie jetzt was Sie bedürfen?“ fragte er uns später.

Wir sahen uns um: „Alles bis auf einen Spiegel“, das unentbehrliche Stück Möbel bei der weiblichen Toilette.

Der Araber öffnete seine Augen sehr weit und wiegte dann bedenklich das Haupt: daran hatte er freilich nicht gedacht, denn in einer Sträflingsanstalt bekümmert man sich wenig um Spiegel und er zerbrach sich den Kopf wie er einen aufzutreiben vermöge. Es gelang ihm endlich und er kehrte triumphierend zurück.

An jenem Abend ging die Sonne wunderbar schön unter: die Schneeberge nach Westen erglühten, die Ebene war vom tiefsten, glänzendsten Blau, während das Meer wie ein Riesenopal erglänzte, leicht mit Rot angehaucht. Wer sollte denken, dass in diesem lachenden Gefilde der Tod lauern könne. Die Hauptgefahr liegt in dem schroffen Temperaturwechsel, denn im Sommer sogar soll es in der

Frühe und abends eisig kalt sein, und dann breiten sich dichte Dünste über die Ebene aus; mittags hingegen ist es siedend heiss, sodass der Boden an die Füße brennt: bis zu 48 Centigrade soll die Luft manchmal sein.

„Ich glaube nicht, dass ich das Ende meiner Strafzeit erlebe, — noch vier Jahre bleiben mir“, — sagte der Araber, welcher uns bediente, „und doch sehne ich mich so unendlich mein Vaterland wiederzusehen: wir sind fast alle dem sicheren Tode verfallen, müssen in fremder Erde bestattet werden.“ Damals, obgleich der Winter dazwischen lag, gab es 150 Kranke, wovon die meisten noch von den Folgen der Ansteckung des letzten Sommers litten. Die Anfälle sind so entsetzlich, dass sie die Wildesten endlich zähmen und mürbe machen. Nur zu oft tritt die Perniziosa ein, welche, wenn nicht augenblicklich Einspritzungen von Chinin gemacht werden, das Blut vergiftet und unfehlbaren Tod in längstens dreimal 24 Stunden zur Folge hat. Das letzte Jahr war besonders unglücklich für die Niederlassung, denn es starben 200, nicht allein an der Malaria, sondern auch anderen Fiebern. Die Anstalt enthält 1000 Sträflinge, welche aber teilweise am Dianateich beschäftigt sind, — der trocken gelegt werden soll, — und in Baracken dort und auf Landgütern, um diese Jahreszeit wohnen. Man fragt sich, ob die Regierung das Recht habe, die Sträflinge einer solchen Gefahr auszusetzen, denn nicht allein sind sie Mörder, welche zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt worden, sondern es gibt auch viele die kleinere Verbrechen begangen haben und nach fünf bis sechs Jahren ihre Freiheit wiedererlangen. Früher wanderte fast die ganze Kolonie auf die Sommerniederlassung im Marmanowalde hinauf, aber

jetzt werden nur die Kranken nach Cervione transportiert.

Die Ländereien, welche zur Anstalt gehören, sind ausgedehnt; dort werden die Moräste allmählich durch die Sträflinge ausgetrocknet und angebaut: der Erfolg soll schon ein erfreulicher sein. Die Kosten des Etablissements betragen jährlich eine Million Franken, denn in den Spitälern wird sehr viel verbraucht, da man an den Kranken hier zu Lande nichts sparen darf. Die Wächter und die meisten Beamten sind Corsen, der Direktor aber ist ein Franzose.

Es beschlich uns ein eigentümliches Gefühl, als wir abends von unseren Zimmern Besitz ergriffen, und bedachten, dass beinahe 1000 Sträflinge uns umringten, darunter so viele Mörder. Man war nur zu sehr geneigt seiner Phantasie die Zügel schiessen zu lassen und sich vorzustellen, dass, wie so oft geschieht, die Gefangenen entlaufen könnten. Wir wollten unsere Thüren verschliessen, aber es war kein Schloss daran; der eiligst herbeigerufene Araber sah uns erstaunt an und meinte wir brauchten uns nicht zu fürchten, traf aber endlich, unseren inständigen Bitten gemäss, eine Einrichtung, die Klinke von aussen zu entfernen, sodass niemand hereinkonnte. Die Zimmer waren gleicher Erde und eine Glasthür führte in den Garten hinaus.

Der Direktor beauftragte einen Wächter uns in der grossen Niederlassung herumzuführen, was gewöhnlich Damen nicht gestattet wird. Alles ist aufs trefflichste eingerichtet, sehr reinlich und überall herrscht vollkommene Ordnung. Die verschiedenartigsten Werkstätten gibt es, wo alle Arbeit der Anstalt verrichtet wird: dem früheren

Handwerke oder Berufe nach beschäftigt man einen jeden und entwickelt die ihm eigentümlichen Fähigkeiten oder Talente, damit er hier lerne ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Es ist eine wahre Freude die Leute in den verschiedenen Abteilungen arbeiten zu sehen, wie flink das von der Hand geht. Eine aus Sträflingen gebildete Kapelle gibt es auch: dem Préfet brachten sie ein Ständchen und leisteten Vortreffliches. Die Kost der Gefangenen ist eine ausgezeichnete, um deren Körper gegen den Einfluss der Malaria zu stärken. Aller Bedarf der Küche wird auf eigenen Feldern gezogen und von den Gefangenen besorgt, denn wer zu einem Handwerk nicht taucht, eilt hinaus, um einige Stunden Morgens und eben so lange nachmittags im Freien zu arbeiten. Ehe sie wegziehen, ruft man den Namen eines jeden aus und er muss antworten, dasselbe geschieht auch abends bei der Rückkehr. Alsdann werden die, welche noch nicht lesen, schreiben und rechnen können, unterrichtet. Für jede Arbeit bezahlt man einen gewissen Lohn, welcher bis nach Ablauf der Strafzeit aufgehoben wird: damit bestreitet man die Reisekosten der Gefangenen und die übriggebliebene Summe erhalten sie erst in der Heimat.

Immense Stallungen befinden sich in Casabianda für das Rindvieh, die Pferde, Schafe, Ziegen etc.; abends bei Sonnenuntergang sahen wir sie von allen Richtungen herbeiziehen, ein prachtvolles Sujet wäre das für Paul Polter gewesen. Das Schönste sind aber die arabischen Pferde; die mutigen Tiere wurden uns vorgeführt. Ein junger Mouflon ist im Hofe, welcher wie ein Hund den dort beschäftigten Sträflingen auf Schritt und Tritt folgt. Es ist wunderbar, wie diese Tiere, welche auf den Bergen

so scheu und so unnahbar sind, sich in der Gefangenschaft leicht zähmen lassen. Auch in Casabianda sind die Sträflinge alle entweder Araber oder Franzosen, denn die Corsen schickt man, wie schon erwähnt, nach dem Festlande.

Die Kutscher hatten eine grosse Debatte, ihnen war der Weg von Casabianda bis Vescovato, 60 Kilometer, zu weit, eine sehr starke Tour für ihre Pferde. Sie hätten es vorgezogen, wieder in Cervione zu übernachten, aber das war unmöglich und zwischen Casabianda und Bastia gibt es keine andere Unterkunft. Als wir an jenem Nachmittage die Sträflingsanstalt verliessen, entsetzten sich alle bei der Nachricht, dass wir dort geblieben seien. „Wussten Sie es nicht“, fragte man, „dass die Pocken dort wüthen?“ Sogar der Préfet und der Conseil wollten nicht hingehen, die Behörden von Cervione mussten nach Folelli herunterkommen.

Die Ebene zwischen Aleria und Bastia ist oft mit der Campagna um Rom verglichen worden und in mancher Beziehung erinnert sie daran. Dieselbe Oede herrscht wie dort, die Häuser sind sehr selten, denn im Sommer müssen sie verlassen werden; viele sind zu Ruinen zerfallen, die andern so elend, dass man sie nicht für menschliche Wohnungen halten würde. Es wird einem schwer an die Ungesundheit der Gegend zu glauben, wenn man sich umschaute, besonders im Frühjahre, wo ein unentwirrbares Geflecht von wild wucherndem Laub, Blumen und Blüten die Erde überzieht: es ist nicht zu beschreiben wie das keimt und sprosst. Die Stelle der Albaner und Sabiner Gebirge nehmen die Ketten der corsischen Alpen ein; viel grossartiger wie jene sind diese mit ihren schneegekrönten Spitzen.

Indem man sich Folelli nähert, wo wir Mittagsrast halten sollten, erscheinen wieder Weinberge, Obstgärten und Getreidefelder.

Als wir die Berge erstiegen hatten und in Vescovato abends einfuhren, totmüde nach der langen Fahrt und auf der Piazza die vielen umherstehenden Menschen nach dem Hotel frugen, erklang zu unserem Entsetzen die Antwort: „Es gibt hier kein Hotel.“ Da trat zum Glück aus dem Hause gegenüber eine freundliche Frau heraus: „Sie suchen Unterkunft für die Nacht?“ fragte sie. Wir bejahten es eifrig: „Dann treten Sie in meine Wohnung ein.“ Es ist unbegreiflich, aber bezeichnend, dass hierzulande selten ein Merkmal kundgibt, dass Reisende dort empfangen werden. Man weiss nicht, ist es Folge von Indolenz, Unwissenheit oder Gleichgültigkeit. Das kleine Hotel war äusserst einfach, das Essen nach corsischer Art sehr fettig gekocht. Wahrhaft patriarchalisch ist hier, wie oft sonstwo die Sitte, dass das Esszimmer auch als Wohnstube für den Wirt und dessen Familie dient, welche bei den Mahlzeiten ihre Gäste scharf beobachten. Man gewöhnt sich bei Bereisung der Insel allmählich daran, aber im Anfang berührt dieser Brauch sehr unangenehm.

Vescovato ist reich an historischen Erinnerungen; auf Schritt und Tritt werden diese bei dem Besucher geweckt, und die alten, ruinenähnlichen, durch die Zeit zernagten Häuser erzählen eine Geschichte für sich. Ausserordentlich malerisch auf dem Platze ist das Gebäude, welches sich Marboeuf, der erste französische Gouverneur von Corsica, errichtete, mit seinen Bögen und dem runden Ausbau am Giebel.

In Vescovato wurden die drei corsischen Geschichtsschreiber: Filippini, ein Feind Sampieros, Ceccaldi und Monteggiani geboren. In der oberen Stadt befindet sich das Haus Filippinis, auf gleicher Höhe wohnten seine Kollegen Ceccaldi und Monteggiani. In dem Hause Ceccaldi, welches in die Hände des General Franceschetti übergegangen war, suchte und fand der Exkönig Murat Gastfreundschaft und dort fasste er den unheilvollen Entschluss, nach Neapel zurückzukehren. Man führte uns in die Gemächer, welche den königlichen Gast beherbergten, und die Phantasie malte sich alle Kämpfe vor, welche den Armen bewegten. Keine Bitten, keine Vorstellungen vermochten den König von seinem Vorsatze abzubringen. Wenig ahnte er damals, was die Folgen desselben sein, wie tragisch das Unternehmen endigen sollte. Die Zimmer befinden sich in der Etage, welche die Nachkommen des Geschichtsschreibers Ceccaldi den Franceschettis wieder abkauften. Auf Corsica besteht nämlich der Brauch, dass in den Häusern Stockwerke einzeln abgegeben werden. Man zeigte uns das Porträt des Königs Murat; daneben hängt das Bild des seinem Herrn so treu ergebenen General Franceschetti, an der anderen Seite dessen Gemahlin. Durch die dem Könige vorgestreckten Summen, welche sie niemals wieder erhielten, — denn die Königin Carolina schlug es ab, das Geliehene zurückzuerstatten — wurde die Familie bis an den Bankrott gebracht. Seitdem haben sich aber die Nachkommen zum Reichtum wieder emporgeschwungen.

Die freundlichen Besitzerinnen der Etage führten uns in den Garten, welcher auf dem Felsen angelegt ist, wo Vescovato lagert. Dort drängen sich Orangen- und Zitronen-

bäume, und zwischen den mit Blüten bedeckten und köstlich duftenden Zweigen blickt man nach der nahen Stadt hinüber, deren Lage so unbeschreiblich schön ist, scheinbar von der Welt abgeschnitten, von Anhöhen umgeben und nur nach dem Meere offen, sodass man auf das leuchtende Wasser mit den Inseln und die lang ausgestreckte Küste hinunterschaut. Die Häuser von Vesco-vato nehmen sich ausserordentlich malerisch aus, weil sie in den verschiedensten Farben erstrahlen. Neben dem Dunkelbraun der alten Mauern zeigt sich gelbgrün, dann wieder ein warmes Fleckchen Rot, weiterhin Orangengelb. Im Sommer muss das Städtchen im Laube der Kastanien-, Orangen- und Zitronenbäume fast vergraben liegen. Es macht auf den sich Nahenden einen ungemein lieblichen Eindruck. Die Anhöhen ringsum sind reich bekleidet; sehr viele Weinberge gibt es auch.

In seinem hohen, stattlichen, palastähnlichen Hause bot Graf Buttafoco, derselbe, welchen Napoleon I. als Jüngling so heftig angriff, dem Jean Jacques Rousseau eine Zufluchtsstätte an. Dieser ging zuerst darauf ein, schickte aber später eine abschlägige Antwort. Ich kann mir keinen passenderen Ort für den denken, welcher durch die Kämpfe und Umtriebe der Welt ermüdet ausruhen möchte im Ansehen der herrlich strahlenden Natur versunken. Die mittlere Etage der Maison Buttafoco kaufte später der General Sebastiani, welcher nebst anderen Gliedern seiner Familie sich in der corsischen Geschichte berühmt gemacht hat.

Fast in unmittelbarer Nähe der Stadt ist das einstige Kapuzinerkloster, dessen Kirche noch benutzt wird. Im oberen Stocke ist eine Schule eingerichtet worden; der

übrige Teil zerfällt aber allmählich. Düster von Farbe scheint es, von der Frühlingswelt umgeben, eine Verkörperung der Vergangenheit zu sein.

Wir wollten Vescovato nicht verlassen, ohne Loreto, das höchstgelegene Dorf der Casinca zu besuchen, aber die grosse Frage besteht darin, wie man hingelangen soll, denn an eine Fahrt mit unserem Wagen war bei dem schlechten Wege nicht zu denken. Herren können auf Mauleseln die Höhe ersteigen, aber nirgends — das heisst mit äusserst wenigen Ausnahmen — sind Damensättel auf Corsica zu erlangen. Endlich, nach langem Hin- und Herreden wurde uns ein kleiner, mit zwei Mauleseln bespannter Leiterwagen vorgeführt, auf welchen man Holzbänke befestigt hatte. Der Anblick war nicht einladend. Das Gefährte glich den in der Heimat benutzten Welschkornchaisen, nur viel höher und anstatt des hölzernen Bodens gab es hier nur ein aus Seilen geflochtenes Netz. Es galt, entweder dieses Fuhrwerk besteigen oder Loreto nicht sehen, und folglich kletterten wir mit wahrer Todesverachtung an dem hohen Gerüste empor.

Wir fragten uns oft nachher, ob, wenn wir gewusst, was uns bevorstände, wir die Tour unternommen hätten. Wenn unsere Sehnsucht, Loreto zu sehen, oder vielmehr die so oft gerühmte Aussicht von dort nicht so gross gewesen wäre, wir hätten gleich im Anfang davon Abstand genommen. Wir nahmen auf den Bänken die vier Plätze ein und fragten den Kutscher, wo er sitzen könne. „Ich muss neben meinen Tieren hergehen,“ sagte er energisch; „was denken Sie, sollte aus denselben — aus Ihnen werden, wenn ich sie nicht auf Schritt und Tritt bewache.“ Den vollen Sinn dieser Worte begriffen wir erst

nachher. Fast immer geht es an schroffen Abgründen entlang, wo nicht einmal ein Stein dem zu Schwindel geneigten Menschen einen Schatten von Sicherheitsgefühl verleiht. Dabei war der Weg so sehr ausgefahren und durch den heftigen Regen teilweise aufgeweicht, dass die eine Seite des Wagens stets hoch emporstand, während die gegenüber sich befindlichen Räder tief im Geleise verschwanden. Am Rande des Einschnittes mussten die Maulesel entlanggehen, und fortwährend gab die Erde nach, sodass die armen Geschöpfe strauchelnd fustief mit derselben hinabglitten. Nur solche an gleiche Zustände gewöhnte Tiere hätten sich so etwas gefallen lassen. Mit beiden Händen mussten wir uns am Rande des heftig hin- und hergeschleuderten Wagens krampfhaft anhalten, um nicht hinabgeworfen zu werden.

Die reizende Aussicht bot trotz allem einen reichen Ersatz für die ausgestandene Mühsal. Ungemein lieblich ist Vescovato, auf welches man stets wieder hinabblickt. Sehr lange, ehe man es erreicht, sieht man das Dorf Loreto auf der äussersten Spitze eines kegelartigen Berges gelegen. Zwischen den Häusern ragt ein hoher breiter Fels empor. Am Eingang der Ortschaft steht der berühmte Brunnen, dessen Wasser sogar im Sommer sehr kalt ist: „Cela fait mal au gosier“, sagte unser Kutscher. Man bot uns ein Glas zum Versuchen an. Der uns begleitende Herr hielt uns davon ab, Geld dafür anzubieten: „Das ist man hier nicht gewöhnt“, rief er rasch.

Die Aussicht, welche sich von der Kirchenterrasse bietet, ist so über alle Begriffe herrlich, dass jeder Zweifel, ob man den Ausflug sogar unter solchen Bedingungen hätte machen sollen, zum Schweigen gebracht wurde.

Was man teilweise beim Ersteigen sah, wird hier als unvergleichliches Gesamtbild dem staunenden, von einem solchen Uebermass an farbenschillernder Schönheit geblendeten Auge vorgeführt. Man überschaut die blühende reich angebaute Ebene, — hier in der Nähe Bastias wirklich eine Ebene, die einzige, welche auf der Insel den Namen verdient. Der Golo durchfließt sie. Man verfolgt deutlich die Chaussee nach Bastia. Diese Stadt zieht sich längs des Ufers hin, und darüber hinaus nach Norden zu zeigte sich duftig blau die Küste des Kap Corso, bis über Brando hinaus mit Dörfern und Häusern besprenkelt, welche sich hell leuchtend abhoben, während nach Westen die düster majestätischen Riesenberge des Niolo kahl und schroff gen Himmel ragen, ohne irgend welche menschliche Wohnungen. Im blau funkelnden Meere erheben sich die Inseln Capraja und Elba, dann folgt ein Strich des toskanischen Festlandes, von den Sonnenstrahlen hell beleuchtet rechts die Insel Montechristo. Längs des Meeres und nur durch einen verhältnismässig schmalen Landstrich davon getrennt, dehnt sich der Biguglia-Teich aus, der umfangreichste Corsicas, denn er bedeckt 1500 Hektar Bodenfläche.

In Loreto soll es sogar im Sommer immer frisch sein: bei unserem Dasein wehte der Wind eisig kalt. Der Maire des Ortes kam uns entgegen, und obgleich wir kein Empfehlungsschreiben für ihn hatten, bot er uns inständigst Erfrischungen in seinem Hause an. Wir durften nicht nachgeben, da wir bei der Rückkehr Venzolasca besuchen wollten und der Nachmittag weit vorgeschritten war. „Sie haben den armen Mann recht unglücklich gemacht“, sagte unser Begleiter, „denn eine Gelegenheit zu verlieren,

Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, ist für uns Corsen ein wahrer Schmerz.“ Dass dieses nicht bloss leere Worte, sahen wir den Zügen des Maire an, und nur der Gedanke, dass es lebensgefährlich, ja, gleichbedeutend mit sicherem Tode sein würde, den entsetzlichen Weg in der Dunkelheit zurückzulegen, zwang uns, bei der Weigerung zu beharren.

Venzolasca entstammt die Familie Casabianca, eine der ältesten Corsicas, auch der so rühmlich in der Geschichte genannte Lucio Casabianca, welcher bei Abukir nach dem Tode des Admirals das Kommando des Schiffes „Orient“ übernahm. Dieses geriet in Brand, aber er wollte es nicht verlassen, weil er nur an die Rettung der Mannschaft dachte. Treu zur Seite stand ihm sein zwölfjähriger Sohn Giocante. Umsonst versuchte Lucio Casabianca den Knaben zu überreden mit den anderen zu entfliehen, indem er ihm sagte, dass sich viel Pulver unten befinde. Unbeirrt erklärte das Kind sich freudig bereit, mit dem Vater zu leben oder zu sterben. Sich gegenseitig umschlingend wurden beide in die Luft gesprengt.

Wer nicht nach Loreto emporsteigen kann, sollte Venzolasca besuchen, welches auf einem unmittelbar aus der Ebene sich erhebenden Hügel gelagert; die Aussicht von dort, wenn auch bei weitem nicht so umfangreich, ist eine sehr schöne.

Mit der Fahrt nach Bastia (25 Kilometer) verbanden wir die Tour nach den Ruinen von Mariana, welche nur wenige Kilometer von der Strasse entfernt, am linken Ufer des Golo dem Meeresstrande näher liegen. Einst eine Kolonie des Marius, sind die römischen Ueberreste noch unbedeutender als die von Aleria. Zwei Kirchen blieben aber aus dem Mittelalter zurück; besonders schön

ist die Basilika, Canonica genannt, mit drei Schiffen, die Pilaster dorischen Stiles. Es ist ein gut erhaltenes, edles Gebäude und macht den ergreifendsten Eindruck in der es umgebenden Oede. Oben blickte der blaue wolkenlose Himmel herein, als einziges Dach. Es beschleicht die Seele ein seltsam beklemmendes Gefühl, wenn man bedenkt, dass hier ehemals eine bevölkerte Stadt sich befand, wo der lauteste Lärm und regste Verkehr herrschte, und nun diese Totenstille. Die Hirten benutzen das Gebäude oft als Schaf- oder Ziegenstall; bei unserem Besuche stand aber der Raum leer und verlassen, wie die ganze Gegend.

Sehr schön nimmt sich Bastia aus, wenn man sich von dieser Seite naht. Nicht tot wie Ajaccio ist die frühere Hauptstadt; man merkt ihr den aus dem Handel erwachsenen Reichtum an. Von allen Seiten bringen Fuhrwerke die Waren herbei, welche Schiffe aus dem zwar kleinen und künstlich gebauten Hafen ins Ausland tragen. Es bietet sich ein bunt bewegtes Bild, und die Leute haben ein heiteres Aussehen. Ihre Kleidung ist nicht so dunkel; hier, wie überhaupt an der Ostküste sieht man helle Farben, welche der Gegend einen andern Anstrich verleihen. Es ist einem zu Mute, als sei man wieder zu den Lebenden zurückgekehrt, nachdem man lange im Reiche der Schatten verweilt.

XIII.

Von Bastia über Brando, Luri, Rogliano, Pino und Nonza nach San Fiorenzo.

„Wollen Sie die kurze oder die lange Tour machen?“ fragen alle Kutscher, wenn man sein Vorhaben kundgibt, das Kap Corso zu besuchen. Jene führt über Brando, Luri, den Col Santa Lucia, Pino, San Fiorenzo und über den Tighime-Pass nach Bastia zurück. Die andere macht den Umweg von Luri aus nach Rogliano um die Nordspitze herum. In San Fiorenzo bleibt dem Reisenden dann die Wahl, ob er Bastia direkt sich zuwenden oder die Balagna besuchen will über Isola Rossa, Calvi, Muro, Belgodere und Ponteleccia. Wir wählten die allers längste Tour.

Das Kap Corso, jene schmale, sich lang nach Norden ausziehende Landzunge ist grundverschieden von allem, was wir bisher gesehen hatten. Das ist ja gerade der Hauptreiz dieser Insel, die fortwährenden Kontraste, die wunderbare Mannigfaltigkeit, jedes Einzelne so ganz eigenartig fesselnd. Das Kap, 40 Kilometer lang und 12—15 breit, wird von einer Gebirgskette, Serra, durchzogen, welche sich an einer Stelle bis zu 1383 Meter über der Meeresfläche erhebt. Fast bis an die Spitzen, welche selbst kahl und schroff gen Himmel ragen, ist diese halbinselartige Landzunge reich angebaut, denn die Bewohner

teilen sich mit denen der Balagna und Bonifacio in dem Rufe, die fleissigsten, ja, die fast einzig fleissigen der Insel zu sein. Terrassenartig sind die Aecker, die Weinberge, welche im herrlichsten Smaragd leuchteten, angebaut. Der Ertrag jener Reben ist ein ausgezeichneter, er soll dem von Spanien und Sizilien gleichkommen. Mandel-, Kastanien-, Nuss-, Granat-, Pfirsich-, Feigen- und andere Obstbäume drängen sich unter die Oliven-, Zitronen- und Orangenhaine. Die Zitronen sollen die besten des Mittelmeeres sein. Die Cedra gedeiht hier vortrefflich, und ist die Ausfuhr zur Bereitung des Zitronats eine beträchtliche. Der Boden und das Klima scheinen für diese Frucht ausserordentlich günstig zu sein und man verwendet grosse Sorgfalt auf die Kultur derselben. Der Cedra- ist sogar viel empfindlicher als der Zitronenbaum; deshalb gilt es, ihn vor dem gefährlichen Libeccio zu bewahren, welcher Wind dem Kap Corso viel Unheil bringt. Man schliesst die Cedrabäume durch Mauern ein und bedeckt sie noch obendrein mit einem aus Makis geflochtenen Dach. Einmal in der Woche bedürfen sie Wasser. Aber diese Mühe wird reichlich belohnt, denn der Ertrag ist gewöhnlich gross. Noch grösser würden die dadurch erzielten Summen sein, wenn man auf Corsica selbst das Zitronat verfertigte und dann exportierte.

Man kann sich nichts Schöneres denken, als eine Fahrt durch das blühende, grünende Land. An die Mauern der Terrassen haben sich in unglaublicher Menge die schönsten wildwachsenden Blumen angesiedelt. Da sieht man unter andern in Riesenbüscheln Levkojen oder Aloë und Epheu überwuchern das Gestein. Man kann leicht begreifen, dass alle Kapcorsen, welche sich in

fremden Ländern ein grosses Vermögen erworben, in die Heimat zurückkehren, um ihr Geld hier zu verzehren. Würde es doch schwer fallen, ein Stückchen Erde anderwärts zu treffen, wo auf so kleinem Raume eine solche Fülle von Naturschönheiten zusammengedrängt ist. Ueberall sieht man die Villen und prachtvollen Gärten dieser Nabobs. Verlangend schweift der Blick in die köstlich lauschigen Zufluchtsstätten, und man versteht, wie dort, die übrige Welt vergessend, sich jeder vollkommen befriedigt fühlt.

Die Kapcorsen haben auch den Ruf, die gebildetsten, freundlichsten und gefälligsten Bewohner der Insel zu sein, werden aber deswegen von ihren Landsleuten verachtet: „wir sind rauher, meinen es aber besser, es kommt uns mehr von Herzen“, sagen diese von den anderen, ob mit Recht, steht sehr dahin.

Die ausgezeichnete Strasse führt fast immer am Wasser entlang, denn die Anhöhen steigen meistens unmittelbar von diesem auf, man weiss nicht ob dem Meere mit den Inseln oder dem Lande der Schönheitspreis zuerkannt werden sollte. In den Buchten liegen reizende kleine Marinendörfchen, auf den Höhen andere Ortschaften zerstreut.

Zwischen Brando und Erbalunge befindet sich eine einsame Mühle, dort hält der Wagen an, denn neben dem Gebäude führt eine steile, sich stets windende Treppe zu der berühmten Grotte empor. Eine Viertelstunde dauert es bis man sie erreicht. Dieses Naturjuwel wurde, wie eine Marmortafel ankündigt, im Jahre 1841 von Fillippo Ferdinandi entdeckt, als er auf der Jagd begriffen war, indem er in die Oeffnung hineinkroch. Seiner Familie

gehört noch heute die Grotte. Die eilig herb eigerufene Dienerin zündete Oellampen an und wir stiegen Stufen hinauf und dann wieder hinunter. Was Grossartigkeit, Ausdehnung und Mannigfaltigkeit anbetrifft, kann man Schöneres sehen, denn in dieser Beziehung darf sie mit der Adelsberger Grotte oder der Drachenhöhle nicht verglichen werden, aber nirgends anders befindet sich, in so kleinem Raume, eine solche Fülle von Tropfsteingestaltungen. Diese drängen sich so sehr, dass man sich kaum durchwinden kann. Staunend steht man in der so lange verborgen gebliebenen Werkstätte, wo im Laufe unberechenbarer Zeiten diese Zaubergebilde im Herzen des Felsens entstanden. Wie unsere Führerin erzählte, ruht im Winter, im Frühjahre die Arbeit, kein Wasser tropft alsdann von den schneeweissen Stalaktiten herab: man vermeidet es glücklicherweise Fackeln anzuzünden, und so ist die Farbe unverändert geblieben. Im Sommer soll die Grotte sehr feucht sein.

Besonders reizend ist die kleine niedrige Kapelle, wo an der Decke zarte, gothische, wie aus Diamanten vom reinsten Wasser zusammengesetzte Stalaktitenverzierungen sich ausbreiten: ein passenderes Heiligtum, um die Grösse und Majestät Gottes zu verherrlichen, kann man sich nicht denken. Diese Grotte war offenbar in früheren Zeiten eine Zufluchtsstätte von Banditen, denn bei der Entdeckung fand man einen mit Tropfstein überzogenen Flintenlauf, neben ihm vermoderte Gebeine.

Von Bastia aus vermag man die Grotte per Wagen in einer Stunde zu erreichen, also ist es jedem Touristen ermöglicht, wenigstens dieses Wunderwerk der Schöpfung zu schauen.

In der Nähe Brandos gibt es auch einen sehr hübschen Wasserfall, welcher sich in einem Strahle dreissig Fuss herabwirft.

Das Gasthaus Villa Luisa in Erbalunga bietet den Reisenden recht reinliche Zimmer. In der Nähe dieses Ortes, fünf Kilometer entfernt, ist in Sisco die durch ihre seltsamen Reliquien berühmte Katharinenkirche; da sieht man: Mandeln aus dem Paradiese, Erde, aus welcher Adam erschaffen wurde, den Stab, mit dem Moses das rote Meer theilte, Manna, ein Stückchen der Wiege Christi etc.

An der Marine von Luri verlässt man das Meer und biegt in das grösste und berühmteste Thal des Kap Corso ein: umfangreich ist es nicht, denn es misst nur zehn Kilometer vom Hafen bis zum Col Santa Lucia und hat bis zu fünf Kilometer Breite. Ein vollkommeneres Bild der strotzenden Fruchtbarkeit, der üppigsten Vegetation kann man sich nicht denken: es ist ein herrlicher, von einem Giessbach durchflossener Garten. Oliven-, Kastanienbäume und Immergrüne Eichen wechseln mit Obstgärten, Getreidefeldern und Cedraterrassen ab und dazwischen liegen die 17 Weiler zerstreut, welche gemeinsam Luri heissen, jeder mit einem bezeichnenden Beinamen. Manche dieser Ortschaften sind auf einen spitzzulaufenden Felsen gruppiert und nehmen sich unendlich malerisch aus. Einen seltsamen Eindruck macht es, — der Gegend etwas ganz Eigentümliches verleihend, dass viele Genuesertürme als Wohnungen eingerichtet sind. Im Hintergrunde erheben sich die Berge, auf deren einem schroff zugespitztem Gipfel der sogenannte Turm des Seneca steht, kahl und streng, inmitten des grünen, blühenden Landes, wie ein

Greis, welcher sich überlebt hat, geringschätzig verachtend auf die Jugend herabblickt.

Dort soll der Sage nach Seneca die acht Jahre seines Exils aus Rom zugebracht haben. Nichts kann die Bewohner von Luri mehr erzürnen, als wenn man einen Zweifel an dieser Thatsache laut werden lässt. „Das sei durch die Geschichte, aber besonders durch des Gelehrten Briefe klar bewiesen“, meinen sie; „die Beschreibungen seines Aufenthaltes könne man nicht anders deuten.“ „Den Turm benutzte er nur als Observatorium“, sagte uns der Sekretär des Maire, als wir die Partie dorthin machten. Monsieur Guiseppe hatte den jungen Mann uns als Begleiter angewiesen, weil er selbst mit Arbeiten überhäuft war, denn am folgenden Tag sollte er den Präfekten von Ajaccio, mit dem Conseil als Gäste in sein Haus aufnehmen. „Seneca bewohnte den Ort, zu Füßen des Turmes, und ging jeden Tag hinauf“, fuhr der junge Mann fort, — eine tüchtige Promenade! Aus Angst ihn zu verletzen, wagten wir nicht zu sagen, dass der Turm auffallend jenen von den Genuesern erbauten gleiche, aber der Sekretär gab das freiwillig zu: „Es sei nicht der ursprünglich von Seneca benutzte“, behauptete er, „dessen Mauerüberreste man noch deutlich erkenne.“

Man kann beinahe bis an's Kloster fahren, welches unfern des Col de Santa Lucia und zu Füßen des Seneca-Turmes wunderschön gelegen ist. Von hier erkennt man erst, wie hoch die das Thal einschliessenden, aber besonders die am Anfang desselben sich erhebenden Berge sind. Der Sekretär zeigte uns unterwegs eine Stelle, wo auf einem Bergsattel der letzte Zusammenstoss der Corsen

und Genueser im Jahre 1767 stattfand und wo eine Unmasse Leichen nachher das Feld bedeckte.

Der Weg führt mitten durch den üppig blühenden, köstlich duftenden Makis zum Seneca-Turm hinauf. Auf der einen Seite fällt der Fels senkrecht von diesem in die Tiefe, auf den zwei anderen ist das graue Gestein zu abschüssig, um dort emporklimmen zu können, auf der vierten war unser Pfad zuerst ganz leidlich, aber je höher man kam, desto mehr wurde er zur Kletterpartie. Immer wieder blieben wir stehen, um zu ruhen, um die herrliche Aussicht zu bewundern, denn der Blick wandert auch nach der jenseitigen Küste des Kaps hinüber. In der Ferne sieht man den mit drei Windmühlen gekrönten Berg, welcher von hier aus scheinbar die äusserste Nordspitze der Halbinsel bildet. Bei sehr klarem Wetter kann man, wie der Sekretär uns sagte, wenn man auf einer Leiter den Turm besteigt, den Monte Cinto erkennen. Eine beträchtliche Strecke ehe man sein Ziel erreicht, hört der Pfad auf, und man muss an dem glatten abschüssigen Gesteine wie eine Ziege emporklettern, wo es rechts und links in die Tiefe abfällt: da gilt es festen Fuss fassen, damit man nicht strauchle.

Unser Begleiter erzählte uns, es habe als Knabe, als Jüngling einen grossen Reiz für ihn gehabt, hier heraufzukommen und stundenlang Forschungen anzustellen. Eine viereckige Umzäunung hält er für die Ueberreste von Senecas Laboratorium. Der junge Mann versuchte uns zu seiner Ueberzeugung zu bringen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen: sagt man sich doch, indem man auf die himmlische Gegend hinabschaut, dass, wenn der Gelehrte einen solchen Anblick vor sich gehabt, er die

verachtungsvolle Beschreibung nicht hätte machen können, welche er von der Insel entwarf, so sehr man auch der Sehnsucht Rechnung trägt, welche damals einen Römer alles geringschätzen liess, was ausserhalb der Weltstadt lag. Vielleicht dass in späteren Zeiten, als sein undankbarer Schüler Nero ihn zum Tode verurteilte, er an dieses liebliche Eiland verlangend zurückdachte, welches er einst so ungerechterweise verspottet und verhöhnt hatte.

Das kleine Gasthaus von Luri-Piazza rivalisirt, als Muster corsischer Reinlichkeit, mit dem von Evisa und eben so freundlich und gefällig sind hier die Wirtsleute. Grosse Mannigfaltigkeit in der Kost darf man aber nicht erwarten. Nach der Suppe trug man das gekochte Fleisch auf den Tisch, aus welchem jene bereitet worden war; als wir uns erkundigten was es sei, lautete die Antwort: „capretto!“ Es folgte darauf ein anderes Gericht, wir fuhren ordentlich zusammen, als wir die gleiche Auskunft erhielten: „capretto!“ sodass als der Braten endlich erschien, wir nur ganz zaghaft nach der Natur des Tieres forschten: „capretto!“ tönte uns unverfroren entgegen. Morgens, als wir an der Küche vorbeigingen, sahen wir das Zicklein dort hängen, wenig ahnend wie gründlich wir dessen Bekanntschaft machen sollten.

Um Rogliano zu erreichen muss man nach der Marine von Luri zurückkehren. Sehr hübsch ist das Hafendorf Macinaggio am Eingang des Roglianothales gelegen; hier wendet sich, wie bei Luri, der Weg landeinwärts. Indem man zu der aus sechs verschiedenen, getrennten Weilern bestehenden Ortschaft emporsteigt, sieht man auf einem Steine am Wege die Worte: „Rue de l'Imperatrice“ angebracht, sogenannt, weil an dieser Stelle die Kaiserin

Eugenie den Wagen verliess und zu Fuss den Rest des Weges zurücklegte, um die herrliche Aussicht ungestört zu geniessen.

Luri wird das schönste Thal des Kap Corso genannt und was Lieblichkeit anbelangt, kann man nicht anders als ihm den Preis zuerkennen; aber Rogliano ist viel stattlicher, grossartiger, malerischer. Zwei von den sechs Weilern ziehen sich, hoch oben, an schroff aufragenden Felsvorsprüngen hin: aus dem einen steigen drei Kirchtürme empor, aus dem anderen die Ruine des Schlosses Colombano, wo einst die Familie de Mare hauste, welche aber ausgestorben ist. Ein dritter Weiler schmiegt sich auf der Anhöhe an den Felsen an, welcher das Kloster trägt, und von wo man die prachvollste Rundschau genießt. Es ist in den Besitz der Familie Luchetti übergegangen, welche aber gern den Eintritt gestattet. Ausserdem schauen an den schöngeformten Bergen, aus den dichten Waldungen und der üppigsten Vegetation Grabkapellen, Villen kapcorsischer Millionäre, verfallene Gebäude und Genuesertürme hervor; diese beweisen, wie stark alle Ortschaften einst befestigt waren. Sie tragen dazu bei um dem Bilde einen unnennbaren Reiz, einen ganz eigentümlichen Zauber zu verleihen.

Als wir zum Kloster hinaufstiegen, glaubten wir uns verirrt zu haben und wandten uns fragend an zwei Herren und eine Dame. Der älteste von jenen verliess gleich seine Begleiter, um uns als Führer zu dienen. Wir vernahmen nachher, dass er Signor Franceschi heisse und ein Verwandter des Friedensrichters von Rogliano sei. An Asthma leidend, wurde ihm das Steigen sehr schwer, und wir ersuchten ihn umzukehren, machten aber nicht den

geringsten Eindruck. Als echter Corse hielt er es für seine Pflicht, die Fremden bis an ihr Ziel zu geleiten. Ausserdem gab er sich die undenklichste Mühe, für die fernere Tour uns Ratschläge zu erteilen und verliess uns, unten angekommen, erst, nachdem er dem Kutscher begreiflich gemacht hatte, wie er uns den Weg ebnen, vor manchen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten bewahren könne.

In dem Hafenorte Macinaggio sollen im Jahre 380 die ersten christlichen Missionäre auf Corsica gelandet sein, und man behauptet, sogar St. Paulus habe die Insel besucht. Auf einem vom Meere emporsteigenden Hügel liegt äusserst lieblich das Dorf Tomino. Es wird die Wiege des Christentums genannt, weil sich dort die ersten Prediger des Heils in Felsenhöhlen verbargen. In Macinaggio landete 1790 am 14. Juli Pasquale Paoli und ward enthusiastisch empfangen.

Das kleine Hotel von Rogliano ist äusserst einfach. „Es kommen so wenig Gäste“, sagte die Wirtin entschuldigend. Die meisten machen die „kleine Tour“ über Luri und ahnen nicht, wie vielen Genuss sie dadurch einbüssen.

Von Rogliano führt der Weg landeinwärts jener Anhöhe zu, die wir vom Seneca-Turme aus erblickten. Dort sieht man, wie weit die wirkliche Nordspitze der Insel entfernt ist. Auf derselben, dem Corno di Becco, steht ein Semaphor. Das Thal, worin Ersa liegt, und der Capo Bianco mit einem Leuchtturm befinden sich dazwischen. Von der Höhe bietet sich die prachtvollste Aussicht.

Es ist eine wahre Freude an den Dörfern vorbeizufahren; überall sieht man Beweise der menschlichen Thätigkeit. Und wie schwer ist es dieser geworden, jene Wildnis teilweise in solch blühende Oasen umzuwandeln, denn überall steigen die nackten Felsen aus dem Meere empor, und alle in den Terrassen sich befindliche Erde wurde mit unsäglicher Mühe herbeigeschleppt.

„Wir müssen fleissig sein, sonst könnten wir verhungern“, sagen die Kapcorsen, „ohne grosse Arbeit lässt sich besonders diesseits der Halbinsel dem Boden nichts abringen.“ Am Kap Corso ist die Vendetta unbekannt: die Bewohner sind sehr friedfertig.

Wir begrüßten von dieser Seite den Seneca-Turm. In einem Tage hatten wir die Nordspitze umfahren und sahen bald in der Ferne Pino. Aengstlich fragten wir uns, ob in dem Orte Unterkunft zu finden sei, denn niemand hatte mit Bestimmtheit darüber berichten können. Die Sonne ging eben unter, als wir vor der elenden kleinen Locanda anhielten, bei deren Anblick schon alle Hoffnung schwand. Nur ein winziges Stübchen konnten die Leute uns einräumen, und daraus hätte der Sohn des Hauses vertrieben werden müssen. So schmutzig sah jenes schmale Gemach, das Bett aus, dass der blosser Gedanke, in demselben sich aufzuhalten, unerträglich war. Da war wieder guter Rat teuer! Wir wandten uns an den Maire von Pino und er gab Bescheid, dass die Familie Piccioni für solche Fälle Fremden Zimmer in ihrem schönen, hoch oben am Berge gelegenen Landsitze angeboten habe.

Monsieur Piccioni, der einstige Maire von Bastia, starb vor mehreren Jahren, und seine Kinder leben in Frankreich, aber dem Beispiel ihres edlen Vaters folgend,

üben sie die gleiche grossmütige Gastfreundschaft aus, wie er. Bis auf den heutigen Tag stehen die Wagen, die Pferde in den Remisen, den Ställen allen solchen zur Disposition, welche für ihre Kranken einen Arzt und Medizin herbeiholen müssen, denn im Orte selbst sind diese nicht zu finden.

Das Gebäude, welches schon seit vier Jahrhunderten der Familie gehört, ist in Form eines mittelalterlichen Schlosses erbaut, mit Zinnen gekrönt, Türme an den vier Ecken. Von den mit dem grössten Luxus ausgestatteten Zimmern bietet sich die prachtvollste Aussicht über das am steilen Hange lagernde und aus üppigem Laubwerk hervorschauende Dorf. Dieses ist aus einfachen Bauernwohnungen, genuesischen Wachttürmen und den schönen, von herrlichen Parks umgebenen Landsitzen korsischer Millionäre zusammengesetzt.

Ein Onkel des verstorbenen Maire Piccioni kaufte in St. Thomas die Pflanzung, wo er ein enormes Vermögen erwarb, sodass er seinen drei Neffen 24 Millionen hinterliess. Aus Dankbarkeit bewahrt man in einem der Salons den schönen Panamahut auf, welchen der Pflanze einst trug.

Es ruhte sich sanft in den hohen Gemächern, den weichen Betten, nachdem man wochenlang in corsischen Wirtshäusern jeden Komfort hatte entbehren müssen, und mit warmer Dankbarkeit schieden wir am folgenden Morgen von dem Hause, welches sich uns in der Not so gastfrei geöffnet hatte.

Nonza, wo wir uns mittags aufhielten, ist auf und an einem Felsen gelegen, welcher schroff vom Meere emporragt. Die Häuser stehen bis an den äussersten Rand des Abgrundes, und landeinwärts befindet sich dort ein

Genueser Turm. Hier, wie überall am Kap Corso wurden die Cedrabäume durch die Kälte schlimm mitgenommen. Die jungen Triebe erfroren; meistens zeigten sich die Aeste kahl und mussten den Sommer über ihre ganzen Kräfte aufwenden, um den verlorenen Blätterschmuck wiederzuerlangen, ohne Hoffnung, dass sie irgend welche Früchte liefern konnten. Ein ungeheurer Verlust ist das, denn diese bilden den Haupterwerb der Halbinsel. Für 25 Pfund Früchte bezahlt man 15 bis 18 Franken. Setzlinge werden von den Bäumen abgeschnitten und ins Erdreich gesteckt; schon nach einem Monat wachsen sie als selbständige Pflanzen.

Auf der Piazza von Nonza stehen drei Cafés, das du Cour wurde uns als das beste empfohlen. In der Wirtsstube befand sich ein Mann, welcher mit Begeisterung von der grossen Vergangenheit sprach, wo in Nonza sich eine jener Episoden zutrug, auf welche das Land mit Recht stolz ist. Des Erzählers Augen blitzten und seine Wangen brannten. „Dort oben in der einstigen Festung ist der Turm allein übrig geblieben“, sagte er. „Sie müssen hinaufsteigen, denn das ist heiliger Boden, heilig für eines jeden Menschen Herz, der sich für Tapferkeit, Selbstaufopferung und Heldenmut noch empfänglich zeigt.“ Dort widerstand anno 1768 monatelang der Hauptmann Casella den Franzosen; er wollte von keiner Uebergabe wissen. Nur eine einzige Kanone stand ihm zur Disposition und er besass keine Hülfe, denn allein die Nichte hielt zuletzt treu bei ihm aus, nachdem die Mannschaft desertiert war. Das Mädchen half eifrig die Flinten laden, welche der Onkel abschoss. So gross war seine Tapferkeit, dass er sich endlich von dem Gegner die Gunst errang, mit den Soldaten und allen Kriegsehren abziehen

zu dürfen. Als er allein hervortrat, fragte der französische Offizier nach seiner Besetzung. „Die Besetzung bin ich!“ erwiderte Casella. Höchst erzürnt glaubte der Franzose an irgend einen Verrat und zog seinen Degen. Die Feinde drangen in die Festung ein. Gross war ihre Verwunderung, als sie dort wirklich alles leer fanden, und ungestört durfte Casella mit der Munition nach San Fiorenzo wandern, ja, der General Grand-Maison gab ihm eine Ehrenwache mit.“

Der Golf von San Fiorenzo wird mit Recht nicht allein der schönste der Insel, sondern des ganzen Mittelmeeres genannt. Er ist der prachtvollste Halbkreis, durch eine zweifache Reihe Berge umschlossen, deren hintere Kette weit über die andere emporragt. Nicht wie bei Ajaccio sind die Umrisse geradlinig, sondern von den verschiedensten Formen, gezackt, zerrissen, unregelmässig, wie sie des Künstlers Auge so viel mehr entzücken. An der äussersten südlichen Spitze steht ein Leuchtturm, nicht weit davon, landeinwärts ein Semaphor und ungefähr in der Mitte an der gleichen Seite ein zweiter Leuchtturm. Nach Norden erstrecken sich die unzähligen Buchten des Kap Corso, also den einen Arm der Bai bildend. Ausserordentlich geschützt ist dieser Golf, und Napoleon I., die Bedeutung desselben erkennend, wollte hier eine grosse Stadt mit Hafen anlegen, versäumte es aber später, wie so manches, was seiner schönen Heimatsinsel hätte nützen und zum Aufschwung verhelfen können.

Einen eigentümlichen Eindruck macht in diesem grossartigen Golf San Fiorenzo, dessen kleine Anzahl Häuser durch eine, von den Genuesern erbaute Festung überragt, und von hohen Kaktusstauden und Palmbäumen umgeben ist. Ausserordentlich malerisch ist das Bild,

aber in dem prachtvollen Rahmen verschwindet die unbedeutende Ortschaft und der Mangel an Leben, an Verkehr bedrückt das Gemüt: fühlt man doch deutlich, wie hier alles anders sein sollte. „Man braucht nur von Bastia einen Tunnel durch die Nebbioberge zu bohren“, sagen die Einwohner mit einer gewissen Bitterkeit, „und aller Handel würde sich von dort hierher ziehen, San Fiorenzo alsdann den natürlichen Hafen jener Stadt bilden.“ Sogar die Festung von St. Florent steht jetzt verlassen, ein einziger Mann ist zur Aufsicht zurückgeblieben. Wir sahen uns dort die kleine bekuppelte Kapelle an, welche aus der Genueserzeit her stammt; sie trägt noch das Wappen der einst so mächtigen Republik.

Monsieur d'Angelis, welchen Monsieur de Casabianca's Fürsorge uns als Führer erbeten hatte, geleitete uns in der Barke des Conducteur des Ponts et Chaussées nach dem nahen Leuchtturm, um uns von dort aus den unvergleichlich schönen Blick, über San Fiorenzo hinaus, auf die Nebbio Berge mit ihren vielen Dörfern, zu zeigen. Dorthin führt der Weg nach Bastia, den Teghimepass (1765 Fuss) ansteigend von der Höhe soll die Aussicht auf beide Meere eine wahrhaft bezaubernde sein: besonders nimmt sich der Golf von San Fiorenzo ungemein schön aus. Da wir nach Isola Rossa und Calvi weiterfahren wollten, büssten wir die genussreiche Fahrt ein.

Im Innern des Leuchtturmes ist auf einer Marmortafel folgende Inschrift angebracht: „Ce phare a été construit aux frais de Madame la Comtesse Lefebre Noëlle. Elle a voulu contribuer au salut des navigateurs, en mémoire du Général son epoux, et de membres de sa famille morts dans des naufrages.“ Der General erlitt

nämlich bei seiner Rückkehr aus Indien Schiffbruch. Wahrlich eine schöne Art das Andenken geliebter Toten zu ehren!

Bei der Hinfahrt war das Meer spiegelglatt gewesen, zurückkehrend peitschte ein starker Wind das Wasser, sodass unser Boot tüchtig hin und hergeschleudert wurde. Der Kapitän einer englischen Jacht, auf welcher wir 14 Tage in der Bai von Neapel kreuzend, zubrachten, hatte Recht als er sagte: „Ich habe oft die Reise um die Welt gemacht, aber ein so tückisches Meer wie das Mittelländische sah ich nie: ich hätte nicht den Mut vorauszusagen, wie das Wetter in zehn Minuten hier sein wird.“

Im Vorbeifahren zeigte uns Monsieur d'Angelis das unterseeische Kabel, welches die Insel telegraphisch mit Frankreich verbindet. In früheren Zeiten war dasselbe von Calvi aus gelegt, aber die Küste ist dort sehr klippenreich und das Kabel wurde dadurch immer aufs neue beschädigt. Die drei Städte San Fiorenzo, Isola Rossa und Calvi haben den Ruf, im Sommer sehr ungesund zu sein, da sich ausgedehnte Sümpfe in deren Umgebung befinden, doch die Bewohner von jeder derselben leugnen diese Thatsache ab, behaupten, die Moräste in ihrer Nähe seien trocken gelegt worden, erklären aber, dass es bei den übrigen zwei Ortschaften nicht geschehen sei. Dieses Rivalitätsgefühl besteht auch in anderer Beziehung; Calvi und San Fiorenzo schauen mit Neid die Wohlfahrt Isola Rossas an, und die Einwohner dieser Stadt blicken mit Verachtung auf die weniger Glücklichen herab.

Im Hafen von San Fiorenzo landeten meist die Eroberer. Es war der erste Ort, welcher sich im Jahre

1483 den Genuesern ergeben musste, nachdem er erst 1440 gegründet worden. Die frühere Hauptstadt des Distriktes Nebbio, wo die Corsen die Römer schlugen und überhaupt so viele Gefechte stattfanden, erhob sich landeinwärts, 20 Minuten von der jetzigen entfernt und hiess damals Nebbia.

Auf dem Wege nach den Ruinen der einstigen Stadt kamen wir an einer prachtvollen Tamariskenallee vorbei, deren Bäume in voller Blüte standen. Unten sind sie als Hecken gezogen, oben wölbten sie sich früher über die Strasse, eine lange, natürliche Laube bildend, aber unbegreiflicherweise hat man sie abgestutzt. Ausserordentlich viele Tamarisken sieht man am Kap Corso.

Trotz aller Mühe hatte Monsieur d'Angelis den Schlüssel zu der einstigen Kathedrale von Nebbia nicht erhalten können, denn der Priester war nach Bastia verreist. Das Gebäude wurde von den Pisanern erbaut und nach deren Stil der Turm selbständig neben die Kirche gestellt. Der bischöfliche, einer Festung ähnliche Palast, welcher sich an das Heiligtum anschloss, zerfiel allmählich. Den Bischöfen sagt man nach, dass sie, wenn sie die Messe lasen, geladene Pistolen auf den Hochaltar legten; keinen Augenblick waren die Bewohner der Stadt nämlich vor einem Ueberfalle sicher und mussten sich stets zur Verteidigung bereit halten. Oft wurden die Teilnehmer an der heiligen Handlung durch Flintenschüsse aufgeschreckt, und ihnen voran zog alsdann, schnell gerüstet, der Bischof dem Feinde entgegen.

Prachtvolle Steinbrüche gibt es in der Nähe San Fiorenzos; mehrere der öffentlichen Gebäude Bastias sind aus Steinen derselben gefertigt.

Das Hôtel de l'Europe befindet sich in der ersten Etage eines grossen, am Marktplatze gelegenen Hauses. Das Essen fanden wir dort recht gut, aber die Zimmer und die Betten waren sehr unreinlich, und der Aufenthalt musste teuer erkauft werden.

XIV.

Von San Fiorenzo nach Isola Rossa und Calvi und durch die höhere Balagna über Pontealeccia nach Bastia zurück.

Der Col de Cerchio trennt den Nebbio von der Balagna. (46 Kilometer beträgt die Entfernung bis Isola Rossa.) Der Weg windet sich fortwährend hin und her und gewährt einen Blick auf den Golf von San Fiorenzo, das Kap Corso und die hohen dunkeln Berge des Nebbio: diese bilden einen wunderbaren Kontrast mit dem leuchtenden Meere und dem lichtblauen Uferlande, wo die Aecker im durchsichtigsten Grün schimmerten, die Flachsfelder mit ihrer schönen Blumenfläche Riesentürkisen ähnelten und die üppigen Weissdornhecken sich wie Schnee abhoben.

Unendlich wild ist die Gegend, welche man nachher durchfährt, aber sie macht um so grösseren Eindruck, nachdem man jene blühende, mit der prachtvollsten Vegetation strotzende eben verliess. Von einem enormen Felsenmeere scheint man umgeben, eine versteinerte Woge sich über die andere erhebend.

Am Col eröffnet sich südwärts ein Gebirgs panorama des Distriktes Calvi auf die corsischen Alpen, wie man es sich nicht schöner denken kann; unter ihnen Monte Padro, mit ewigem Schnee gekrönt. Der Ostricone durchfliesst das Thal, welches dazwischen liegt. Isola Rossa, auf der

Südspitze des Golfes gleichen Namens gelagert, hat seine Benennung von den roten Inseln erhalten, welche sich unfern des Landes erheben und nun mit demselben durch eine Brücke verbunden sind. Sie schützen den Hafen vor dem Westwinde. Dort setzten sich im Mittelalter oft die Sarazenen fest und machten die Gegend unsicher: deswegen errichtete man den Genueserturm auf der einen Insel.

Die Stadt wurde 1760 von Pasquale Paoli gegründet: auf diese Weise wollte er für die Nachbarstadt Calvi ein Gegengewicht bilden, nachdem er umsonst versucht hatte, diese zu erobern, welche immer den Genuesern treu ergeben blieb. Der grosse Patriot soll bei der Grundsteinlegung des ersten Hauses bemerkt haben: „Hiermit erhebe ich den Galgen, auf welchem Calvi gehängt wird.“ Diese Prophezeiung hat sich verwirklicht, denn Calvi nimmt stets ab, Isola Rossa aber wächst und gedeiht. Bei fast unausgesetztem Kanonendonner wurde das Werk fortgesetzt, denn die Genueser versuchten ihr möglichstes es zu verhindern: sie mochten wohl ahnen, welches Unheil ihrer Lieblingsstadt drohe.

Von Isola Rossa aus werden jetzt die Produkte der Balagna verschifft, welche „das gelobte Land Corsicas“ genannt wird. Monsieur Palazzi, ein Freund Monsieur de Casabiancas, und selbst Landwirt, erzählte uns, dass der ganze Handel Calvis sich allmählich hierher ziehe: Im Jahre 1869, dem letzten ungewöhnlich guten, verschickte man aus diesem Hafen allein 1,800,000 Dekaliter Olivenöl nach Frankreich, alles Ertrag der Balagna, und dabei ist nicht berechnet, was in dem Lande selbst und auf der Insel verbraucht wurde. Seit jener Zeit sind immer

weniger reichliche Ernten gewesen. Den Sommer hoffte man aber besseres zu erzielen, da die in das Erdreich gedrungene Feuchtigkeit, wo in der Tiefe sich Reservoirs gebildet haben, eine Dürre verhüten musste. Fast unglaublich ist es, wie weit die Wurzeln in den Boden eindringen, man bemerkt es oft an Chausseen, wenn diese kürzlich aus dem Gestein herausgehauen wurden. Die Olivenbäume der Balagna sind prachtvoll, und die Orangen sollen den spanischen an Güte gleichkommen. Das Getreide trägt als Minimum neunfach den Wert des Samens, Gerste zwanzig- bis dreissig-, der Mais achtunddreissig-, und die Kartoffel zwanzigfach.

Die Oliven pflückt man auf Corsica nicht, sondern lässt sie von selbst herunterfallen, weil sie dann den höchsten Grad von Reifheit, und Oelgehalt bieten; — in diesem Zustande liefern zehn Liter Frucht vier Liter Oel. Leider lässt man aber die Oliven oft längere Zeit in Haufen liegen, weil die Quantität zu gross ist, um zu gleicher Zeit ausgepresst zu werden: dadurch verfault die unterste Lage, und das Oel schmeckt ranzig. Wenn richtig behandelt, müsste dieses ebenso gut sein wie in der Provence. Der corsische Olivenbaum ist sehr kräftig und kann viel aushalten; als in 1709 diese Gattung im Süden Frankreichs erfror, nahm sie auf der Insel keinen Schaden; das mag auch daher kommen, weil das Klima Corsicas viel milder ist, als jenes der Provence.

Die Umgegend Isola Rossas ist ein wahres Paradies; bis hoch an den Hängen sind die Berge angebaut. Die Stadt liegt Nizza so nahe, dass wenn es eine Dampfbootverbindung zwischen den beiden Städten gäbe, man in sechs Stunden hingelangen könnte.

In manchen Reisebeschreibungen wurde behauptet, dass der Fischfang ganz und gar in den Händen von Italienern sei, und die Bewohner der Küste von diesen ihren Bedarf kaufen müssten: das beruht aber vollkommen auf einem Irrthume, denn der bei weitem grösste Teil der Fischer sind Corsen. Monsieur Palazzi bat uns die Leute selbst zu befragen, welche zu Dutzenden am Strande sassen, und ihre Netze flickten, — es war kein einziger Italiener darunter. Der Ertrag ihrer Arbeit ist ein ausserordentlich ergiebiger, denn das Meer wimmelt von Fischen.

In diesem Hafen landete König Theodor zum letzten Male, musste aber nur zu bald einsehen, dass alle Hoffnungen für ihn geschwunden seien, dass nichts übrig bleibe, als eiligst zu fliehen.

Ein hübsches, freundliches, und reinliches Städtchen ist Isola Rossa; die Häuser mit den flachen Dächern steigen vom Strande des Meeres auf. Der Umfang ist nicht beträchtlich, denn die Ortschaft enthält nicht einmal zweitausend Seelen; viele stattliche Dörfer befinden sich in der Nähe, an den Hängen ausserordentlich malerisch gelagert, unter ihnen Monticello, Santa Reparata und Corbara. Die Häuser jener Ortschaften sind kaum in Farbe von den Felsen zu unterscheiden, auf denen sie stehen. In Monticello befindet sich die sogenannte Maison Carrée, welche Pasquale Paoli bewohnte; dort werden sein Bild und sein Siegel aufbewahrt.

Monsieur Palazzi zeigte uns das Haus, — die jetzige Kaserne, wo es General Dumouriez fast gelungen wäre, Pasquale Paoli gefangen zu nehmen. Der Franzose landete mit seinen Soldaten auf der Isola Rossa so nahen Insel,

ohne dass der grosse Patriot eine Ahnung davon hatte und umzingelte das Gebäude. Die Bewohner des Städtchens hörten die Flintenschüsse und herbeieilend retteten sie den geliebten Führer aus der Not. Auf Pasquale Paoli wird hier besonders viel gehalten; man hat seine Büste über einer Fontaine auf der Piazza errichtet.

Die Balagna ist der reichste Distrikt Corsicas, schon deshalb, weil die Bewohner selbst ihre Arbeit verrichten und keine, oder sehr wenige Italiener herbeirufen, welche an anderen Orten so beträchtliche Summen dem Lande entführen, um das Geld in der eigenen Heimat zu verzehren.

Das Hotel de l'Europe in Isola Rossa ist ein recht gutes Gasthaus.

Der Weg nach Calvi (23 $\frac{1}{2}$ Kilometer) fährt durch die niedere Balagna: Getreidefelder, Obstgärten und Weinberge reihen sich an einander an, und dichte Waldungen von Olivenbäumen dehnen sich dazwischen aus. Höchst seltsam nehmen sich auf den Bergen die Dörfer aus; zur Zeit des Mittelalters erbaut, wo alles darauf abgesehen war, jede Wohnung in eine Festung zu verwandeln, sind sie nur eine Zusammensetzung von viereckigen Türmen mit flachen Dächern. Hinaufschauend, glaubte man jeden Augenblick müsse eine Truppe Sarazenen von dort herabkommen, und den achtlosen Reisenden überfallen.

Ungefähr drei Kilometer ehe man Algajola erreicht, — dieser Ort ist alsdann schon in Sicht, — hielt der Wagen an, denn wir wollten den berühmten Granitsteinbruch besuchen, aus welchem die Vendôme Säule in Paris stammt. Ein Pfad führt rechts ab, verliert sich aber allmählich, sodass es schwer fällt die Stelle zu finden, wo

der oftbeschriebene Monolith liegt. Dieser misst zweiundsiebzig Fuss in der Länge und zwölf im Durchmesser: vor vierzig Jahren wurde er mit der Absicht gefertigt, als Riesenunterlage der Napoleonsstatue in Ajaccio zu dienen, aber später sah man die Unmöglichkeit den Koloss zu transportieren, die Kosten wären zu enorm gewesen. Jetzt liegt er im Wasser, von dem Steinbruch umgeben, welchem er entstammt. Dieser wird nicht mehr bearbeitet.

Algajola macht einen betrübenden Eindruck, indem man die stillen, öden Strassen durchschreitet, denn ein grosser Teil der Häuser steht verlassen, und diese zerfallen allmählich: seit der Entstehung Isola Rossas zogen die Besitzer dorthin. Daher kommt das Sprüchwort: „Algajola ist tot“, aber dessen wenige Bewohner trösten sich mit dem Zusatz: „Calvi liegt im Todeskampfe.“

In der kleinen Kirche St. George soll das Altarbild in der Sakristei, eine Kreuzabnahme, von Guercino und das beste Gemälde der Insel sein; man hat es aber auf unverzeihliche Weise vernachlässigt, sodass der bei weitem grösste Teil abgebröckelt ist, — das Uebriggebliebene lässt solchen Vandalismus innigst beklagen.

Die Gegend zwischen Algajola und Calvi gleicht einem Riesenpark; unter die Olivenhaine drängen sich hier in grosser Menge Orangen-, Citronen- und Granatbäume. Die Vögel schmetterten lustig, im Mai soll der Gesang der Nachtigallen, welche sich in grosser Anzahl auf der Insel befinden, wahrhaft bezaubernd sein: was man in Italien so schmerzlich vermisst, geniesst man hier in vollen Zügen.

Sobald man die Höhe erklommen, zeigt sich Lumio, das schönste Dorf, welches wir jemals erblickten; sein zur Ruine zerfallenes Schloss und die viereckigen Türme sind von zwei kegelartigen Hügeln überragt; die Kaktusse, welche nach allen Richtungen sich erheben, haben die Höhe von Bäumen erreicht. Man überschaut Calvi und die dazwischen liegende, reizende Ebene. An einer jenseits von den anderen Bergen weit ins Meer vorspringenden und die Bucht abschliessenden landzungenartigen Spitze liegt die eigentümliche Stadt, welche einer maurischen vollkommen gleicht. Der obere Teil ist stark befestigt, und mit Mauern umgeben. Links, zu Füssen der durch eine Citadelle gekrönten Anhöhe lagert die Neustadt, aus welcher der Kirchturm malerisch hervorragt. Etwas gleicht Calvi Bonifacio von der Landseite her, nur ist die an der Südspitze Corsicas gelegene Stadt viel grossartiger. Wie dort gibt es auch hier eine kleine Marina, unterhalb der Festungsmauern am Wasser sich hinziehend.

Die Ebene wird von einem Bache durchflossen, welcher sich eines eigentümlichen Namens erfreut: fiume secco (trockener Fluss) heisst er. Dort unten befindet sich der sogenannte Teich des Bischofs. Man erzählt sich folgendes: Der Bischof von Sagona kam einst nach Calvi, um seinen grossen Weinberg zu besichtigen und die Traubenernte mitzufeiern. Da wusste ein reizendes junges Mädchen sein Herz so zu bestriicken, dass er dessen Bitten nachgebend, seinen bischöflichen Ring vom Finger nahm; als er aber den Reif dem hübschen Kinde hinreichte, rollte derselbe auf die Erde hin und trotz allen Suchens konnte man ihn nicht finden. Den nächsten Morgen war der Weinberg verschwunden, und an dessen

Stelle befand sich ein Teich. Die Ueberbleibsel desselben, — überall sieht man stehendes Wasser — machen jene Gegend sehr ungesund.

Die Ebene ist auf drei Seiten von hohen, aus Granit und Porphyr bestehenden Bergen umgeben, ein Amphitheater bildend; bei klarem Wetter ragt am Horizonte der Monte Grosso und hinter ihm der höchste Granitriese Corsicas, Monte Cinto, empor, mit ewigem Schnee bedeckt.

Calvi ist viel von Winden heimgesucht, besonders der libeccio tobt manchmal furchtbar an dieser Küste.

Monsieur Arrighi, Procureur de la Republique, und Sohn des corsischen Geschichtschreibers war so freundlich uns die Sehenswürdigkeiten Calvis zu zeigen und uns manches Interessante darüber zu erzählen. Die Stadt blieb, Bonifacio gleich, den Genuesern immer innig ergeben und verfocht treulich deren Sache: dafür erhielt sie ausserordentlich viele Privilegien. Hier wohnten damals meistens genuesische Familien, welche, als Corsica definitiv an Frankreich fiel, sich einschifften, um nach ihrer Heimat zurückzukehren. Das Fahrzeug, worauf sie sich befanden, ging während eines Sturmes nahe der Insel Capraja unter und keiner wurde gerettet. Ueber dem Thore der oberen Stadt liessen die Genueser auf einer Marmortafel folgende Worte anbringen: *Civitas Calvis semper fidelis*. Als sich die Festung endlich den Franzosen ergeben musste, bildete es eine der Friedensbedingungen, dass diese Inschrift erhalten bleibe: und so geschah es auch, nur das genuesische Wappen darüber zerstörte man.

Die Einwohner Calvis behaupten steif und fest, dass Columbus in ihrer Stadt, aus einer genuesischen Familie geboren sei und man zeigt die Ueberreste des

Hauses, wo er zuerst das Licht der Welt erblickte. Kürzlich fand man einen Stein an diesem Gebäude, worauf verschiedene Figuren ausgehauen sind, welche man für das Wappen des Columbus hält, und dadurch die Thatsache bestätigt glaubt.

In jener Gegend befinden sich die Ruinen von mehreren Häusern, welche während der Kriege des letzten Jahrhunderts zerstört und nie wieder aufgebaut wurden; dieses ausgenommen macht aber Calvi den verfallenen Eindruck nicht, welchen man allen Beschreibungen nach erwartet hätte. Die Gassen der oberen Stadt, denn Strassen kann man sie nicht nennen, — sind sehr eng und winklicht, kein Wagen vermag hinauf zu dringen; in der Neustadt aber sieht man viele grosse, moderne Häuser. Calvi birgt 2000 Seelen. Die Festung, welche nach Bonifacio die beste der Insel ist, wurde im fünfzehnten Jahrhundert gegründet.

Der frühere Palast des Bischofs von Sagona wird nun zu Regierungszwecken verwendet. In der Kirche dort ist hinter dem Hochaltar ein Bild, welches dem Giotto zugeschrieben wird. Aus der Mitte hat man ein Stück herausgeschnitten, um die Nische für eine bemalte, hölzerne Heiligenstatue zu schaffen: der fehlende Teil soll der schönste des Gemäldes gewesen sein. Hinter einem Glasverschlusse und durch einen Vorhang verdeckt, wird ein wunderwirkendes Crucifix aufbewahrt. Man erzählt sich, dass als einst die Spanier und die Türken zusammen Calvi belagerten und diese Festung sehr in die Enge getrieben war, man auf den Gedanken kam, das Crucifix auf die Stadtmauer hinstellen. In banger Sorge verging die Nacht für Mannschaft und Einwohner, denn

alle zitterten vor der nächsten Zukunft. Als der Morgen endlich dämmerte, traute man seinen Augen nicht, denn wo der Feind vorher gewesen, zeigte sich alles öde und leer, — Spanier sowohl wie Türken waren verschwunden. Die Geschichte berichtet, dass Uneinigkeiten zwischen den Beiden ausbrachen, indem jeder Teil dem anderen vorwarf Schuld daran zu tragen, dass die Festung noch nicht gefallen sei und so zogen sie alle in höchstem Unmuth ab. Das Crucifix hält man aber seitdem sehr heilig.

Das frühere Schloss des genuesischen Gouverneurs ist zur Kaserne umgewandelt worden; dort befinden sich die Araber, welche in 1871 revoltierten und seitdem hier gefangen sitzen: alle Schattierungen der Gesichtsfarbe gibt es unter ihnen, weiss bis zum allerdunkelsten braun. Schmerzlich entbehren sie die Heimat, ihre zurückgelassenen Familien. Einige haben ihre Frauen, ihre Kinder nachkommen lassen. Viele, besonders die Kinder, werden unterrichtet, sie lernen lesen, schreiben und rechnen. Man bezahlt den Gefangenen einen Franken per Tag und dabei sollen sie noch Ersparnisse machen.

Der Kaserne gegenüber befindet sich das Hotel der oberen Stadt, wir zogen es aber vor das kleine Gasthaus unten zu beziehen, welches dem Jean Baptiste Columbini gehört. Gute Fische und Langousten bildeten den Hauptbestand der Mahlzeiten, worüber man keine Ursache hatte sich zu beklagen.

Auch hier wird der Fischfang durch Corsen besorgt, denn fast die ganze untere Bevölkerung ist jenem Handwerke ergeben; nur ein einziger Neapolitaner befindet sich unter ihnen. Die Korallenfischerei hingegen ist ganz

und gar in den Händen der Italiener. Abwechselnd fährt wöchentlich von Calvi und Isola Rossa Freitags ein Segelschiff nach Marseille ab und da werden jedesmal eine grosse Menge Fische und Langousten mitgeschickt: von diesen bringen die Leute immer eine Unmasse heim. Bei klarem Wetter ist die Küste von Frankreich deutlich zu erkennen.

Die Aussicht von den Fenstern des kleinen Gasthauses, welches am Rande des Wassers steht, ist köstlich; ein besonderer Hochgenuss bietet sich abends, wenn bei Sonnenuntergang die Schneeflächen des Monte Cinto von den letzten Strahlen getroffen werden, sodass jene purpurrot erglühen. Steigt aber der Vollmond auf, erglänzt der Granitriese magisch in seinem blendenden Weiss, auf der Bucht schimmern lange Silberstreifen und indem man sich vom Fenster vorbeugt und in die Fluten schaut, blitzt es überall auf.

Aus Pietät wird jeder Deutsche, dem die Zeit nicht mangelt, Calenzana, ein grosses Dorf von 3000 Seelen und 13 Kilometer von Calvi entfernt, besuchen, wo die von Carl VI. an die Genueser verkauften Söldlinge fielen. Die deutschen Hilfstruppen begannen den Feldzug im Jahre 1731 und während achtzehn Monaten verloren sie 3000 Mann, wovon 500 auf dem Schlachtfelde von Calenzana am 2. Februar 1732 blieben und man sie dort zur letzten Ruhe niederlegte.

Die Deutschen wollten Calenzana überraschen und schlichen sich in der Nacht herbei; da rief eine Stimme, — der Legende nach die des San Francesco — laut durchs Dorf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ sodass

die Leute alle erwachten. Wenige Pistolen und Flinten besaßen die Einwohner, aber sie ergriffen ihre Bienenkörbe und schleuderten dieselben den Söldnern an den Kopf. Als die Feinde sich von den Bienenschwärmen angegriffen sahen, wurden sie von einem panischen Schrecken erfasst und dieser Umstand trug viel zum Siege der Corsen an jenem Tage bei. Sehr schön besingt Gregorovius jene armen Söldlinge, welche gezwungen wurden ein Volk zu bekämpfen, das heldenmütig für seine Unabhängigkeit focht.

Durch Monsieur Arrighis Freundlichkeit war uns Monsieur Franceschi, früherer Friedensrichter von Corte, als Führer ausersehen worden. Er geleitete uns auf den Platz vor der Kirche des Ortes, wo der sogenannte Campo dei tedeschi sich befindet. Früher bedeckte ihn ein grüner Acker und üppig blühendes Gestrüpp; als man aber die Strasse anlegte, führte diese gerade über die Ruhestätte unserer Landsleute hinweg. Monsieur Franceschi deutete auf die Stelle, von einer Mauer abgeschlossen, wo unser Kutscher links, an dem Brunnen seine Pferde angebunden hatte: „Ich kann es Ihnen ansehen, wie enttäuscht Sie sind,“ sagte er. Wir vermochten es nicht zu leugnen, schien es uns doch eine Entweihung. Die Versicherung unseres Führers, dass bis auf den heutigen Tag noch die Priester am Charfreitage, nach dem Gottesdienste, das Grab der Fremdlinge, der Feinde mit Weihwasser besprengen, bildete einen Trost: fühlt man doch, dass bei einem so edelmütigen Volke die Gebeine sanft ruhen müssen. Seltsamer Kontrast auf dieser Insel, an den eigenen Landsleuten rächt man sich für die kleinste Beleidigung und hier beweist man nach anderthalb Jahrhundert

eine so seltene Treue dem Feinde, welcher herkam um diese Insel ihrer heiligsten Güter zu berauben.

Die Kapelle der Santa Restituta, ungefähr einen Kilometer von dem Orte entfernt, stammt von den Pisarnern her und soll das älteste Heiligtum Corsicas sein.

Eine Strasse verbindet jetzt Calvi mit Ajaccio über La Piana und Carghese, wir wandten uns aber der höheren Balagna zu. Die Corsen beschwören den Fremden ihre Insel nicht zu verlassen, ohne die Balagna, aber ganz besonders die höhere Balagna besucht zu haben; ihr Stolz ist vollkommen gerechtfertigt, denn für den Reisenden bietet sich eine solche Fülle der herrlichsten Bilder, indem er die 20 Kilometer morgens nach Muro und die gleiche Strecke nachmittags nach Belgodere durchfährt, dass er sich fortwährend für den Rat dankbar fühlt. Wahrlich, wer die höhere Balagna nicht sah, erblickte die köstlichste der Landschaftsperlen nicht! Dort erkennt man, im wahren Sinne des Wortes, was corsischer Boden zu leisten vermag, wenn der menschliche Fleiss sich damit abgibt. Prachtexemplare von Olivenbäumen gibt es dort; sie haben die wunderlichsten Formen angenommen, vor Alter sind sie so sehr ausgehöhlt, dass sie mit durch Mörtel verbundene Steine ausgefüllt werden mussten, aber der Blätterkrone sieht man nicht das geringste Zeichen von Kraftabnahme an. Drei Thäler durchfährt man von Calvi nach Belgodere, die von Aregno, Campiolo und Regino.

An den, die niedere Balagna abgrenzenden und amphitheatralisch sich erhebenden Bergen windet sich der Weg hin und her. Aus den dichten Hainen schauen die Ortschaften hervor; es soll deren 36 in der oberen

Balagna geben, und man behauptet, dass von einer Stelle 23 zu gleicher Zeit sichtbar seien. Wenn dieses auch übertrieben, ist ihre Anzahl gross, grösser als sonstwo auf Corsica: die herrlichsten Punkte hat man für sie ausgewählt, alle wetteifern sie um den Preis der schönsten Lage. Kein einziges befindet sich unten im Thale, wie das überhaupt auf der Insel selten der Fall ist, der Malaria wegen. Manchmal gruppieren die Ortschaften sich auf der höchsten Spitze eines schroff aus dem Thale aufsteigenden Felsens, oder ein Kloster, eine Kirche, eine Totenkapelle nimmt eine solche Stelle ein. Das Dorf San Antonino, hoch oben auf seinem Adlerhorst, bleibt überall sichtbar; man kann kaum unterscheiden ob es menschliche Wohnungen, Ruinen oder Felsblöcke sind. Oft, besonders zu Anfang der Fahrt, blickt der im Winter und Frühling beschneite Monte Grosso in die üppig blühende und grünende Gegend herein. Es ist eine Bilderreihe, deren Mannigfaltigkeit, deren Farbenspiel zu beschreiben, jede Feder zaudern müsste.

In Muro gibt es ein reinliches, kleines Gasthaus, den Schwestern Campi gehörig, von dessen Fenstern man das wunderschöne Thal überschaut. Auch in dem hochgelegenen Belgodere, dem letzten Dorfe der oberen Balagna, findet der Reisende Unterkunft, wengleich der einfachsten Art. Dort und indem man in Riesen-zickzacks zum Col Colombano, (7 Kilometer,) emporsteigt, liegt die obere und die untere Balagna vor dem Touristen, wie eine Landkarte da; besonders prachtvoll ist das Panorama, indem man sich der Höhe des Passes nähert, denn der Blick schweift bis nach Isola Rossa hin, wo man aber nur die roten Inseln sieht.

Von dem Col bis nach Ponte Leccia, durch das Thal des Asco, eines Nebenflusses des Golo, befährt man die einzige Gegend auf Corsica, von welcher man sagen muss: „sie gefällt mir nicht.“ Von dieser Seite ist die Steigung sehr stark, und jedem wäre es abzuraten, von Corte aus die Balagna zu betreten, da man diese alsdann bergab zu schnell durchjagt, und die Lage der Dörfer eine solche ist, dass ihre volle Schönheit sich, von jener Richtung kommend, dem Beschauer nicht darbietet. So wenig anziehend das Asco-Thal auch ist, es fehlt ihm nicht an einem erhabenen Zug, denn der Monte Padro, der Monte Populasco, unten so düster und ernst, oben im blendendsten Weiss erglänzend, ziehen immer wieder den Blick an; von einer Stelle sieht man sogar die höchste Spitze des Monte Cinto.

Das Asco-Thal ist seines Honigs wegen berühmt; auf Corsica schmeckt dieser im Frühjahre sehr süß und soll äusserst gesund sein, im Herbste ist er aber ausserordentlich bitter, weil alsdann von den Bienen die Arbutusblüten mit Vorliebe aufgesucht werden.

Als wir Ponteleccia erreichten, war im Hotel Cynos alles besetzt und wir mussten im zweiten Gasthause Unterkunft suchen. Dieses bietet dem Reisenden ein Beispiel davon, was er im Innern der Insel erwarten darf. Ausser der Suppe, — ohne Ausnahme enthält diese auf Corsica, sobald man die grösseren Städte verlässt, vermicelli, oder, was aber sehr selten ist, pasta, Suppenteich, — konnte man faktisch nichts weiter essen. Wir hatten Eier à la coque bestellt, man kochte sie aber hart, zerschnitt sie in vier Stücke und legte sie in ein grünes, ranziges Oel hinein, welches zur Hälfte die

Schüssel ausfüllte. Zum Ueberfluss that man Zucker, Paradiesäpfel und Anis dazu, — ein haarsträubendes Präparat. Wie häufig während unserer Reise konnte man die Thüren nicht verschliessen: „Bei uns gibt es keine Diebe!“ antwortete man, wenn wir eine Bemerkung darüber machten. Hier sahen wir bestätigt, was wir bisher nicht hatten glauben wollen: die männlichen Mitglieder der Familie setzen sich zu Tisch und werden von den weiblichen bedient; erst wenn die Herren und Gebieter der Schöpfung gegessen haben, dürfen Frau und Töchter an die eigene Mahlzeit denken. Die Männer bekommen Fleisch, Eierspeisen, Gemüse, Wein etc., die anderen aber begnügen sich mit Brot, Kastanien oder Polenta, und Wasser ist ihr einziges Getränk. In früheren Zeiten war das fast bei allen Schichten der Fall, nun trifft man es nur dann und wann bei dem unteren Volke an.

Die Strecke nach Bastia beträgt 46 Kilometer, aber es geht immer bergab. Indem man Ponteileccia verlässt, verengert sich das Golothal, in welches rückwärts der majestätische und helleuchtende Monte Padro hereinschaut. Keine 2 Kilometer weiter sieht man eine zerbrochene Brücke, eine malerische Ruine; in jener Gegend fand am 9. Mai 1769 die Schlacht von Ponte Nuovo statt, wo die Corsen ihre seit Jahrhunderten so heroisch erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit einbüssten und von wo Pasquale Paoli nach England flüchten musste. Bei dem Orte Ponte Nuovo, nur aus wenigen Häusern bestehend und eine beträchtliche Strecke von dem Schlachtfelde entfernt, öffnet sich das vorher so enge, wilde Thal zu einem weiten Becken; sehr grün und

freundlich ist es und erinnert mit den unzähligen Kastanienbäumen an die Castagniccia.

In Fontanone halten alle Eilwagen zwischen Bastia und Ajaccio an, und es ist erstaunlich, dass es dort kein besseres Gasthaus gibt. Eine Leitertreppe führt in die elende, unreinliche Wirtsstube, wo es von Hunden, Katzen und Hühnern wimmelt, welche gemütlich alle Speisen mit den Gästen teilen; manchmal gesellt sich auch ein Schwein zu den übrigen Tieren.

In Fontanone wurde Bernadotte zum Korporal ernannt und soll später oft gesagt haben, es sei der glücklichste Tag seines Lebens gewesen. Der nachherige König arbeitete an der Strasse zwischen Bastia und Ajaccio, welche damals gebaut wurde.

Bastia ist sehr hübsch gelegen, lang ausgestreckt lagert es zu Füßen der amphitheatralisch sich erhebenden Berge, welche reichlich mit Vegetation bedeckt sind; aus den Oliven-, Mandel-, Orangen- und Zitronenhainen schauen Dörfer, Klöster, Villen, Kirchen und Totenkapellen nach allen Richtungen hervor. Der ältere Teil von Bastia, Terravecchia genannt, ruht auf einer hohen felsigen, fast senkrecht aus dem Wasser aufragenden Unterlage, der neue, Terranuova, ist beinahe auf gleicher Höhe mit dem Meere. Der Hafen bildet keine Bucht. Die modernen Häuser der Stadt sind, mit Ausnahme der öffentlichen Anstalten, unschön, die älteren, wenn auch dem Kunstwerte nach nicht bemerkenswert, bieten dem Auge etwas Malerisches, besonders die Bastion St. Charles, von welcher die Stadt ihren Namen erhalten hat. Sie wurde im 14. Jahrhundert durch den genuesischen Gouverneur Lomellino erbaut. Die Citadelle aber errichtete Vincentello d' Istria im fünfzehnten Jahrhundert.

Von modernen Gebäuden zeichnen sich folgende aus: die stattliche Sous-Préfecture, der grossartige Palais de Justice, welcher durch seine Ueberladung an Marmor auffällt, und das Hospital. Die Kirchen bieten mehr überreiche Goldverzierung und Marmorschmuck, als Kunstwert; St. Jean Baptiste und La Conception sind die hauptsächlichsten, denn die Kathedrale ist kaum eines Besuches wert. In St. Jean, dem Hafen nahe, ist eine schöne Kanzel aus corsischem Marmor. Dort wurde der Graf Boissieux und Marbeuf begraben; dieser war während sechzehn Jahren Gouverneur von Corsica und wegen seiner Milde und Leutseligkeit bekannt. Umsonst erkundigt man sich nach der Stätte, weder Priester noch Kirchendiener wissen sie anzugeben: im Jahre 1795 drang nämlich ein wütender Volkshaufen ein und zerstörte die Grabmäler. In der Kirche La Conception hielt man das erste Parlament im Jahre 1795 ab.

Das Pflaster von Bastia besteht aus Marmor von Brando, nach italienischer Art in Quadern; mit grossem Stolze behaupten die Bewohner, es sei das schönste der Welt.

Die Strassen der Altstadt sind eng, krumm und unreinlich, die des modernen Theils meistens breit, sauber und schön, besonders jene la Traverse genannt, welche die ganze Stadt durchschneidet. Auf dem grossen Platz St. Nicolas befindet sich die Kolossalstatue Napoleon I., von dem Italiener Bartolini verfertigt. Dort kann man vor Sonnenaufgang manchmal die Kette der Apenninen sehen, zwischen den Inseln Capraja und Elba; sobald die feurige Kugel aber am Horizonte erscheint, verschwinden die Berge. An diesen Platz schliesst sich der neue Hafen

an. Bastia ist die grösste Stadt der Insel, denn sie enthält beinahe 20 000 Einwohner. Diese können es noch nicht verschmerzen, dass Napoleon I. seine Geburtsstätte zur Hauptstadt erhob. Die Bewohner der beiden Städte sehen sich mit scheelen Blicken an, und versuchen einander zu verdächtigen, den Wohnort der Gegner in Misskredit zu bringen.

Das Hôtel de France ist nicht so gut, wie die Gasthäuser in Ajaccio, gehört aber zu den besten der Insel.

Nichts Genussreicheres gibt es für den Touristen als auf den Bergen bei Bastia herumzustreifen, was man ja auf der Insel überall ohne die geringste Angst thun darf, weil dort vollkommene Sicherheit herrscht. Nach allen Richtungen gewinnt man die entzückendsten Blicke auf das herrliche Land und das glänzende Meer.

Eine unbeschreiblich schöne Fahrt kann man nach Ville, Cardo und dem Franziskanerkloster Sant Antonino, an den grünen Hängen entlang, machen; besonders im Frühjahr, wenn alles in der prachtvollsten Blüte steht und die Vegetation die grösstmögliche Ueppigkeit erreicht hat, ist der Ausflug anzuempfehlen. Man begreift alsdann im wahren Sinne des Wortes, dass die Bewohner der Insel im Winter sagen, die Natur sei tot, wo sie an eine solche Fülle denken. Die Blätter des Makis verschwinden unter der Unzahl Blüten. Im Laube ertönen alsdann die Klagelaute der Nachtigallen.

Vor der Kirche Ste Lucie in Ville geniesst man ein wahres Prachtpanorama auf das Kap Corso, das Meer mit den Inseln Capraja, Elba und Monte-Christo; nach Süden die Berge, worauf Vescovato und Venzolasca ruhen;

nach dem Meere zu der Strandsee Biguglia, von Schilf umkränzt. Die Einwohner von Bastia leugnen es standhaft, dass ihre Stadt im Sommer und Herbst von der Malaria heimgesucht sei, aber die Nähe des Teiches, wo die Küste weit ins Meer vorragt, überzeugt einen, dass, wenn der Wind von jener Richtung bläst, er die Miasmen hertragen muss.

Cardo ist seiner Quelle wegen berühmt, welche eine der besten der Insel sein soll. In eine Bewohnerin jenes Dorfes verliebte sich Bernadotte und war sehr unglücklich, als der Vater des jungen Mädchens die Werbung des armen Soldaten abschlug, weil dieselbe für seine Tochter unpassend sei. Diese konnte es im nachherigen Leben nie verschmerzen, dass für sie die Gelegenheit verloren ging, Königin von Schweden zu werden. Bernadotte arbeitete in einem Bureau Bastias als Beamter und wanderte oft nach der reizenden, zwischen Bäumen versteckten Ortschaft hinauf.

Das Franziskanerkloster Sant Antoninus ruht auf einem Hange oberhalb Bastia, in dessen Strassen man unmittelbar hinunterblickt, an der wunderbar schönen Chaussee nach San Fiorenzo, welche mit Bäumen bepflanzt und die köstlichste Aussicht bietend, der Liebblingsspaziergang der Bastianer ist.

Am 30. April um 10 Uhr morgens bestiegen wir den Dampfer La Valette und sagten der Insel nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte mit schwerem Herzen Lebewohl. Wer traurige Erfahrungen im Leben gemacht und durch die Selbstsucht, die Undankbarkeit der Menschen gelitten hat, für den wäre es wünschenswert, dass er ein

halbes Jahr auf Corsica verbringen könnte, bei jenem Volke, welches stets bereit ist, andern zu Lieb sich selbst zu vergessen, die grössten Opfer zu bringen, und er wird wieder an die Menschheit glauben, ihr vertrauen lernen.

Indem das Dampfboot sich vom Lande entfernt, bietet die Stadt, mit den dahinter sich erhebenden Bergen, voll dem Scheidenden sich dar. Dann steuerte man nordwärts, uns einen Blick in das Lurithal gewährend und auf den dahinter schroff emporragenden Seneca-Turm. Wir näherten uns der Insel Crapaja, Elba weit rechtslassend, sodass wir nichts davon erkennen konnten. Interessant wäre es gewesen, jenes Stückchen Erde kennen zu lernen, wo Napoleon I. einst nach seiner Abdankung mehr als dreiviertel Jahr sich aufhielt. Was mögen wohl seine Gedanken gewesen sein, als er Corsica damals erblickte und jener Stunden gedachte, da er mit so vielen Ehrenbeweisungen nach seiner Rückkehr aus Egypten in Ajaccio empfangen wurde, — das letzte Mal, dass er seine Heimatsinsel betrat.

Capraja ist ein Felsenriff vulkanischen Ursprunges, an dieser Seite gänzlich unbewohnt, man sieht kein Zeichen des Anbaues, nicht einmal einen Pfad. Jenseits, Italien zugewendet, befindet sich der Hauptort gleichen Namens, sehr lieblich gelegen.

Das Wetter war uns zuerst günstig gewesen, das Meer spiegelglatt, doch dann erhob sich der libeccio, welcher in den letzten Tagen, wie so oft, mit voller Wucht Bastia heimgesucht hatte, und schaukelte unseren kleinen Dampfer wie eine Nusschale. Schon bei der Abfahrt hatten wir die Küste Italiens gesehen, aber nun hüllte sie sich in

dichte Nebel ein; Corsica war so blau, so zauberhaft schön gewesen, nun verschwand die Insel, kaum dass die äusserste Spitze des Kap Corso aus den Wogen duftig auftauchte, als letzten Gruss den Abschluss eines Zeitraumes bildend, welcher bei uns im Geiste allezeit fortleben wird.

Register.

A

Abeau, Kanonikus 289.
Abellara 140 178.
Aitonewald 116 221.
Ajaccio 12 40 42 43 46 51 210
368 369 370.
Alata 74 75 94.
Aleria 318.
Alesanithal 316 317.
Alfonso, König 160.
Algajola 356 357.
Antibes 231.
Antoine, Bandit 250.
Appietto 84 87 94 246.
Arrighi, Geschichtsschreiber
177.
Asco, Fluss 366.
Asinara, Insel 220.

B

Bacciochi, Graf 73.
Bad Caldanelli 101.
Bad der Venus 168.
Bäder von Guagno 112.
Bäder von Guitera 184 186 189.
Balagna 334 364.
Bastelica 123 125 205.
Bastia 16 302 333 334.
Bastia-Strasse 85.
Bavellafelsen 145.
Bavellawald 145 171.
Belgodere 334.
Bella-Coscia 248.

Bennet, Dr. 315.
Bernardini, Monsieur 183.
Besuch bei den Banditen von
Bella-Coscia 248.
Bichisano 124 130 132 141
184 186.
Biguglia-Teich 331.
Bigulia, Strandsee 370.
Blumenzucht 144.
Blutinseln 90 92.
Blutrache 24.
Bocca di Verde 283.
Bocca di Vergio 222.
Bocca Sorro 113.
Bocognano 250 275.
Bonaparte, Elise 73.
Bonaparte, Marianna, Prin-
zessin 59.
Bonelli, Jacques, Bandit 250.
Bonifacio 90 120 121 137 141
145 153 156.
Boulevard Lantivi 44.
Brando 334 336.
Broccio 72 244.

C

Calcatoggio 96 212.
Calenches 228.
Calenzana, gr. Dorf 362.
Calvi 228 334 349 353 359.
Camere 168.
Campbell, Miss 50.
Campo d'Oro 83 91 92.

Campo Moro 132.
 Campo Santo vecchio 37.
 Canrobert 7.
 Capo Bianco 343.
 Capo della Testa 170.
 Capo Rosso 225 228.
 Capitello-Turm 90 121.
 Capraja 372.
 Caprera 163.
 Capri 12.
 Cardo 370 371.
 Carghese 12 93 101 212 232.
 Casabianca, Dr., Sous-Préfet
 von Sartene 181.
 Casalabriva 132.
 Casella, Hauptmann 346.
 Casinca 329.
 Castagniccia 310.
 Castelluccio 81.
 Castel Sardo 170.
 Cataccioli 159.
 Cauro 91 121 122 199.
 Cervione 317 318.
 Chanton, Monsieur de 223, 226.
 Chapelle Grecque 88.
 Charles X. 58.
 Chiaveri 81.
 Christianacce, Dorf 220.
 Col Arriccìa 198 207.
 Col Celaccia 132 133.
 Col Colombano 365.
 Col de Cerchio 352.
 Col de Prato 310.
 Col de Sevi 215 220.
 Col de Sorba 283.
 Col de Verde 192.
 Colonnas 87.
 Col San Sebastiano 95 237.
 Col Santa Lucia 334.
 Col St. Antoine 103.
 Col St. George 124.
 Corbara 355.
 Corno di Becco 343.
 Corrà 198.
 Corso Paoli 287.
 Corte 16 192 287 299.

Coscione, Berg 145 220.
 Cours Grandval in Ajaccio 45
 50.
 Cours Napoleon in Ajaccio 45 50.

D

Dianateich 318.
 Drachenhöhle 294.
 Dumouriez, General 355.

E

Eccica 210.
 Ecole Paoli 291.
 Einsiedelei Santa Trinita 161.
 Erbalunga 336.
 Ersa 343.
 Eucalyptus 22.
 Evvisa 116 212 216 223.

F

Faldetta 48.
 Familienliebe 25 107.
 Faro della Madonetta 168.
 Felsengruppe Christe Eleison
 282.
 Ferreloni, Joseph 206.
 Fesch, Kardinal 53 54 55 57.
 Fichi d'India 21.
 Filippini 28.
 Fillippo Ferdinandi 336.
 Fiume secco 358.
 Foggia-Pass 248 252.
 Folelli 326.
 Fontanone 368.
 Fort Aspreto 90.
 Franziskanerkloster 289.
 Frasseto 198.

G

Gafforis Haus 292.
 Garibaldi, Familie 163.
 Garten des Dr. Versini 74.
 Garten der Priester 74.
 Gastfreundschaft 18.
 Gasthaus des Amis in Porto
 Vecchio 171.

Gasthaus du Progrès in Santa Maria Siche 124.
 Gasthaus der Familie Desoigne 277.
 Gasthaus Luisa in Erbalunga 338.
 Gasthaus von Luri-Piazza 341.
 Geburtshaus Napoleon I. 57.
 Geistlichkeit, die corsische 34.
 Genuesertürme 97.
 Ghisone 282.
 Giampolo 3.
 Giudice della Rocca 3.
 Giuseppe, Monsieur 339.
 Golf von Ajaccio 12.
 Golf von Porto Vecchio 172.
 Golf von Sagona 95.
 Golf von San Fiorenzo 347 352.
 Golf von Valinco 132 135.
 Golo-Fluss 331.
 Golothal 295.
 Granit Orbicularis 185.
 Gravone-Fluss 83 92 258.
 Griechen 232.
 Grossetto 124 129.
 Grotte Napoleons 76.
 Guagno, Dorf 113.
 Gymnasium in Ajaccio 56.

II

Hafendorf Macinaggio 341.
 Heidendenkmäler 178.
 Hôtel Bellevue in Ajaccio 44.
 — Continental in „ 15 44.
 — de Ville „ „ 52.
 — Germania „ „ 15.
 — Schweizerhof „ „ 44.
 — de France in Bastia 370.
 Grand Hôtel de France in Bichisano 130.
 Hôtel de l'Univers in Bocognano 251.
 — de France in Bonifacio 153.
 — des Voyageurs in Carghese 234.
 — de l'Europe in Corte 300.

Hôtel Paoli in Corte 300.
 — Carrara in Evvisa 220.
 — de l'Europe in Isola Rossa 356.
 — des Voyageurs in La Piana 231.
 — de France in Piedicroce 312.
 — Cynos in Pontealeccia 302 366.
 — de France in Probriano 136 137.
 — de l'Europe in San Fiorenzo 351.
 — de la Belle Etoile in Sartene 139.
 — de l'Univers in Sartene 138.
 — du Commerce in Sartene 138 177.
 — de France in Vico 105.
 Hucherot, Friedensrichter 155.

I

Iles Sanguinaires 12 19 34 90.
 Inzecco-Schlund 282.
 Isola Rossa 334 349 353.

III

Kap Corso 225 334 352.
 Kapelle von Alata 246.
 Kapelle Bonaparte in Ajaccio 54 57.
 Kapelle Pozzo di Borgo 78 94.
 Kapelle der Santa Restituta 364.
 Kapelle San Rocca 164.
 Karl V. 159.
 Karl VI. 362.
 Kindergarten der St. Joseph-Stiftung in Ajaccio 48.
 Klima von Ajaccio 40.
 Kloster von Morosaglia 306.
 Kloster von Vallombrosa 307.
 Kolonie von Sulla 318.
 Korkeichen 66 173.

L

Laetitia Ramonilo, Madame 58.
La Piana 93 212 226 230.
Lebensmittel 184.
Lerusi, Dorf 187 188.
Leuchtturm des Pertusato 162.
Levie 146.
Liaminefluss 112.
Liamone 97.
Locande 97.
Loi la. du recel 26.
Loreto 329.
Loreto Kapelle 80 84.
Loreto di Tallano 183.
Luchetti, Familie 342.
Luri 334.

M

Maddalena Insel 160.
Madonetta, la 165.
Malaria 17 83 196.
Makis 20 22.
Marchesato 87.
Marina 164.
Marinendörfchen 336.
Marmano-Forst 282.
Marmanowälder 192.
Mezzavia 85.
Mistral 7.
Millelli 90.
Mocca 187.
Monte Baglia-Orbo 11 67 95
295.
Monte Carbo 11
Monte Cinto 11
Monte Incudine 191.
Monte Libbio 103 115.
Monte d'Oro 11 12 62 67 275.
Monte Renoso 62 67 205 208
275.
Monte Rotondo 11 62 67 103 220.
Monte Scaldasole 205 208.
Monte Tafonato 230 295.
Monte Verde 130 187.
Monticello 355.
More, Madame 55 57.

Morosaglia 302.
Murat 53.
Muro 334 365.
Myrtenbüsche 147

N

Napoleon I. 160.
Napoleon III. 55.
Napoleon, Jerome Prinz 127
Nebbio 352.
Nebbio Berge 348.
Neuhoff, Theodor von 319.
Nieswurz, corsische 96.
Nino-See 293.
Niolo 222 295.
Nonza 345.

O

l'Onda-Brücke 225.
Olivenbäume 22 173 354.
Olmetto 129 133 135 141 179
184.
Orezza 308 310 312 314.
Ornano 125.
Ortola-Thal 147.
Ostricone 352.
Ota 224.

P

Palo 318.
Paoli, Clemens 306.
Pasquale Paoli 3.
Patois 175.
Pentica-Schlucht 248.
Pentica-Bach 260.
Peraldi, Monsieur 88.
Perniziosa 322.
Pertusato-Kap 170.
Petreto, Dorf 130.
Pianottoli, Weiler 149 176.
Piccioni, Mr. 344.
Piedicroce 308 310 312.
Pin lariccio 207.
Pisciatteloffluss 91.
Pistazia Lentiscus 20 21.
Place Diamant in Ajaccio 50 52.

Place Laetitia in Ajaccio 59.
 Place du Marchè in Ajaccio 50.
 Poggio di Venaco 285.
 Ponte Belfiore 112.
 Ponte Castellano 295.
 Ponte Francardo 295.
 Ponte Leccia 295 302 303 334
 366.
 Ponte Nuovo 367.
 Ponte Nuovo, Schlacht von 4.
 Ponte Pisciatello 121.
 Popolasca 302.
 Porto 93 226 228.
 Porto, Bach 224.
 Porto Pollo 132.
 Porto Torres 170.
 Porto Vecchio 145 162 171 183.
 Porphyrfelsen von Porto 96.
 Pozzano, Dorf 140 178.
 Pozzo de Borgo, Graf Carlo
 Andrea 53.
 Probriano 129 132 135 179 184.
 Prunellifluss 91 92 208.
 Prunellischlucht 211.
 Prunellithal 124.
 Punto della Parata 13 42 88 92.

R

Restonicathal 293.
 Rizzanese 145.
 Rizzanesethal 180.
 Rocca, Jean de la 85.
 Roccapina, Vorberge 147.
 Rogliano 334 341.
 Rosmarin 20 21.
 Rue de Marchè in Ajaccio 50.
 Ruine des Schlosses Colombano
 342.
 Ruinen von Aleria 319.

S

Sagona 97 214 246.
 Sampiero, Patriot 3 123 135
 208.
 San Fiorenzo 95 334 349.
 San Francesco 161.

San Pietro di Venaco 285.
 Santa Luccia 171 180.
 Santa Lucia di Tallano 145 178.
 Santa Maria del Carmine 88.
 Santa Maria Siché 124 125 198.
 Santa Reparata 355.
 Sant Antonio, Franziskaner-
 kloster 370 371.
 Sardinien 163 170.
 Sartene 91 120 121 131 138
 141 171.
 Sarazenen 200 318.
 Sari 214 246.
 Scala di Santa Regina 295.
 Schiffmann, Dr. A. Kurarzt 37.
 Sdragonata 168.
 Sémaphore, le 162.
 Serra 145.
 Serragio 285.
 Sisco 338.
 Solaria-Quelle 71 76 80.
 Solenzara 145 171.
 Sollacaro 133.
 Sorbawald 192 282.
 Sposato 115.
 Stantari 178.
 Stazone del Diavolo 178.
 St. Antoine 81.
 St. Jean 369.
 Sträflingsanstalt St. Antoine 80.
 Sträflingsanstalt Castellucio 80.
 Sträflingsanstalt Casabianda
 282 320.
 Stretta, Weiler 308.
 Suarella, Dorf 122 210.

T

Taravofluss 191.
 Taravothal 124 188.
 Tavignano 276.
 Teich des Bischofs 358.
 Tighime-Pass 334.
 Timone 165 168.
 Tomino, Dorf 343.
 Trinité 162.
 Tron, le St. Barthèlemi 165.

Turm des Seneca 338.
 Urbino 318. **U**
 Valdoniellowald 116 221.
 Vannina, Gattin Sampieros 125.
 Vegetation 18 20 237. **338.**
 Vendetta 24 173 183.
 Venzolasca 332.
 Vergio-Pass 222.
 Vescovato 326.
 Vico 85 93 101 110 116 121 212.
 Villa Bacciochi 73.
 Villa Barbicaja 75.
 Villa Docteur Pietrasanta 75.
 Villa Milelli 84.

Villa Sebastiani 73.
 Ville 370.
 Vincentello d'Istria 288.
 Vivario 192 275 277 278.
 Vizzavona-Forst 276 280.
 Vizzavona-Schlund 250.
 Vizzavona-Tunnel 276.
 Voceri 24 209.
 Vorgebirge la Testa 163.
W
 Wein von Santa Lucia di Tallano 144.
 Weinberge 173.

Z
 Zicavo, Dorf 183 193 195 196.



Druckfehlerberichtigung.

Anmerkung: S. = Seite, Z. = Zeile, v. o. = von oben, v. u. = von unten
l. = lies, st. = statt.

- S. 4 Z. 10 v. u. l. Ponte Nuovo st. Ponte Unovo.
S. 7 Z. 2 v. o. l. Fraissinet und Valéry st. Traissinet und Valéry.
S. 10 Z. 9 v. u. l. rollte st. wollte.
S. 11 Z. 8 v. u. l. Baglea orbo st. Baglia orbo.
S. 20 Z. 15 v. u. l. Ginster st. Grinstar.
S. 23 Z. 6 v. o. l. erhebt st. erhält.
S. 28 Z. 1 v. o. l. verrammeln st. versammeln.
S. 40 Z. 8 v. o. l. Fraissinet st. Thaissinet.
S. 45 Z. 14 v. o. l. Cottages st. Cottaea.
S. 50 Z. 5 v. o. l. Makis st. Makir.
S. 54 Z. 13 v. u. l. , die Nationen st. der Nation.
S. 55 Z. 4 v. o. l. Mère st. More.
— Z. 10 v. o. l. Ramolino st. Ramonilo.
— Z. 16–17 v. o. l. nichts ist hinzugefügt, als dass sie die Mutter von Königen
gewesen sei.
S. 62 Z. 14 v. u. l. Monte Renose st. Monto Renoro.
S. 62/63 l. der vaterländischen Geschichtsschreiber.
S. 65 Z. 5 v. o. l. wie dieser letzte st. wie der folgende.
S. 68 Z. 8 v. o. l. hirsuta st. hersuta.
S. 70 Z. 1 v. o. l. Häuser st. Häuser.
S. 71 Z. 4 v. o. l. Sofario-Quelle st. Schario-Quelle.
S. 76 Z. 11 v. o. l. Kaktus opuntia st. opnatia.
S. 80 Z. 9 v. u. l. Loreto st. Loreta.
— Z. 8 v. u. l. Zickzackweg st. Zurückweg.
S. 112 Z. 10 v. o. l. Guagno st. Guagno.
— Z. 14 v. o. l. Liamoneflusses st. Liamineflusses.
S. 142 ist der Ueberschrift zu Kap. VII. voranzustellen Bonifacio.
S. 159 Z. 14 v. o. l. artesisch st. artessich.
S. 162 Z. 1 v. o. l. Schneeweisse st. Schneeweise.
S. 164 Z. 2 v. o. l. früher st. frühen.
S. 166 Z. 1 v. o. l. Ueber der Grotte Sotto al Francesco st. Ueber der erwähnten
Grotte.
S. 230 Z. 13 v. u. l. Tafonato st. Taforato.
S. 240 Z. 1 v. u. l. Aitonenwald st. Actonenwald.
S. 264 Z. 8 v. u. l. Lentikus st. Leutiskus.
S. 313 Z. 9 v. u. l. ermitteln st. vermitteln.
S. 324 Z. 5 v. u. l. Potter st. Polter.
S. 336 Z. 8 v. u. l. Erbalunga st. Erbalunge.

Winterkurort Ajaccio

Maison Dietz Meublée

Cours Grandval, nahe der englischen Kirche, 50 Zimmer enthaltend; volle Südseite mit Aussicht auf das Meer; umgeben von Gärten. Einzelne komfortable eingerichtete Zimmer mit Bedienung 2½ Frcs. täglich, Salon 4 Frcs. Familien, die ihre eigene Haushaltung wünschen, finden vollständig eingerichtete Küchen zu billigen Preisen. 3 Hôtels wo man Mittagstisch haben kann in der Nähe.

G. Dietz, Propriétaire.

Hôtel de Suisse

(hôtel et pension)

à Ajaccio.

Bâti en 1882 au boulevard Lantivy nouvellement reconstruit.

Magnifiquement situé en face du golfe et de la chaîne de montagnes.

Cet établissement est monté d'après la manière suisse; **jardin** devant l'édifice avec des réduits ombragés; **bains de mer** dans la maison; **poêles** de faïence; **corridors** chauffés; **planchers** de bois. Dans chaque chambre il y a une sonnette pour avertir la garde-malade. Madame la docteur Müller qui possède l'établissement, surveille consciencieusement les soins qu'on donne aux malades. Toutes ces circonstances permettent que même des personnes grièvement malades trouvent un refuge dans l'hôtel nommé à Ajaccio. Cet établissement est l'unique de son genre dans tout le Sud. **Pension** 8—12 Frcs. (séjour prolongé 7—11 Frcs.) selon la chambre, y compris frais de service; **salon** 8—15 Frcs. — **Touristes** prise modiques. **Poste** tous les jours, excepté le jeudi. **Traversée de Marseille** en 17 heures; de **Nizza** en 13 heures. **Prospectus** à disposition.

1916.45

28248